Viehoff, Heinrich

Handbuch der deutschen Nationalliteratur nebst einem Abriß der Literaturgeschichte, Verslehre, Poetik und Stylistik mit Aufgabensammlung ;
in drei Theilen
Bd.: 3

Braunschweig 1867

Handbuch
der
Deutschen Nationalliteratur

nebst einem Abriß der Literaturgeschichte,

Verslehre, Poetik

und Stylistik mit Aufgabensammlung.

Von

Heinrich Viehoff,

Professor und Director.

Drei Theile.

Vierte Auflage.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1867.

Handbuch

der

Deutschen Nationalliteratur.

Dritter Theil.

Proben der ältern Prosa und Poesie,

nebst einem Abriß der Literaturgeschichte,

Verslehre, Poetik und Stylistik mit Aufgabensammlung.

Ein Hülfsbuch

für den deutschen Unterricht.

Von

Heinrich Viehoff,

Professor und Director.

Vierte Auflage.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1867.

Handbuch

der

Deutschen Nationalliteratur.

Dritter Theil.

Proben der ältern Prosa und Poesie,

nebst einem Abriß der Literaturgeschichte,

Verslehre, Poetik und Stylistik mit Aufgabensammlung.

Ein Lesebuch

für den höheren Unterricht

von

Heinrich Viehoff,
Director zu Trier.

Vierte Auflage.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1867.

Vorwort.

Indem ich hiermit auf den Inhalt des Vorwortes zu dem ersten und zweiten Theile meines Handbuches der Deutschen Nationalliteratur verweise, habe ich zu diesem dritten Theile noch Folgendes zu bemerken: In dem Abriß der Literaturgeschichte, so wie in der Verslehre und dem Ueberblick der Dichtungsarten, bei denen überall auf die erläuternden und erweiternden Zuthaten des Lehrers gezählt werden durfte, habe ich mich der möglichsten Kürze beflissen. Ich bekenne aber, daß ich auch im Munde des Lehrers ausführliche theoretische Erörterungen über diese Disciplinen nicht liebe. Die wenigen dem deutschen Unterricht eingeräumten Stunden werden für den Schüler am fruchtbarsten, wenn man aus der Literaturgeschichte, Poetik und Metrik nur das Wichtigste und Wesentlichste mittheilt, dieses dann aber bei der Lectüre durch Anwendung auf Beispiele recht verdeutlicht und belebt. In diesem Sinne ist denn auch der bei Weitem größte Theil des Raums der Sammlung von Proben älterer deutscher Prosa und Poesie gewidmet worden. Den Abriß der Styllehre habe ich aus dem Grunde etwas ausführlicher behandelt, weil erfahrungsmäßig diese Seite des deutschen Unterrichts in der mündlichen Behandlung häufig zu kurz kommt. In der angehängten Sammlung von Aufgaben finden sich freilich manche Themata, die ich selbst nicht leicht den Schülern zur Bearbeitung aufgeben würde. Es gehen aber bekanntlich die Ansichten über die angemessenen Themata zu deutschen Arbeiten noch weit aus einander; und wer Andern eine Sammlung zur Auswahl bieten will, darf nicht seine Ansichten und seinen Geschmack ausschließlich zu Rathe ziehen.

Trier, im September 1858.

H. Viehoff.

Vorwort

zur zweiten Auflage.

Wie die beiden ersten Theile des Handbuchs der deutschen Nationalliteratur, darf ich auch diesen dritten Theil, da sich die Kritik im Ganzen mit Inhalt und Fassung einverstanden erklärt hat, unverändert in neuer Auflage erscheinen lassen. Von einer Seite ist mir empfohlen worden, den Abrissen der Literaturgeschichte, Metrik, Poetik und Stylistik noch einen Abriß der Prosaik hinzuzufügen, und den hierzu erforderlichen Raum durch Kürzung der Stylistik und Beschränkung der Proben älterer Poesie und Prosa auszugewinnen. Einige erfahrene Schulmänner, die ich zu Rathe gezogen, sprachen sich dagegen aus. Im Interesse künftiger Auflagen, zu denen die erfreuliche Aufnahme der ersten Hoffnung gibt, wäre es mir wünschenswerth, über diesen Punkt von mehreren Seiten ein motivirtes Urtheil zu vernehmen.

Trier, im März 1860.

H. Viehoff.

Inhaltsübersicht.

Prosa.

Poesie.

Zweite Periode.

Erster Abschnitt bis 1300.

Zweiter Abschnitt bis 1525.

Erste Abtheilung.

Prosa und Dichtungen

in ungebundener Rede.

Erste Periode

bis c. 1150.

Gothisch.

Ulfilas.

geb. 318, Bischof 348, floh 355 vor dem heidnischen Könige seines Volkes aus Dacien mit vielen Gothen nach Mösien, 388 auf der Synode zu Constantinopel (Arianer), starb in demselben Jahre. — Uebersetzung der Bibel; erhalten sind: Die Evangelien (codex argenteus in Upsala), die Paulinischen Briefe, Einiges aus dem A. T. (entdeckt zu Mailand 1818 von Majo).

Das Vater unser.

Atta unsar thu in himinam, veihnai namô thein; quimai thiudinassus theins; vairthai vilja theins, svê in himina jah ana airthai; hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga; jah aflêt uns thatei skulans sijaima, svasvê jah veis aflêtam thaim skulam unsaraim; jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausai uns af thamma ubilin; untê theina ist thiudangardi jah mahts jah vulthus in aivins. Amên.

Vater unser, du in Himmeln, geweihet werde Name dein; komme Herrschaft dein; werde Wille dein, so wie im Himmel auch auf Erden; Brod (Laib) unser das fortwährende gib uns diesen Tag; und erlaß uns, daß Schuldige wir seien, so wie auch wir erlassen den Schuldigen unseren; und nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns von dem Uebeln; denn dein ist Herrscherhaus und Macht und Glanz in Ewigkeit. Amen.

Altdeutsch.

Auslegung des Vater unser.

(Aus dem achten Jahrhundert.)

Pater noster, qui es in coëlis. Fater unser, dû pist in himilum. Mihhil gôtlich ist, daz der man den almachtîgun truhtîn sînan fater wesan quidit. Karîsit denne, daz allêrô mannô welîh sih selpan des wirdîcan gatuoe, cotes sun ze wesan.

Sanctificetur nomen tuum. Kawîhit sî namo dîn. Nist uns des duruft, daz wir des dikkêm, daz der sîn namo kawîhit werdâ, der êo was wîh enti êo ist; ûzzan des dikkamês, daz der sîn namo in uns kawîhit werdâ, enti de wîhnassî, de wir in deru taufî fona immo intfêngun, daz wir ze demu suonotakin furi inan kahaltana pringan muozîn u. s. w.

Vater unser, du bist in den Himmeln. Sehr herrlich ist, daß der Mensch den allmächtigen Herrn seinen Vater nennt (sein saget, esse dicit). Es geziemt denn, daß aller Menschen jeglicher sich selben deß würdig mache (würdigen thue), Gottes Sohn zu sein.

Geweihet sei Name dein. Nicht ist uns deß Bedürfniß, daß wir darum (deß) bitten, daß sein Name geheiligt werde, der immer war heilig und immer ist, sondern darum bitten, daß sein Name in uns geheiligt werde, und die Heiligung, die wir in der Taufe von ihm empfingen, daß wir die zu dem Sühntage vor ihn erhaltene (bewahrt) bringen müssen u. s. w.

(Vom Folgenden geben wir nur den Text des Vater unser, mit Weglassung der Auslegung.) Píqhuemê rîhhi dîn; wesâ dîn willo, sama sô in himile ist, sama in erdu; pilipi unsraz emizzîgaz (fortwährendes) kip uns êogawanna (immerdar); enti flâz uns unsrô sculdî, samo sô wir flâzzamês unsrêm scolôm; enti princ unsih ni in chorunha; uzzan kanerî unsih fona allêm suntôn. Amen.

Exhortatio ad plebem christianam.

(Aus dem Lateinischen.)

Hlosêt ir, chindô liupôstûn, rihtida therâ galaupâ, the ir in herzin kahuctlîcho hapên sculut, ir den christânun namun intfangan eigut; thaz ist chundida iwerêrâ Christânheiti, fona demo truhtîne in man gaplâsan, fona sîn selpes jungirôn kasezzit.

Therâ galaupâ gawisso fôhiu wort sint, nzân drâto michilu garûni dâr inne sint pivangan. Wîho âtum gawisso dêm meistrum therâ christânheiti, dêm wîhôm potôm sînêm, theisu wort tihtôta suslîhherâ churtnassi, zadiu (thaz) allêm christânêm za galaupjan ist, jâ auh simplun za pigehan, thaz mahtîn allê farstantan, jâ in gahuhtî gahapên u. s. w.

Höret ihr, der Kinder liebste, die Richtschnur des Glaubens, die ihr im Herzen eingedenk haben sollt, (die) ihr den christlichen Namen empfanget habet, das ist Kunde eurer Christenheit, von dem Herrn in den Menschen (viell. innân zu lesen) geblasen, von seinen eigenen Jüngern gesetzt.

Des Glaubens sind gewiß wenige Worte, aber sehr große Geheimnisse sind darin befangen. Der heilige Geist gewiß den Meistern der Christenheit, den heiligen Boten seinen, diese Worte dictirte solcher Kürze, zu dem daß allen Christen zu glauben ist, und auch immer zu bekennen, daß möchten alle verstehen, und im Gedächtnisse haben u. s. w.

Interlinear-Uebersetzung des Ambrosianischen Lobgesanges.

Thih cot lopêmes,	Te Deum laudamus,
thih truhtnan gehemês,	Te dominum confitemur,
thih êwîgan fater	Te æternum patrem
êokiwelîh erda wirdit.	omnis terra veneratur.
Thir allê engilâ, thir himila	Tibi omnes angeli, tibi cœli
inti allô kiwaltidô,	et universæ potestates,
thir Cherubîm inti Seraphîm	Tibi Cherubim et Seraphim
unbilibanlîchêru stimmô forharênt:	incessabili voce proclamant:
wîhêr wîhêr wîhêr	Sanctus sanctus sanctus
truhtin cot herrô!	Dominus Deus Sabaoth!
folliu sint himilâ inti erda	Pleni sunt cœli et terra
therâ meginchreftî tiuridâ thînêrâ!	majestate gloriæ tuæ!
Thih tiurlîchêr potônô cart,	Te gloriosus apostolorum chorus,
thih wîzagônô loplîchiu ruava,	Te prophetarum laudabilis numerus,
thih urchundônô kascônnôt	Te martyrum candidatus
lobôt heri u. s. w.	laudat exercitus u. s. w.

Uebersetzung des Isidorus
de nativitate domini.

Ibu xpist (*XPIΣT*) Got nist, saghêên nû dheâ unchilaubun uns, zi hwemu Got wâri sprehhendi in Genesi dhâr ir quhaad: Duoêmês mannan uns anachilîhhan, endi in unsêru chilîhnissu? So dhâr auh after ist chiquhedan: endi Got chiscuof mannan anachilîhhan endi chilîhhan Gote chifrumida dhen.

Suohhên dheâ nû avur, hwelîh got chiscuofi, odho in hwelîhhes gotnissu anachilîhhan mannan chifrumidi, dhen ir chiscuof. Ibu sie antwurdant endi quhedant: in angilô;

Si Christus deus non est, dicant nobis, quem sit affatus Deus in Genesi, cum diceret: Faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram? Sic enim subjungitur: et creavit Deus hominem, ad imaginem et similitudinem Dei creavit illum.

Quaerant ergo: quis Deus creavit, aut ad cujus Dei imaginem condidit hominem, quem creavit? Quod si respondeant: ad angelorum; num angelus aequalem cum Deo habet

inuni angil nist anaebanchilîh Gote? Dhanne sô dhrâto mihhil undarscheit ist undar dherâ chiscaftî chilîhnissu, endi dhes izs al chiscuof. Odho mahti angil sô sama sô Got mannan chifrumman? Dhazs sô zi chilaubanne, mihhil wuotnissa ist. Hwemu ist dhizs nû zi quhedanne? odho zi hwes chilîhnissu wardh man chiscaffan, nibu zi dhes dher anaebanlîh ist Gote endi chinamno ist mit Godu?

imaginem? dum multum distet imago creaturæ ab eo qui creavit. Aut numquid angelus cum Deo potuit facere hominem? Quod ita existimare magnæ dementiæ est. Cui ergo dicitur? Aut ad cujus imaginem homo conditus creditur, nisi ad ejus, cujus una imago cum Deo est et unicum nomen divinitatis?

Schwur Karl's des Kahlen (842).*)

Ludwig des Deutschen Volk schwur auch in deutscher Sprache, während Ludwig selbst und Karl's Volk in romanischer Sprache den Eid leisteten.

In Godes minna ind in thes christiânes folches ind unser bêdherô gehaltnissi, fon desemo dago frammordes, sô fram sô mir Got gewizsci indi maht furgibit, sô haldih tesan mînan bruodher sôsô man mit rehtû sînan bruodher scal, in thiû thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, thê mînan willon imo ce scadhen werdhên.

In Gottes Liebe und in des christliches Volkes und unser Beider Erhaltung, von diesem Tage fortan, so weit als mir Gott Wissen und Macht gibt, so halte ich diesen meinen Bruder, so wie man mit Recht seinen Bruder soll, in dem daß er mir eben so thue, und mit Lothar in kein Dinge nicht gehe ich, das mit meinem Willen ihm zu Schaden werde.

Uebersetzung von Tatian's Evangelien-Harmonie,

aus dem 9. Jahrhundert, treffliche Quelle für Kenntniß der Sprache.

Das Vater unser.

Fater unser, thû thar bist in himile, sî geheilagôt thîn namo; queme thîn rîhhi; sî thîn willo, sô her in himile ist, sô sî her in erda; unser brot tagalîhhaz gib uns hiutu; inti furlâz uns unsara sculdî, sô wir furlâzamês unsaron sculdigon; inti ni geleites unsih in costunga; ûzouh arlosi unsih fon ubile.

Evangel. Joh.

In anaginne was wort, inti thas wort was mit gote, inti got selbo was thaz wort. Thaz was in anaginne mit gote; alliu thuruh thaz wurdun gitan, inti uzzan siu ni was wiht gitanes, thaz dar gitan was. Thaz lib was in imo, inti thaz lib was lioht manno. Inti thaz lioht in finstarnessen leuhta, u. s. w.

Notker Labeo,

(teutonicus), Mönch zu St. Gallen, starb den 29. Juni 1022 an der Pest. — Uebersetzung der Psalmen (nebst Erklärung), des Boethius vom Trost der Philosophie, des Organon von Aristoteles und des Marcianus Capella.

Uebersetzung des ersten Psalms.

Der man ist sâlig, der in dero argôn rat ne gegieng, noh an dero sundigôn wege ne stuont, noh an dem suhtstuole ne saz; nube der ist sâlig, tes willo an Gotes êo ist, unde der dara ana denchet tag unde naht. Unde der gediehet alsô wola sô der boum, der bî demo rinnenten wazere gesezzet ist, der zîtigo sînen wuocher gibet, noh sîn

*) Zur Vergleichung der Schwur Ludwig's in romanischer Sprache: Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

loub ne riset, unde framdiuhent alliu diu der boum biret unde bringet. Sô wola ne gediehent aber die argon; sone diehent sie; nube sie zefarent alsô daz stuppe dero erdo, daz ter wind ferwahet. Pediu ne erstânt arge ze dero urteilido; noh sundige ne sizzent danne in demo râte dero rehtôn; wanda Got weiz ten weg dero rehtôn, unde dero argôn fart wirt ferloren.

Aus der Uebersetzung des Boethius.

(Orpheus in der Unterwelt.)

Ercham sih tô der driu huobet habento turowart (Thürhüter, Cerberus) sus ungewones sanges; unde die drî rechegernun suesterâ, die fertâne menniske getuont skihtige, die ruzen fore âmere (B. quæ sontes agitant metu ultrices scelerum deæ jam maestæ lacrimis madent); noh Ixionem ne treib inindiu daz rad zetale; unde der fore durste ercheleto Tantalus ter ne ruohta (kümmerte sich) dô des wazeres; unde sanges satêr ne az ter gîr (Geier) inindiu Tytio diu lebera. Ze lezest chad ter hellogot, wanda in erbarmeta iz ouh; waz mugen wir nû mer? ergebên demo man sîn wîb ze mieto (Lohn) umbe sînen sangleih (B. emtam carmine), aber in dien worten unde mit tero gedingûn unde mit tero scaffungo, — taz er hinnân farendo sih ne hinder sehe. Wer mag wineskefte scaffunga getuon? Selbiu diu winescaft scaffôt iro selbûn (B. major lex amor est sibi): sô er sia nâh ze liehte brâhta, dâr warteta er iro, dâr ferlôs er sia, dâr sturzta er selbo. — Tiz spel (fabula) sihet zû ze iu, ir (die ihr) daz muot peginnent wenden an den ûf wertigen dag, wanda der sih taranâh keloubet unde aber widere sihet ze dero hello, sînen gelusten folgendo, — ter ferliuset tara sehendo, — taz er tiures kewan.

Williram,

Abt zu Ebersberg in Baiern, gestorben 1085. — Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes.

Aus der Uebersetzung des hohen Liedes.

Hevîgiu wazzer ne mohton irleskan die minna, noh die aha berunent sie. Svie drâte der persecutorum minæ wâren, unte svie listlîch iro blandimenta wâren, sie ne mohten iedoch in mînen holdon daz fiur unte daz ernost mîner minnon irleskan, noh ne mugon sie von der stâtekheite des geloiben concutere; wante sie supra petram, id est, supra me sint fundati. Obe der mennisco al sîn guot hina gegît, iz ist imo inkegin mîner minnon dez minnist. Sven mîn dilectio perfecte inflammat, siu machet in contemptorem allis irdisgen guotes unte machet in giregan des êwegen rîchtuomes.

Predigtbruchstück aus dem 10. Jahrhundert.

Daz evangelium zelit uns, daz daz himilrih kelih si demo huosherro, der des morgenis fruo in sinan winkarten samenote die werhliuti. Wer wirdit rehtere kikagenmazzit demo huosherren, denne unser herro der heilige Christ? der dir rihtet alla, die er kiscuof, also der huosherro rihtet die imo untertanen. Der huosherro ladote allen den tac die werhliute in sinan winkarten, sumeliche fruo, sumeliche ze mittemo morgene, sumeliche ze mittemo taga, sumeliche ze nona, sumeliche ana demo abanda, oder in svelihemo cite si imo zuochomen. Also gistilte unser herro der almahtige got vono anakenge dere werlti unzi ana den ente die predigare ci sentenna zi dera lera sinere irwelitono. Der winkarte pizeichinet die gotes e, in der dir kisellet unte gerihtet werdent elliu reht, also die winreba kerihtet wirdit in dem scuzzelinge. Die werh, die man dar inna wurchen scol, daz ist diu chuske, diu kidult, diu guote, diu ensticheit unte andere tugendi desin gelihe.

Das Vater unser aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts.

Fater unser, dû in himile bist; dîn namo werde geheiligôt; dîn rîche chome; dîn willo gescehe in erdo alsô in himele; unser tagelîcha brôt kib uns hiuto; unde unsere sculde belâz uns, alsô ouh wir belâzen unseren sculdigen, unde in chorunga ne leitest dû unsih; nube lôse unsih fone ubele.

Physiologus I. und II.

I. Serra.

In demo mere ist einez heizzet serra, daz hebet vile lange dorne in imo. Sôsez diu schef gesihet, sô rihted ez ûf sîne vedera unde sînen zagel, unde wil die segela antderôn. Denez sô eine wîle geduot, sô wird ez sâ moude unde glôbet sih. — Daz mere bizeichenet dise werelt, diu schef bizeichenent die heiligen boten, die dir ubervuoren unde uberwundan alliu diu widerwart, diu giwel dirro werelde; diu serra bizeichenet den, der dir ist unstâdes muodes, der dir eine wîle schînet annen rehden werchan unde aber an dien nieht ne volle stêt.

II. Serra.

Ein ander tier ist in dem mer unt heizet serra. Sô diu serra dehein scef gisihit in dem mera fliezen, sô vert siu dare und spreitet den zagil unt die federe, daz si segelen mege ingegen dem sceffe; daz tuot si sô lange, unzi si nieht mere fliezen mach vor muode, sô vert si widere dannan si dare chom. — Daz mere bezeichinet die werlt, daz scef meinet wîssagen unt mînes trehtines poten, die in der werlte fuoren, unt die uberwunten. Diu serra bezeichinet die der sumestunt zuo guoten sich bichêrent unt darana nieht volstân ne mugin.

Aus der Uebersetzung des Nortpert.

12. Jahrhundert. (Nortperti Tractatus de virtutibus.)

1. De sapientia.

Vor allen dingen sol mennesce ervorscôn, welîchiu sîge diu wâre gewizzede unte diu wâre wîsheit; wante diu wîsheit dirre werlte ist ein tumbheit vore gote. Diu wâre gewizzede ist, daz dû dich pechêrêst von dên sunton, die des tiuvels dienest sint; unte diu wâre wîsheit ist, daz dû got uobêst nâch der wârheit sîner gebote. In disen zewein dingen sô wirt der êwîge lîb gewunnen; alse David sprichet: Chêre dich von dem ubele unte tuo daz guot. Wan ez en genouget neheineme, daz er daz ubel vermîdet, er ne wellê daz guote tuon; noch en hilfet nieht, daz er daz guote tuot, er ne wellê daz ubele verlâzen. Aller der sus wîse ist, der ist âne zwîvel iemer sâlic. Daz ist aver der sâlige lîb, daz dû got erchennêst.

2. De Fide.

Diu channusse gotes unte diu gewizzede der wârheite, diu scoltû aver gelirnon durch die allîchen geloube; wan âne sie sô ne mac nieman gote gelîchen. Der ist wârlîche sâlîc, der in der rehtun geloube wol lebet, unt in demo guoten lebenne die rehtun geloube behuotet. Wan alsô diu geloube ubbîc ist âne guotiu werch, alsô sint diu guoten werch nieht âne rehte geloube. Dannan sprichit St. Jacobus, mînes trehtenes bote, alsus: Was hilfet, mîne bruodere, ob ir sprechent, daz ir geloubîc sîgent, en habent ir der guoten werche nieht? Mak denne diu geloube iemen behalten, diu nieht ist âne diu werch? Alsô der lîchaname erstirbet, sô der geist in verlât, alsô ist diu geloube tôt, sô siu der werche nieht hât.

Zweite Periode

c. 1150 bis 1525.

David von Augsburg,

wahrscheinlich zwischen 1210 und 1220 zu Regensburg geboren, Franziscaner, erst Novizenmeister und Prof. der Theologie im Barfüßerkloster zu Regensburg, später in gleicher Eigenschaft nach Augsburg übergesiedelt, wo er als Prediger und Lehrer wirkte bis zu seinem Tode, am 15. November 1271. — Lateinische und deutsche Schriften (Reden, Gebete religiös-moralische Abhandlungen; besonders bemerkenswerth „die sieben Vorregeln der Tugend" und der „Spiegel der Tugend." (Wahrscheinlich ist er auch Verfasser des Schwabenspiegels, siehe Seite 7.)

Aus dem „spiegel der tugent."

(Eingang.)

Unser hêrre Jêsus Kristus der hât sich selben gediemüetiget ze allen den dingen, diu uns zuo dem êwigen heile nütze und nôtdürftic sint, von ganzen triuwen. Dâ

von sô ist daz billich, daz ouch wir uns vlîzen alle zît, nâch sînem willen unser herze und unser leben ze rihten, wan sîn wille ist ein forme aller rehtekeit und ist diu êrste unde diu hoehste rehtekeit, unde sô im ie næher sô ie rehter. Unde wan wir sînes willen an sîner gotheit niht erkennen möhten, dar umbe enpfienc er die menscheit an sich, als er den engeln in dem himele geoffent hête sînen willen in sîner gotheit, daz er ouch selbe uns menschen hie en erde lêrte sînen willen mit sîner menscheit, diu nâch der gotheit alsô gänzlîchen geordent ist an aller heilekeit, als iz zimlich ist gotmenschen in einer persôn vereinet. Er ist ein spiegel aller volkomenheit, dar inne wir uns alle zît ersehen süln, waz got von uns vorder ze behalten, unde wes an uns gebreste nâch sînem inneristen willen. Sô ein iegelich mensch ie ofter disen spiegel für sich setzet unde ie vlîzeclîcher sich selben dar nâch rihtet unde reinet, sô er den gotlîchen spiegel ie klârlîcher in dem himele ansehende wirt und ie volleclîcher von sînem brehendem glaste erliuhtet. Dar umbe wart er hôch an das kriuze erhoeret unde genagelt offenlîchen ûf dem velde aller der werlde an ze sehenne (als man die spiegel spulget an die türsiule ze nageln, daz die ûz und in gênden sich dar inne ersehen), daz wir alle an im lernen die tugentforme, die er uns hât ûf erde brâht von der himelschuole, der oberisten tugende schuolmeister. Sîniu wort, sîniu werc sint allez tugentletzen, unde doch sunderlich lêrte er dise tugent, dô er sprach: „lernent von mir, wan ich senfte bin unde diemüetiges herzen, sô vindet ir ruowe iuwern sêlen: mîn joch ist senftsüeze und mîn bürde ist ringe.“ Die andern tugent lêrte er, dô er sprach: „dar an erkennent alle, die erkantnüsse haben, daz ir mîne lêrjunger sît, ob ir minne zuo einander habet, als ich euch geminnet hân.“ Sît er selbe giht, daz wir dise tugent von im lernen suln, swer nû sîn schuolkint wil sîn, der zeige ez an der lernunge: der wol lernende schuolære ervreut und êret sînen schuolmeister Jêsum Kristum.

Berthold von Regensburg,

geboren wahrscheinlich zu Regensburg (nach Andern zu Winterthur, und Andern zu Augsburg) um 1225, trat zu Regensburg in den Franziscanerorden, ward Schüler David's von Augsburg, der ihn später auf seinen großen Prediger-Reisen begleitete. Berthold starb zu Regensburg 1272. — Seine Predigten übten allenthalben eine außerordentliche Wirkung aus.

Von zwein buochen.

Uns hât der almehtige got zwei grôziu buoch gegeben, dâ wir an lesen süln und lernen guotiu ding und nützíu ding, der uns zuo lîbe und zuo sêle nôt ist. Der ist einz von der alten ê und eins von der niuwen ê, reht als sich der sermo anhebet von den siben planêten, diu selben wort sol man hie sprechen allesampt. Wanne der almehtige got hât uns alle ding zuo nutze und zuo guote geschaffen, einhalp zuo dem lîbe und anderhalp zuo der sêle. Und alsô hât er uns die sternen gegeben an dem himel und allez, daz ûf ertrîch ist, und wie ir iu daz nütze machen sült an der sêle. Und dâ von süllet ir lesen an iuwern buochen, an dem himel und an der erden. Ir sült an der erden lernen und an boumen und an dem korne und an den bluomen und an dem grase. Als tet der guote sant Bernhart.

„Ich suoche den gehiuren
an allen crêatiuren.“

Sô möhten alle crêatiure wol sprechen, ob si künden sprechen: „unser vil manigvaltiu wunder enhaben wir von uns selber niht, wir haben sie von dem, des dîn sêle gernde ist.“

„Sô suoche ich den gehiuren
an allen crêatiuren,
an aller vögelîn sange
und aller seiten clange.“

Sô möhte aller vögelin sange und harpfen clange wol sprechen, ob sie künden sprechen: „unser manigvalte wünneclîche stimme und unser süeze stimme die haben wir von uns selber niht, wir haben sie von dem, des dîn sêle begernde ist.“

„Ich suoche den gehiuren,
an allen crêatiuren,
an aller bluomen varwe
und aller wurze crefte.“

Sô möhten vil wol sprechen bluomen und wurze, ob sie künden sprechen: „unser maniger ley liehte varwe und unser wünneclîche süeze craft die haben wir von uns selber niht, wir haben sie von dem, des dîn

sêle begernde ist.“ Und alsô hât der almehtige got alle ding dem menschen zuo dienste und zuo nutze geschaffen zuo dem lîbe und zuo der sêle. (Zunächst wird dann weiter entwickelt, was wir aus dem Buch der Erde, insbesondere an den Bäumen lernen sollen. An der erden sült ir bî dem tage lesen an den nidern buochen; so sült ir an den obern buochen bî der naht lesen an dem himel, worauf dann im zweiten Haupttheil gelehrt wird; was aus dem Himmelsbuche an den Sternen zu lernen sei.)

Aus dem Schwabenspiegel.

(Wahrscheinlich von David von Augsburg, siehe Seite 5.)

(Eingang.)

(Zuerst wird entwickelt, daß der Schöpfer dem Menschen eine dreifache Würde verliehen: Gott schuf ihn nach seinem Bilde; er machte ihm die ganze Schöpfung nutz- und dienstbar; er bestimmte ihn zum Mitgenuß ewiger Seligkeit.)

Sît uns got in sô hôher werdikeit geschafen hât, sô wil er ouch daz wir werdez leben haben, unde daz wir einander wirde unde êre erbieten, triuwe unde wârheit, niht haz unde nît einander tragen. Wir sullen mit fride under einander leben. Fridlich leben hât unser herre got liep. Wan er kom vom himelrîche ûf erderîche durch anders niht wan durch den rehten fride, daz er uns einen rehten fride schüefe vor der êwigen marter, ob wir selben wellen. Unde dâ von sungen die engel ob der krippen: „Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonæ voluntatis, Gots êre in dem himel, unde guot fride ûf der erden allen den die guoten willen habent ûf erderîche.“ Dô unser herre got hie uf erderîche gie, sô was daz ie sîn ellich wort „Pax vobis!“ daz sprichet: „der fride sî mit iu!“ und alsô sprach er alle zît zuo sînen jungern unde zuo andern liuten; unde dâ bî suln wir merken wie rehte liep der almehtige got den rehten fride hât. Wan dô er von erdenrîche wider ûf zuo himel fuor, do sprach er aber zuo sînen jungern: „der fride sî mit iu!“ unde enphalh dem guoten Sant Pêter daz er phleger wære über den rehten fride, unde gap im den gewalt daz er den himel ûf slüze allen den, die den fride hielten, unde swer den fride bræche, daz er dem den himel vor beslüze. Daz ist alsô gesprochen: unde alle die diu gebot unsers herren zebrechent, die haben ouch den rehten fride gebrochen . . . unde swer diu gebot unsers herren zebrichet, daz richet er billîchen an im. Unde dem er den gewalt verlihen hât, daz ist der pâbst. der sol an gotes stat rihten unze an den jungisten tac. sô wil danne got selbe rihten kleine unde grôz, übel unde guot, alles daz hinnen dar niht gerihtet ist. unde dar umbe wil man an disem buoche lêren alle die, die gerihtes pflegen sullen, wie si ze rehte rihten sullen nâch gôtes willen, als manic heiliger man die in der alten ê unde in der niuwen ê rihter wâren unde alsô hânt gerihtet, daz si mit ir gerihte die êwigen freude hânt besezen. Unde swer ouch anders rihtet wan an disem buoche stêt, der sol wizen daz got vil zorniclîchen über in wil rihten an dem jungisten tage. Sît nû got des frides fürste heizet, sô liez er zwei swert hie ûf erderîche, dô er ze himel fuor, ze schirme der kristenheît. diu lech got Sant Pêter beidiu, daz eine mit geistlîchem gerihte unde daz ander mit wereltlîchem gerihte. Daz wereltlîche swert des gerihtes, daz lîhet der pâbst dem keiser, das geistlîche ist dem pâbest gesezet, daz er dâ mit rihte. Dem pâbest ist gesezet ze bescheidenlîcher zît ze rîten ûf einem blanken pherde, unde der keiser sol dem pâbest den stegreif haben, daz sich der satel iht winde. daz bezeichent als vil: swaz dem pâbest widerstêt, des er mit geistlîchem gerihte nit betwingen mac, daz soll der keiser unde ander wereltlich gerihte betwingen mit der aehte.

Aus dem Sachsenspiegel,

älter, als der Schwabenspiegel und die Grundlage desselben, schon im Anfange des 13. Jahrhunderts von Eyke oder Ecko von Repgow gesammelt, ursprünglich lateinisch abgefaßt, später von Repgow selbst in's Niederdeutsche frei übertragen.

De twe swert.

(Vergl. den Schluß des vorhergehenden Stückes.)

Twe swert leit got op ertrike to beschermen de cristenheit: deme pawese dat gestlike, vnd dem keyser dat wertlike. Deme pawese is ok ghesat to riden to beschedener tiid op enem blanken perde. de keyser sal eme den stegherep holden dor dat de sadel nicht en wynde. dit is de bekantnisse, wat

de pawes und gestlike rechte nicht bedwyngen moyge, dat sal de keyser mit wertliken rechte bedwyngen dem pawese horsam to wesene. Sus sal de gestlike walt ok helpen deme wertliken rechte offt es id bedarf.

Johann Tauler,

wahrscheinlich 1290 zu Straßburg geboren, trat zu Cöln in den Dominicanerorden und wurde Schüler Eckhart's, des Ersten der deutschen Mystiker. Später zog er nach Straßburg, wo er als Prediger wirkte bis zu seinem Tode im Jahre 1361. — Predigten und didaktische Schriften (Nachfolge des armen Lebens Christi und Anderes).

Aus einer Predigt über Joh. 17, 5.

Der sun gots, do er uff hueb seine ougen in den himel, sprach er: Vatter, mach klar dein sun. Diss werck lert unss, das wir uff söllen heben al unser sinn, hende, krefft und gemuet in die höhe, und betten in im, mitt im und durch in. difs ist das aller hochwürdigist gebett und werck, das gots sun hie thet, do er seinen vatter an bettet. difs ist aller menschen vernunfft überchwencklich, und kan nienderts hier zuo kommen, noch versteen, es sey dann von dem heiligen geist. Von dem gebett spricht Anfselmus und sant Augustinus, das es sei ein uffgang des gemuets in gott. Die reichen menschen kommen zuo euch und gebent euch armen, verzerten, krancken kinderen IV heller oder VI und heissent euch etwa vil gebett machen, oder hundert pater noster sprechen, und gebent euch villeicht VI pfennig. Von dysem kauff und sunst von andern weisen helt got als vil, als er will. Aber ich sag dir ein ding: ker dich in der warheit von dir selber und von allen geschaffen dingen, und richte dein gemuet gantz uff in gott, über alle creatur, in den tieffen abgrund; darin versenck deinen geist in gottes geist, in warer gelafsenheit, in allen deinen öbersten und nidersten kreften, über alle sinne und verstentnufs, in einer waren vereinigung mit got, innerlich in dem grund: mit disem überkomestu alle wort und weifs und übung. Und darin bitt für alles, dafür du schuldig bist zuo bitten, und daz die menschen von dir begern, und für alles, darumb got wil gebetten werden. Und wifs: als klein ein haller gegen hundert tusent marck golds, also ist alles ufswendig gebett gen disem inwendigen gebett, daz da ist und heifst ware einung mit got, des geschaffen geists versincken und verschmeltzen in den unbeschaffen geist gottes.

Heinrich Suso,

vom Geschlecht derer vom Berg im Hegau stammend, von seiner Mutter geborenen Seuse latinisirt Suso genannt, geboren um 1300 zu Constanz, trat in den Dominicanerorden, ward in Cöln Eckhart's Schüler und mit Tauler befreundet, führte als Prediger ein wanderndes Leben, verweilte zuletzt in Ulm, wo er 1366 starb. — Unter seinen Schriften sind sein „Leben" und das „Büchlein von der ewigen Weisheit" (neuhochdeutsch von Diepenbrock) besonders hervorzuheben.

Aus dem Büchlein von der ewigen Weisheit.

Das dritte, warumbe ez Got sinen friunden als reht übel gestatet in zit.

Der diener: Herr, so ist ein dinge in meinem herzen: getörsti ich daz ze dir gesprechen! Ach süesser herr, wan getörst ich nu mit dinem urloup mit dir disputieren, als der heilig Jeremias. Zarter herr, nu zürn nit, und hoer ez gedulteklich. Herr siu sprechent also, wie inneklich süesse din minne und din friuntschaft sie, so last du sie doch dinen friunden understunden gar sur werden mit mengem bitterlichen lidenne, daz du in zuo sendest von verschmehede von aller der welt, um von menger widerwertekeit beidiu uswendig und inwendig. So ein mensche doch erest getritet in din friuntschaft, so ist der ereste trit darnach, daz er sich bereite und bewegenlich setze uf liden. Herr, durch dine güeti, waz mugen sin süessekeit hier inne han? ald wie mahstu ez allez erliden an dinen friunden? oder geruochest du ez nit zewissene?

Entwürt der ewigen wisheit: Alz mich min vatter minnet, also minne ich mine friunde. Ich tuon minen friunden nu, alz ich in han getan von anegenge der welte biz an disen hiutigen tag.

Der diener: Herr, daz ist, daz man da klagt; und darumbe so sprechent siu, daz du so weinig fruinden hast, wan du ez in so gar übel in diser welt gestatest. Herr, darum ist ir ouch fil, so siu din friuntschaft erwerbent, und siu in lidenne beweret son werden, daz siu dir ab gant. Owe und daz ich mit herzklichem leid und mit biterlichen trehen minez herzen muoz sprechen, daz siu denn wider hinder sich gant, uf daz siu gelassen durch dich hatten. Herr mine, was sprichest du hier zuo?

Entwürt der ewigen wisheit: Disiu klag ist dero menschen, diu krankes gelouben siut und kleiner werke, lawes lebens und ungeveptes geistes. Aber du geminnetiu wol uf mit dinem muote ufser dem horwe und der tiefen lachen liplicher wollust, entsliufs din inren sinne; tuo uf diniu geistlichen ougen und luog. Nim eben war, waz du bist, wa du bist und waz du hoerest; sich, so maht du grifen, daz ich minen friunden daz aller minneklichste tuon. Du bist nach dinem naturlichen wesenne ein spiegel der gotheit; du bist ein bild der drivaltekeit und bist ein exemplar der ewikeit. Und als ich in miner ewigen ungewordenheit bin daz guot, daz da ist endeloz, also bist du nach diner begirde grundeloz; und als weinig ein kleines tröpheli erschiusset in der hohen tiefe des meres, als weinig erschusse an der erfüllunge diner begirde allez, daz diu welt geleisten mag. So bist du in dem ellenden iammertal, in dem liep mit leid, lachen mit weinenne, froed mit trurkeit vermischet ist, in dem ganze froed nie herz gewan. Wan ez triuget und liuget, alz ich dir sagen wil; ez geheisset vil und leistet weinig; ez ist kurz, unstet und wandelbar; hiut liebez vil, morn leidez ein herz vol. Sich, daz ist dises zites spil.

Hermann von Fritzlar,

aus Fritzlar in Hessen stammend, blühte um die Mitte des 14. Jahrhunderts, machte große Reisen (nach Italien, Frankreich, Spanien, Portugal). — Buch von der Heiligen Leben (nach seinem Geständniß aus vielen andern Büchern und Predigten zusammengetragen).

Sancte Bonifacien tac.

Nun beget hute sancte Bonifacien tac und siner gesellen, di di marter liden mit ime durch Gotes ere. Von dîseme herren sancto Bonifacio were vil zu sagen, wan wir lesen groze buch von sinen tugenden und von siner lere, da vone uch lanc zu sagene were. Doch sullet ir enwenic von ime vorneme, daz ir wizzet, war umme ir in zu rechte eren sullet. Dirre heilige Bonifacius was burtic von Britannjen von hoheme kunne und ergap sich in siner kintheit an Gotes dinstane sines vater willen, und wart an Gotes dinst also gelart und also vollekumen, daz her Gotis wort vollechlichen und redelichen predien mochte. Dar umme liz her frunt und lant und schone erbe und quam in die heidenschaft und bekarte der vile zu deme rechten glauben unsers herren Jesu Kristi. Zu dem ersten quam her zu Vrisenlant. Do vant er einen heiligen Bischof, sanctum Willebrodum; deme half er an Gotes worte und bekarte der Vrisen vile. Dar nach fur her zu Rome; do wihete in der babist Gregorius zu bischove und bevalch ime daz bistum zu Menze, und bevalch ime, daz her gewaldic legate were uber allez dutchez lant. Also bekarte sanctus Bonifacius Osterwrankenland und Beierlant, Duringen und Hefsen und di Vrisen. Dirre heilige Bonifacius wart in sinem drizigesten jare gewihet zu pristere und getranc sider nummer mer win non dikeinerlei tranc, der kraft hete, und hate Got also lip, daz her ime vorlech di gnade, daz her der mertere genoz ist in himelriche. Zu Vrisen leit her di martel mit anderen heiligen luten, di ime hulfen Gotes wort predien und toufte di lute, di si bekart haten. Her hate eines males gewihet einen herren zu Menze zu bischove, der hiz Lullus, do her sine lesten vart zu Vrisen tet. Do der selbe bischof erfur, daz sanctus Bonifacius gemartelt was, do quam her mit biderben luten von Menze zu Vrisen und brachte dannen den heiligen lichamen sancte Bonifacii und siner gesellen ein teil, die mit ime gemartelt wurden. Also sancte Bonifacius vore geheizen hate, alsus wart des heiligen merterers lip zu Fulde bracht, also Got wolde und alse her selber vore geheizen hate. Do ruwet her erlichen und tut groze gnade allen den, di in ane rufen. Disen heiligen herren sanctum Boni-

facium sullet ir eren und sullet in ane rufen, daz her uch helfende si mit sime heiligen gebete vor deme allmechtigen Gote, wanne her iz wol getun mac. Daz ir von Gote nimmer gescheiden werdet, des helfe mir und uch der vater und der sun und der heilige geist. Amen.

Jacob Twinger von Königshofen,

geboren 1346 zu Straßburg, 1382 Priester, 1386 Chorherr am Münster in Straßburg, gestorben 1420. — Elsassische Chronik (wobei er die seines Vorgängers Fritsche Closener, gestorben 1384, vielfach benutzte); lateinisch=deutsches Wörterbuch und Anderes.

Von unser frowen münster.

Unser frowen münster, die hohe stift zu Strosburg, wart zum ersten mole ane gefangen unde gestiftet in hoher würdikeit unde friheit von eime künige von Frangrich, genant Clodoveus, do men zalte noch Gotz gebürte fünf hundert und zehen jor, also in dem cappitel bi den künigen von Frangrich geseit ist, unde ist die erste unde eilteste kirche zu Strosburg unde in dem bistum, die do gemaht wurdent, nochdem also Strosburg unde Elsass anderwerbe bekert wurdent, also ouch ist vor geseit. Doch was das münster, do es zum ersten mole gemaht wart, nüt als gross unde also kostper an gebuwe, also es ignoten ist, wan hie vor mahte men die kirchen vaste mit holtzwerke unde mit slehten steinen, unde men hette nüt not umb kostper steine, noch um grosse gezierde.

Do nu das münster, also es zum ersten mole gemaht wart, gestunt uf fünf hundert ior, do kom ein gros übel wetter mit tunre unde blixende zu Strosburg unde von dem selben tunre verbrante unser frowen münster und sant Thomans münster, bede gerwe abe untz in den grunt, unde wol die halbe stat; uf einen tag nach Gotz gebürte tusent und syben jor.

Das nuwe münster wart angefangen. Do noch samelte man gelt, steine unde gezüg, ein ander münster zu buwende, unde in dem jore, do men zalte noch Gotz gebürte MXV jor, do ving men das münster, das ignoten ist, von grunde uf ane zu machende mit eime tieffen starken fundamente unde mit kostpern steinen unde gezierden, und gieng von tage zu tage uf, das der kor unde das münster one die zwene vorder türne wurdent geweilbet unde gedecket unde vollebroht noch Gotz gebürte MCCLXXV jor.

Do noch über zwei jor an sant Urbans tage, do ving man ane zu machende den nuwen turn des münsters wider die brediger, unde wart vollebroht untz an den helm noch Gotz gebürte MCCCLXV. Hie zwüschent wart der ander turn wider den fronhof, der so heisset der alte turn, ane gefangen unde gebuwen unde gerwe vollebroht.

Johann Geiler von Kaisersberg,

geboren den 16. März 1445 zu Schaffhausen, 1476 Professor der Theologie in Freiburg, 1477 in Straßburg, wo er als Canzelredner segensreich wirkte bis zu seinem Tode 1510. — Predigten über Brandt's Narrenschiff; Der Seelen Paradies (Predigten über des Albertus Magnus Buch „von den Tugenden"); Das Schiff des Heils (Gegenstück zu den Predigten über das Narrenschiff); Predigten über die Sünden des Mundes; Die christliche Pilgerschaft zum ewigen Vaterland u. A.

Aus den Predigten über das „Narrenschiff."

Die erst schar der narren.

Die erst schar der narren ist gehübt narren, bücher narren, hüblins narren, baretlins narren. Es seint doctores, die hohe huben vff tragen, vnd seint doch vngelert; darzuo sie glorieren in vile der bücher, vnd haben nüt, das einem doctor zuo gehört, dan den namen her doctor vnd die bücher. Doctor Brant in dem narren schiff wil nit reden von den doctoren oder von andern gelerten, die vil bücher hond, die inen not seint vnd nützlich, vnd die selben bruochen; wan wer stuodiren wil on bücher, der schöpffet wasser mit einem sybeckin (haurit aliquid cribro qui discere vult sine libro.)

O was grosen lobs würdig seint bücher schreiber, bücher eerer vnd zusammensetzer zuo einem guoten bruoch vnd einem vernünfftigen end! Wer es wissen wöl, der less den Gerson von dem lob der schreiber. Darumb die die bücher haben vnd sie bruochen, sol man nit narren heissen, sunder man sol sie achten für witzig, weiss eeren lüt. Aber von denen reden wir hie, die gross wend gehalten sein, darumb das sie vil bücher haben vnd dorin glorieren, als in einem andern haussrat: zinegeschir, kessel vnd pfannen, beth vnd küssen etc. Ja, sprichstu, wie erkenn ich die selbigen narren? Ich antwurt dir vnd sprich in 7 schellen, die nun nach ein ander volgen.

Die erst schel.

Die erst schel ist vil bücher zuo sammen bringen vmb weltliches ruomes vnd vppiger eer willen, und darin glorieren wie im andern haussrat. Einer, der glori vnd eer wil haben von den büchern, der muoss nit allein bücher hon, aber sie kennen vnd sie zuo bruochen wissen; er muoss sie nicht in die libery an ketthenen legen, aber in sein memory; er muoss sie in sein hirn beschliessen, nicht in das kensterlin; sunst so wer ein trog oder kensterlin, da vil bücher in weren, eerlicher den du. Es ist wol dir ein schand, o nar, wan du hast vil gefangen an ketthenen oder sunst eingeschlossen; wen sie ledig weren vnd künten reden, so würden sie dich an dem rechten verclagen, das man dich kerkeren solt und türnnen. O wie vil seint studenten, die heimlich clagen und weinen, das sie ir mangeln! also, das vil war ist, das dick ein geitziger hat allein, des vil mangeln müssen (saepe unus iners affluit avarus, quibus multi egent studiosi).

Wem sol ich semlich gehübt narren gleichen, die glorieren in vil büchern? Zuo dem ersten so gleich ich sie Sabino, von dem Seneca schreibt: derselbig Sabinus hat geren knecht vnd eigen lüt, die gelert waren; er wolt ir eer hon. Also hastu geren vil bücher, da du kunnst innen ston, vnd bistu ein baretlis nar, vil nerscher den Sabinus, wan die gelerten knecht gehorten im zuo vnd waren sein, aber die bücher seint frembd, gond dich nichts an. Es seint etlich, man sag wa von man wöl, so sprechen sie: das buoch hab ich daheim uff meinen schafft ligen, vnd wenen, sie künnen es ietz, darumb das sie es in dem buoch haben.

Wem sol ich sie mer gleichen? Einem essel, der fol lauten oder harpffen hanget, vnd rüret doch kein seiten an. Der essel bedüt den doctor, den gehübten narren; die lauten oder harpffen seint bücher; sich die figur an in dem narren schiff, so findestu sie also gemalet. Sie haben nüt von dem doctorat dan die cleidung, den namen, das baret vnd die bücher, aber von der kunst vnd tugent eines doctors da haben sie nichts von. Es seint etlich derselben baretlis narren, die her gond gleich als lantzknecht mit iren bareten; sie setzen es uff ein seiten, uff ein or, vnd zuo halber stirnen, vergessen irer wirdigkeit; darumb so werden sie verachtet von den leien, spotten ir, vnd geben inen namen, sprechen: da kumpt ein gehubter, die gehubten haben huben uff gleich wie die sperwer, dem setzt man einen huben uff, das er nicht gesehe. Also fürwar seint disse doctores blinde, wan man halt sie für witzig vnd gelert, und wissen nichts; so verfüren sie sich selber vnd andere lüt, betriegen sich und andere.

Disse scharr der doctor sollen billich den fortantz haben vnd die ersten sein. Wiltu aber sehen, wie sie unser Brant brent vnd sie mit zeichen betütet, list das erst capitel Brantz in dem narren schiff, so findestu es. Da hat doctor Sebastianus Brant von demuot wegen sich inen zuo gesellet, wan die geschrift sagt: der gerecht verclaget sich zuo dem ersten. Also hastu die erst vnd fürnemeste schel.

Dritte Periode

1525 bis 1725.

Martin Luther,

geboren den 10. November 1483 zu Eisleben, trat in das Augustinerkloster zu Erfurt, 1507 Priester, 1508 Professor der Philosophie zu Wittenberg, 1512 Dr. theolog., schlägt 1517 seine Theses an, 1520 im Bann, 1521 auf dem Reichstage in Worms, dann auf der Wartburg verborgen, gab 1523 das Neue Testament, 1534 das Alte, 1541 die ganze Bibel in neuer Uebersetzung heraus, starb den 18. Februar 1546 zu Eisleben. — Bibelübersetzung; außerdem Predigten, Tischreden, Briefe; Kirchenlieder (siehe unten Poesie) und Anderes.

Auslegung des ersten Buchs Mose.

Eingang.

Lieben Freunde, jr habt offt gehöret, wie das nie keine öffentliche Predigt vom Himmel herab geschehen sey, denn nur zwey mal; wiewol Gott sonst offt geredt hat durch vnd mit den Menschen auff Erden, als durch vnd mit den heiligen Ertzvetern, Adam, Noah, Abraham, Isaac, Jacob, vnd andern mehr, bis auff Mosen. Aber durch vnd mit diesen hat er nicht geredt mit solcher herrlichen pracht vnd eusserlichem wesen, oder öffentlichem geschrey vnd ausruffen, wie er diese zwey mal gethan; sondern hat jnen innerlich das hertz erleuchtet, vnd durch jren mund geredt, wie Zacharias der Vater Johannis in seinem Gesange anzeiget, da er spricht: Als er vorzeiten geredt hat durch den mund seiner heiligen Propheten.

Die erste Predigt steht am andern Buch Mose, da sich Gott selber hat hören lassen vom Himel herab mit grosser pracht vnd herrlicher gewalt, zu der zeit, da er dem volcke von Israel das Gesetz gab mit donnern vnd plixen, mit rauchdampff vnd seer starcken posaunen, welchs das Volck alles hörete, vnd darüber zitterte vnd erschrack.

Zum andern hat Gott noch eine andere öffentliche Predigt lassen ausgehen durch den h. Geist am Pfingstage. Dann daselbs kam der h. Geist auch mit grosser pracht vnd eusserlichem ansehen, also das ein schnell brausen eines gewaltigen windes vom Himel kam, vnd erfüllete das gantze Haus, darinne die Jünger sassen; vnd man sahe an jnen die Zungen zerteilet, vnd als weren sie fewrig, vnd er setzete sich auff einen jglichen vnter jnen, vnd wurden alle vol des h. Geistes, vnd fingen an zu predigen vnd zu reden mit andern Zungen.

Dis geschach mit grosser pracht vnd herrlicher gewalt, so das die Apostel darnach so gewaltig predigten, das die Predigten, die jtzund in der Welt gehen, kaum ein schatten sind gegen jren Predigten, nemlich nach der eusserlichen pracht vnd wesen. Denn sie redeten mit allerley zungen, vnd thaten grosse Wunderzeichen, wie das Lucas in den geschichten der Aposteln beschreibet. Aber durch die jtzigen Prediger lesst er sich weder hören noch sehen; es gehet nicht öffentlich zu, vom Himel herab. Darumb hab ich gesagt: Es sind nur zwo sonderliche vnd öffentliche Predigten, die man gesehen vnd gehört hat vom Himel herab. Wiewol Gott der Vater auch redete mit Christo vom Himel, da er im Jordan geteufft ward vnd auf dem berge Thabor; aber das geschach nicht fur der Gemeine.

Gott wird nicht mehr also öffentlich reden mit Predigten, sondern zum dritten wird er selber persönlich komen, mit göttlicher herrligkeit, das alle Creaturn fur jm werden zittern und beben; vnd er wird jnen nicht mehr predigen, sondern sie werden jn selber sehen und fülen.

Vom Kriege wider den Türcken.

Widmung.

Dem Durchläuchtigen Hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Philips, Land-Grafen zu Hessen 2c., meinem Gnädigen Herrn.

Gnade vnd Fried in Christo JEsu, vnserm HErrn vnd Heyland.

Durchläuchtiger, Hochgeborner Fürst, G. H. Es haben mich wol vor fünff Jahren etliche gebeten, zu schreiben vom Krieg wider den Türcken, vnd vnsere Leute dazu vermahnen vnd reitzen, vnd jtzt, weil eben der Türck vns nahe kömmet, zwingen mich solchs auch meine Freunde zu vollenden, sonderlich, weil etliche ungeschickte Prediger bei vns deutschen sind (als ich leider höre), die dem pöbel einbilden, man solle vnd müsse nicht gegen den Türcken kriegen, etliche aber auch so tolle sind, das sie lehren, es zieme auch keinem Christen, das Weltliche Schwerdt zu füren oder zu regiren. Dazu, wie vnser deutsch Volck ein wüst, wild Volck ist, ja schier halb Teuffel, halb Menschen sind, begeren etliche der Türcken zukunft vnd Regiment.

Solchs Irrthumbs vnd boßheit im Volck wird dem Luther alles schuld gegeben, vnd muß Frucht meines Evangelij heissen. Gleichwie auch muß der auffruhr schuld tragen, vnd alles vas jtzt böses geschicht in der gantzen Welt, so sie es doch wol anders wissen; aber Gott vnd seinem Wort zu wider stellen sie sich, als wüssten sie es nicht anders, vnd suchen Ursach, den heiligen Geist vnd öffentliche bekante Warheit zu lästern, auff das sie ja die Helle wol verdienen, vnd nimmermehr Rew vnd vergebung jrer sünden erlangen.

Derhalben mir noth seyn vil, von der sachen zu schreiben, auch vmb mein selbst vnd des Evangelij willen, vns zu entschüldigen, nicht bey den Lästerern, welche solten mir nicht gut genug seyn, das ich mich mit einem Wort gegen sie entschüldigen wolt, . . . sondern das die vnschüldigen gewissen nicht weiter durch solche lästermäuler betrogen werden, vnd Argwohn von Mir oder meiner Lehre schöpffen, oder auch dahin verfürt werden, das sie gläuben, man müsse nicht wider den Türcken streiten.

Ich habs aber für gut angesehen, solch Büchlin vnter E. F. G. als eines berühmbten, mächtigen Fürstens Namen außzulassen, damit es desto ein besser Ansehen gewünne, vnd desto fleissiger gelesen würde . . . Befehl hiemit E. F. G. vnserm barmhertzigen GOTT in seine Veterliche Gnade vnd Hulde, das er E. F. G. fur allen irrthumb vnd list des Teuffels behüte, vnd seliglich zu regiren erleuchte vnd stärcke. Amen. 9. Oct. MDXXVIII.

E. F. G.

williger

Martinus Luther.

An seinen Sohn Johannes.

Gnad vnd fried in Christo, mein liebes Söhnichen! Ich sehe gern, das du wol lernest vnd fleissig betest. Thu also, mein liebes Söhnichen, vnd fare fort; wenn ich heim kome, so wil ich dir ein schön Jahrmarkt mit bringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklin an vnd lesen schöne Aepffel vnter den Bäumen, vnd Birnen, Kirschen, Spilling vnd Pflaumen, singen, springen vnd sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlin mit gülden Zäumen vnd silbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten war, weß die Kinder wären. Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gern beten, lernen vnd fromm sind." Da sprach ich: „Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther; möcht er nicht auch in den Garten komen, das er auch solche schöne Aepffel vnd Birn essen möchte vnd solche feine Pferdlin reiten, vnd mit diesen Kindern spielen?" Da sprach der Mann: „Wenn er gern betet, lernet vnd fromm ist, so sol er auch in den Garten komen, Lippus vnd Jost auch; vnd wenn sie alle zusamen komen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten vnd allerlei Saitenspiel haben, auch tantzen vnd mit kleinen Armbrüsten schiessen." Vnd er zeigt mir dort eine feine Wiese im Garten, zum tantzen zugericht; da hingen eitel güldene Pfeifen, Pauken vnd feine silberne Armbrüst. Aber es war noch früh, das die Kinder noch nicht gessen hatten; darumb konte ich des Tantzes nicht erharren, vnd sprach zu dem Mann: „Ach, lieber Herr, ich wil flugs hingehen vnd das alles meinem lieben Söhnlin Hänsichen schreiben, das er ja fleissig bete vnd wol lerne vnd fromm sey, auf das er auch in diesen Garten kome; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mit bringen." Da sprach der Mann: „Es sol ja seyn; gehe hin vnd schreibe ihm also!"

Darumb, liebes Söhnlin Hänsichen, lerne vnd bete ja getrost, vnd sage es Lippus vnd Josten auch, das sie auch lernen vnd beten, so werdet jr alle mit einander in den Garten komen. Hiemit bis dem allmächtigen Gott befolen, vnd grüße Muhmen Lehnen, vnd gib jr einen Buß von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater

Martinus Luther.

Johannes Pauli,

Lesmeister zu Tann, im Barfüßerkloster, ein ehemaliger Jude und eifriger Zuhörer Geiler's von Kaisersberg, auch Herausgeber seiner Predigten. — Schimpff und Ernst durch alle Welthändel (Sammlung von abwechselnd scherz- und ernsthaften Erzählungen, Fabeln, Gleichnissen &c.).

Von Ernst das 14. Stück.

Es was ein mal ein burger, der hett drei döchter, die alle drei zeittig waren zu versehen in den schweren orden der heiligen ehe, vnd wüßt der vatter doch nit, welche er zuom ersten versorgen solt, wann sie hetten alle drei werber. Er beruofft sie alle drei zusammen vnd sprach: wolan, lieben döchter, ich will euch allen dreien mit einander wasser geben, vnd ihr sollen auch die hend mit einander weschen, vnd sollen sie an kein tuoch trücknen, sunder selber lassen trucken

werden; vnd welcher ihr hend zuo dem ersten trucken werden, deren wil ich zuom erst ein man geben. Der vatter goß ihn allen dreien wasser über die hend, da wuoschen sie ihr hend, vnd liessen sie von ihnen selber trucken werden. Aber das jüngst döchterlin, das wehet stetz mitt den henden hin und her, vnd sprach stetz: Ich wil keinen man, ich wil keinen man! vnd von dem selben wehen wurden ihm seine hend zuom ersten trucken, und ward ihm zuo dem ersten ein man. Dise dochter hett allein keüscheyt inn dem mund, aber nit in dem hertzen, darumb so was es listig, es wehet die hend, das sie zuo dem ersten trucken wurden.

Von Ernst das 21. Stück.

Es was ein reicher burger zuo Venedig, der hett einen sun, der was gar ein weinfüller, was allwegen foll; vnd er kam ein mal auß dem rath mit andern Rathsherren zuo einem hauß, da lag ein trunckner man uff einem laden bloß vnd vnzüchtig, vnd spottet jederman sein. Der frumm vatter gedacht: sehe dein sun disen truncknen man so schanntlich vnd so spottlich da ligen, er wurd sich besseren, vnd darvor hüten, das ihm semkiches nit widerfür, vnd schickt sein knecht nach seinem sun. Vnd da der sun nun kam, da predigt ihm der vatter, vnd straffte ihn, wie er sich solt hütten vor dem sauffen. Da er ihm lang hett geprediget, da fing ihn an zu dürsten, vnd sprach zuo denen, die da stunden: wo ist der so truncken worden? wa schenckt man den guoten wein, das ich auch darzuo kem? Also seind etlich sün vnd kinder, die gantz den rath vnd die leer ihrer ältern verschmähen und verachten, vnd verthuon was sie haben ererbt von ihren ältern. Darnach aber kummen sie zuom stand des verlornen suns, der auch alles vertet vnd die leer seines vatters verachtet.

Johannes Aventinus,

Johannes Turmayer, geboren 1477 zu Abensberg (daher Aventinus) in Oberbaiern, studirte in Ingolstadt, Paris und Wien, 1509 Lehrer in Ingolstadt, 1512 Lehrer und Reisebegleiter baierischer Prinzen, bearbeitete dann die baierische Geschichte, starb 1534 zu Regensburg. — Baierische Chronik; Von dem Ursprung der Stadt Regensburg und Anderes.

Von Keyser Carls fleiß.

Zu nacht legt er allezeit ein Teffelein under das haupt; wenn jm etwas land vnd leuten nutz eynfiel, merckt ers von stund an; stunde gemeinigklich zu mitternacht auff, dacht, was er außrichten wolt den tag, vnd schawet auch das Gestirn, deß er fast kündig war vnd seinen lust daran hatt. Im Sommer schlieff er gemeinigklich zu mitternacht zwo oder drey stund; zu morgen, wenn man jn anlegt, ließ er jederman hineyn, verhöret die leut, vnd richtet sie alle ab: so vngern ließ er die zeit vnmüssig hingehen. Was er wolt, das man den gantzen tag thun solt, schrib er in ein Zedel, gab jn denen, so solches wissen musten.

Von Keyser Carls leib vnd stercke.

Er ist ein gerader, langer Fürst eines grossen leibs gewesen, siben schuch lang, als sein Cantzler vnd Eyden Egenhart schreibt, hat ein runden kopff, grosse, grobe, liechte augen nach der Teutschen art gehabt, eines fröhlichen vnd wolgestalten angesichts, einer grossen nasen. Im alter ist er gantz graw gewesen, ist jm wol vnd ehrlich angestanden; hat ein kurtzen, dicken halß gehabt vnd ein grossen bauch, der jm doch nicht übel angestanden ist, vnd den man nit hat mögen mercken, nachdem er sunst grosse, gerade gliedmaß von natur gehabt. Hat auch ein stäten, starcken, gantzen vnd vberal ein männlichen Leib gehabt, ein laute red, doch nicht gemeß seiner grösse vnd ein wenig zu klein zu einem solchen grossen leib. Er sey gestanden, gangen oder gesessen, so hat er ein fürstlich vnd herrlich ansehen gehabt, ist gar einer gesunden art vnd natur vnd nie kranck gewesen, bis in die vier letzte jar, da hat jn das Kalt oder Feber offt angestossen. Im letzten jar hat er ein bösen Fuß gehabt, hat hincken müssen vnd hat in der schwachheit nur seines wolgefallens gelebt; ist den Ertzten etwas gram gewesen, daß sie jm das Brahten, das er am liebsten hat gessen, verbotten.

Sebastian Franck,

geboren 1500 zu Donauwörth, 1531 in Straßburg, wo er seine große Chronik herausgab, 1533 in Ulm, wo er eine Druckerei errichtete, wiederholt seiner Schriften wegen verwiesen, starb um 1545 zu Basel. — Chronica, Zeitbuch und Geschichtbibel von Anbeginn bis auf das Jahr 1531; Chronika von ganz Teutschland; Weltbuch, Spiegel und Bildniß des ganzen Erdbodens; Paradoxa oder Wunderreden; Sprichwörter u. A.

Der Adel Germanie.

(Aus dem Weltbuch.)

Der ander stand Germanie ist der Adel. Die auß Gottes ordnung recht edel, das ist, vätter des vatterlands, ein forcht vnd ruot der bösen, vnd ein schilt burg, auffenthalt der frummen sein solten, witwen vnd weysen handthaben, die schinden vnd schaben sy selbs; vnd die die hund vor dem pferrich sein solten, seind vilmals selbs wölff, vnd reissen alles mit gwalt zuo jnen, was sy vermögen; vnd wer not, das man vor den hüttern und wächtern hüttet vnd wachet; deren Adel gantz vnd gar von seinem alten glantz ist kummen, vnd ettwan an tugent stuond, yetz vnd aber alleyn mit stoltzheyt, bracht, reichthumb, geburt, tyranney jren Adel beweisen; vnd wie sy yederman förcht vnd hasset, also müssen sy auch förchten vnd von yederman verhasset sein, vnd nichts dann orenkrawer vnd heüchler für ware freünd, ja in der warheit souil feynd, wieuil knecht vnd vnderthonen haben.

Nun zeüget zwar die nächst beürisch auffruor gnuogsam, was für lust und freündtschafft die vnderthonen zuo jren Herren haben, die also mit gwalt faren. Die alten Edlen wolten mit wolthat jnen die vnderthonen bewegen vnd willig machen; vnd diß war auch jr maur vnd seül, darhinder vnd darauff jr Reich stuond. Sy aber achteten sich auch reich, so sy reich vnd wolhabende vnderthonen hetten, die sy in allweg mit guotter ordnung, vorgehung vnd gesatzen fürderten, auff das sy immer ye mehr zuo geben hetten. Yetz will man es alles mit gwalt außropffen, ja auffeinmal nemmen, vnd zuo lieben, kriegen vnd geben nötten, vnd in summa törlich vnwillige hund zuiagen füren, so doch nie icht inn die lenge bestanden ist, das forcht oder notzwang hat außgetroschen vnd abgenöt. Die natur entsitzt ab dem notzwang, die liebe will frey sein, vnd bede, der will vnd das hertz, vngezwungen. In summa, es ist yederman eyngepflantzt ein liebe der freiheyt von dem freyen Gott, das wir lieber wöllen gefürt, dann gezogen werden. Darauff haben vil vnedel vnd edel wenig acht, sundern fordern heüt diß, morgen das, mit was fuog, da fragen sy nit umb.

Sy treiben keine andere handthierung, dann jagen, beyssen, sauffen, prassen, spilen, leben von rent, zinß vnd gülten im überfluß kostlich. Warumb sys aber nemmen, vnd was sy darfür schuldig seind zuthuon, gedenckt kaum einer seines ampts, so jn doch dise macht, ettwas auff der burger hals zulegen, nit on vrsach vnd geding, zur besserung vnd nicht zum nachtheil der vnderthonen, geben ist, so wol als dem tagloner sein taglon, das er darumb den tag schaffe, also auch disen, nämlich darumb, das sy witwen vnd weysen vor gwalt entschütten, den armen vor gwalt Rechts verhelffen, vnd sich vmb aller menschen not als jrer eignen annemmen, wie vätter des vatterlandts. Darumb sollen sy jr rent, gült, zinß vnd auffenthalt haben, wie einer, der dem altar dienet, vom altar, damit ein yeder taglöner seines taglons bekumme. Thuond sy dasselbig nitt, so ists eittel tyranney vnd ein gwaltigs abnemmen, nit anders dann als wann ein tagwercker sein taglon an mich fordert, ja mit gwalt abnöttigt, vnd hett doch keyn arbeyt ye angefangen noch angerürt. Doch soll man in allweg gwalt on auffruor vnd widerwertigkeyt leiden, vnd Gott klagen, das ers reche vnd ablege. Wann ein yeder seins ampts gedächt, so würden sich nit also vil vnberüfft eyntringen vnd vmb die Predicaturämpter, Oberkeyt vnd narrenkappen also reissen; auff die woll vnd milch sihet man gar mitt grossem Fleiß, aber auff die wolfart vnd huot der schaaff hat niemand keyn acht.

Darumb ist der Adel fast aller, wie er yetz im schwanck geht, ein überbliben stuck der Heydenschaft, von vnsern ältern auff vns geerbt, da nichts ist, dann ein rennens, stechens, turnierens, seinen schilt, stamm und nammen hoch auffwerffens, spilens, kriegens, hetzens, herrschens, müssiggehns, übermuot treibens 2c., welcher adel diß fleisches für Gott stinckt, verworffen, ausgetilckt vnd auß seinem Reich ausgemustert ist. j. Corint. j. Acto. xvj.

Aus den „Sprichwörtern.“

Fleiß und Arbeitsamkeit.

Vil verdirbt, das man nicht erwirbt. — Es ist all tag jagtag. — Treibs, so gehets. — Jage, so fahest. — Alzeit angel, so gewinst keyn mangel. — Das glück vnd recht ist der wachenden. — Item: Gott hilfft vnserm fleiß. — Mensch, hilff dir selbs, so wil ich dir auch helffen. — Guter gesel, nit verzag, glück kompt all tag. — Bist schon befleckt, scheub vnd greiff

ans rad, so geht der karrn. — Wirb, das glück ist mirb. — Das lieb kompt von trieb. — Es muß alles erarnet werden. — Fleiß bricht alle eiß. — Vil streych fellen ein eych. — Was einer nit thut, das thun zehn streych. — Halt an, so vberkompst ein man. — Vil schüß gehn nit fäl, etwa trifft einer drunder. — Warnach einer ringt, das glingt jm. — Wann mans bet, wer weiß, was thet. — Bitten hat den ritten. — Nit wig, wags! — Nichts, so geschichts. — Such, so findest. — Klopff, so wird dir auffthon. — Bit vnd nimm.

Aegidius Tschudi,

geboren 1505 zu Glarus, 1529 Landvogt der Grafschaft Sargans, 1532 Obervogt von Rorschach, 1533 Landvogt von Baden, 1534 — 1542 Hauptmann in französischen Diensten, dann eine Zeit lang privatisirend, später wieder in mehrern Staatsämtern wirkend, starb 1572. — Geschichtliche Werke: Chronicon Helveticum; Alpisch Rhetia und Anderes.

Rudolf von Habsburg und der Priester.

(Aus dem Chronicon Helveticum.)

Dero zyt (1266) reit Graf Rudolf von Habsburg (harnach Künig) mit sinen dinern vffs weid-werck gen beitzen vnd jagen; vnd wie er in ein ow kam allein mit sinem pferdt, hört er ein schellen klingeln. Er reit dem geton nach durch das gestüd, ze erfaren, was das wäre. Do fand er ein priester mit dem Hochwürdigen Sacrament, vnd sin meßner, der jm das glögli vortrug; do stig Graf Rudolf von sinem pferdt, kniet nieder vnd tet dem Heiligen Sacrament reverentz. Nun was es an einem wässerlin, vnd stelt der priester das H. Sacrament nebend jm, vnd fing an, sin schuh ab ze ziehen, vnd wölt durch den bach (der groß vffgangen) gewaten sin; dann der stäg durch wachsung des wassers verrunnen was. Der Graf fragt den priester, wo er vß wölt. Der priester antwurt: Ich trag das H. Sacrament zu einem sichen, der in grosser kranckheit ligt, vnd so ich an diß wasser kumen, ist der stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der kranck nit verkürtzt werd. Do hieß Graf Rudolf den priester mit dem Hochwürdigen Sacrament vff sin pferdt sitzen, vnd damit biß zum krancken faren, vnd sin sach vßrichten, damit der kranck nit versumbt werd. Bald kam der diner einer zum Grafen, vff deß pferdt saß er vnd fur der weidny nach. Do nun der priester wider heim kam, bracht er selbs Graf Rudolfen das pferdt wider mit grosser Dancksagung der gnaden vnd tugend, die er jm erzeiget. Do sprach Graf Rudolf: Das wöll Gott niemer, das ich oder keiner miner dinern mit wüssen das pferdt vberschrite, das min Herrn vnd schöpffer getragen hat! Dunkt üch, das jrs mit Gott vnd recht nit haben mögend, so ordnend jr es zum Gottzdienst. Dann ich habs dem geben, von dem ich seel, lib, eer vnd gut ze lechen hab. Der priester sprach: Herr, nun wölle Gott eer vnd würdigkeit hie im zyt vnd dorten ewigklich an üch legen!

Johann Fischart,

geboren um 1550 am Mittelrhein (Mainz? Straßburg?), in seinen Schriften unter sehr mannigfaltigen Namen auftretend (Mentzer = Mainzer, Huldrich Elloposkleros, Uebersetzung von Joh. Fischart, Hartfisch, J. Noha Trauschiff, Umsetzungen von Joh. Fischart, Mansehr = Mentzer u. s. w.), lebte längere Zeit in Straßburg, 1581 Advocat am Reichskammergericht zu Speier, 1586 Amtmann zu Forbach, gestorben um 1590, der genialste deutsche Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. — Prosaische und poetische Schriften; Affentheuerliche, Naupengeheurliche Geschichtsklitterung u. s. w. (freie Bearbeitung des Gargantua von Rabelais); Aller Praktik Großmutter (ebenfalls nach einem Vorbilde Rabelais'); Podagrammisches Trostbüchlein; das glückhafte Schiff (siehe unten Poesie); Flöhhatz; Eulenspiegel Reimensweiß u. A.

Lob der häuslichen Frau.

Sie geht im Hauß auff wie die Sonn, ist des Hauses Lucifer (Gott behüt uns!), versicht das Vihe, melcket die Kü, weckt die Län wie der Han frü, schickt die Knecht ins Feld, schaffet den Mägden jr Tagwerck, ist die vnrhu in der Vhr, ein lebendiger Haspel vnd Bratspiß, des mans Mül vnd vnrhüwiger Beutelsteck, ist ein Hauß Schneck, trägt das Hauß am Halß; ist sie schon leiblich drauß, ist sie mit sinnen zu Hauß; dasselb ist jr Ninivеisch großstatt, jr lieb-

gebannte hofstatt, jr einiger spacierplatz, jr Dantzboden, jr Lustgarten; die Thürschwell halt sie für jr heylig verbotten Romulisch Maur, darüber sie zu schreiten jren mehr als Remus ein gewissen macht; ohn sein willen geht sie nicht auß, ist nit räßzüngig, tachtropfig, widerblefffam, auffruckig, Adelstoltz, treckbatzig, schmäh, zornkäuig, kleyderprächtig, Heimsteurrühmig, Gallkallig, Wortstichig, Wurmstichig, Stichwortgelehrt, Freundschafftrotzig, Redschärpfig . . . Was soll ich weiter sagen? Des mans Hertz darff sich auf sie verlassen; da regnets dann eitel Glück, das man im Treck sitzet bis vber die Ohren; da schneiet vnd hagelt es mit Gelt zu, das es Beulen gibt; da sitzt Sanct Peter auff dem Tach, wirffet Bieren herab, vnd Sanct Claus faul Oepffel hinauff; da bauet man, da brauet man, da gedeiet alles; dann gewiß zwo getrewe Eheverstipte Hende förderen mehr als acht frembde; da gehen die Stätt auff vnd das Land ab, dieweil ein solche Ehemuter ist wie ein Kaufmannschiff auß Indien, welches Gold vnd Specerei bringt. Jr Liecht verleschet nicht, wa Oel genug ist; sie hat notturfft inn der Not, vorsihet wie ein Sternverkündiger die Theurung, versorget sich wie die Omeyß vor dem Winter, brauchet den Sommer wie die Häuschrecken, frölich weil mans hat, hat man nichts, so sauget man die Tapen; sie verwahret das kein Regen noch Schnee jr Haus schädige, trächet das Feuer zusamen, beschleußt Thor und Thür, die letzt schlaffen, die erst auf; schlaffet mit offenen Hasen Augen, ist die Gauß im Capitoli, Anser vigilantior cane, ist der Samier Schaf, welches den Kirchenräuber Apollinis verhiete mit Blecken vngesehen, ist gewarsamer als ein Kettenhund, vnd das ichs alles beschließ, bringet jren man zu Ehren: wer wollt sie dann nicht wider ehren?

Johann Arnd,

geboren 1555 zu Ballenstedt, studirte erst Medicin, dann Theologie, bekämpfte die Bilderstürmerei, wodurch er sich Verfolgungen zuzog, starb als Generalsuperintendent zu Zelle 1621. — Schriften von mystischem Geiste durchdrungen, in reicher und lebendiger Sprache abgefaßt; am bekanntesten die „Vier Bücher vom wahren Christenthum."

Aus den „Vier Bücher vom wahren Christenthum."

Wie Christus der rechte Weg vnd Zweck sey der waaren Gottseligkeit; vnd wo Gott den Menschen nicht leitet, so jrret er.

Psalm 86. Weise mir, Herr, deinen Weg. daß ich wandele in deiner Warheit; erhalt mein Hertz bey dem Einigen, daß ich deinen Namen fürchte.

Dieser Weg ist Christus, Joh. 14: Ich bin der Weg. Wie komme ich zu jm? Durch den Glauben. Denn der Glaube vereiniget vns mit Christo, die Liebe verbindet, die Hoffnung erhält; vnd ist doch beyde: Glaube, Liebe und Hoffnung auß Christo vnd Christi Werck in vns. Dieser Weg gehet auß jm vnd wider zu jm. Der Glaube ergreiffet Christi Person vnd sein Ambt; die Liebe folget jm in seinem Leben; die Hoffnung ergreiffet die zukünfftige Herrlichkeit. Der Glaube muß keinen andern Christum, Heiland, Seligmacher, Mitler vnd Weg zum Leben haben, denn Christum Jesum; die Liebe hat das einige Leben Christi für sich! die Hoffnung erwartet nicht anders, denn der ewigen Herrlichkeit. Vnd das ist der rechte Weg, das ist die Wahrheit, darin wir wandeln, das ist das Einige, die Gottesfurcht, darinn GOtt vnser Hertz erhalten wolle. Diese drey Haubttugende: Glaube, Liebe, Hoffnung sind nun befreundet mit dreyen andern Tugenden. Der Glaube ist befreundet mit der Demut, die Liebe mit der Gedult, die Hoffnung mit dem Gebet. Denn wer glaubet, der demütiget sich; wer liebet, der ist gedultig; wer hoffet, der betet. Ach, das ist ein rechter schöner Weg Gottes! O HErr, weise vns denselben! Das ist die rechte Furcht Gottes, das Einige, darumb David im 25. Psalm bittet. Das heisset Christo nachfolgen in Demut, in der Liebe, in Gedult, vnd in seinem Hertzen töden den gifftigen Wurm, die Hoffart, durch die Demut Christi. Bedenke, daß Christus ein Wurm für dich worden ist, vnd du bist so hoffärtig. Töde in deinem Hertzen den Geitz durch die Armut Christi! Sihe, er hat nicht so viel gehabt, da er sein Haubt hinlege, vnd du wilt alles haben, vnd hast nimmermehr genug. Sihe, er hat dir dein Leben gegeben, vnd du gönnest deinem Nechsten nicht ein Bissen Brod. Töde in deinem Hertzen die Rachgier durch die Sanfftmut Christi! Sihe, er hat für seine Feinde gebeten, vnd du bittest für deine Freunde nit. Sein Angesicht ist mit Fäusten geschlagen vnd angespeiet: er hats erdultet; vnd du kanst nicht erdulten, so du sawer angesehen wirst. Töde die Wollust in deinem Hertzen durch die Schmertzen des heiligen Leibes Christi. Sihe, ob jemandes Schmertzen gleich sey seinen Schmertzen, vnd du wilt jmmer in Wollust leben. Er hat eine Dorne Crone getragen, vnd du wilt eine gül-

dene Crone tragen. Er hat vmb frembder Sünd willen geweinet, vnd du weinest nicht vmb deine eigene Sünde. O lieber HERR Christe, wie viel Menschen sind noch auf diesem Wege nicht! Weise mir, HErr, deinen Weg, daß ich wandele in deiner Warheit! Gib mir ein Hertz, daß dich fürchte, einen Glauben, der dich ergreiffe, Liebe, die dir nachfolge, Hoffnung, die deine Herrlichkeit sehe, ein Gemüt, daß dich liebe, einen Sinn, der dich erkenne, Ohren, die dich hören ruffen vnd schreien am Creutz in deinem Leiden, Augen, die dich sehen in deiner Demut, einen Mund, der mit dir bete für die Feinde!

Martin Opitz,

geboren den 23. December 1597 zu Bunzlau, studirte Philosophie und schöne Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder und Heidelberg, lebte dann eine Zeitlang in den Niederlanden und in Holstein, 1622 am Hofe des Herzogs von Liegnitz angestellt, 1623 Professor der schönen Wissenschaften zu Weißenburg, 1626 in dem Dienst des Burggrafen zu Dohna, 1628 vom Kaiser geadelt („von Boberfeld"), 1630 in Paris, lebte später in Danzig, Secretär und Historiograph des Königs von Polen, starb hier 1639 an der Pest. — Buch von der deutschen Poeterei; Lieder, Lehrgedichte, beschreibende Gedichte, Sonette, Sinngedichte, Gelegenheitsgedichte, Schäfergedichte, Singspiele. — Erste schlesische Dichterschule.

Aus der Prosodia Germanica oder dem Buch von der deutschen Poeterey.

1. Rechtfertigung der Poeten.

Auß oberzehlten sachen ist zu sehen, wie gar vnverständig diejenigen handeln, welche auß der Poeterey, nicht weiß ich, was für ein geringes wesen machen, vnnd sie wo nit gar verwerffen, doch nicht sonderlich achten, auch wol vorgeben, man wisse einen Poeten in öffentlichen ämptern wenig oder nichts zue gebrauchen, weil er sich in dieser angenehmen thorheit vnnd ruhigen wollust so vertieffe, das er die andere künste vnnd wissenschaften, von welchen man rechten nutz und ehren schöpffen kan, gemeiniglich hindan setze. Ja wenn sie einen gar verächtlich halten wollen, so nennen sie jhn einen Poeten; wie dann Erasmo Roterodamo von groben leuten geschabe. Welcher aber zur antwort gab: Er schetzte sich dessen lobes viel zu vnwürdig; dann auch nur ein mittelmässiger Poete höher zu halten sey, als zehen Philosophastri. Sie wissen ferner viel von jhren lügen, ärgerlichen schrifften vnnd leben zu sagen, vnnd vermeynen, es sey keiner ein guter Poet, er müsse dann zugleich ein böser mensch seyn. Welches allerseits vngegründetes vrtheil ich kaum einer antwort würdig achte, vnnd jhnen alleine für das erste zu bedencken gebe, wer Solon, Pythagoras, Socrates, Cicero vnnd andere gewesen, die sich doch des Poeten namens nie geschämet haben u. s. w.

2. Ueber den Accent in deutschen Versen.

Ein jeder Verß ist entweder ein iambicus oder trochaicus; nicht zwar das wir auff art der Griechen vnnd Lateiner eine gewisse grösse der sylben können inn acht nemen, sondern das wir auß den accenten vnnd dem thone erkennen, welche sylbe hoch vnnd welche niedrig gesetzt soll werden. Ein Jambus ist dieser: Erhalt vns, Herr, bey deinem wort; der folgende ein Trochéus: Mitten wir im leben sind. Dann in dem ersten verse die erste sylbe niedrig, die andere hoch, die dritte niedrig, die vierte hoch, vnnd so fortan; in dem andern verse die erste sylbe hoch, die andere niedrig, die dritte hoch 2c. außgesprochen werden. Wiewol nu meines wissens noch niemand, ich auch vor der zeit selber nicht dieses genawe inn acht genommen, scheinet es doch so hoch von nöthen zue seyn, als hoch von nöthen ist, das die Lateiner nach den quantitatibus oder grössen der sylben jhre verse richten vnnd reguliren. Dann es gar einen übelen klang hat: Venus die hat Juno nicht vermocht zue obsiegen; weil Venus vnnd Juno Jambische, vermocht aber ein Trochéisch wort sein soll; obsiegen aber, weil die erste sylbe hoch, die andere zwo niedrig seyn, hat eben den thon welchen bei den Lateinern der dactylus hat.

Aus der „Schäfferey von der Nimfen Hercinie."

Es lieget dißeits dem Sudetischen gefilde, welches Böhaimb von Schlesien trennt, vnter dem anmutigen Riesenberge ein thal, deßen weitschweiffiger vmbkreiß einem halben zirckel gleichet, vnnd mitt vielen hohen warten, schönen bächen, dörffern, maierhöfen vnnd schäffereyen erfüllet ist. Du könntest es einen wohnplatz aller frewden, eine fröliche einsamkeit, ein lusthauß der Nimfen vnnd Feldtgötter, ein meisterstücke der natur nennen. Daselbst befandt ich mich, nach dem ich, die zeit zue vertreiben vnnd meinen gedancken desto freyer nach zue hengen, vor zween tagen von einem andern orte, welcher eben mitt diesem

gebirge gräntzet vnnd des außgestandenen vbels wegen bei jtzo schwebenden jemmerlichen kriegen nicht vnbekandt ist, entwiechen war.

Der Monde machte gleich mehr stunden zue den träwmen,
Der stock stundt ohne wein, das obst war von den bäwmen,
Der strenge Nortwindt nam den püschen jhre zier,
Vnnd auf die Wage tratt der Scorpion herfür.

Mit einem worte: Es war zue ende des Weinmonats, als die Hirten im Felde ein fewer zue machen vnnd der ackersmann, welcher nun vber winter außgeseet, seinen rock herfür zue suchen begundte. Ich war vorige nacht auß müdigkeit, beydes von sorgen vnnd dem wege, so harte entschlaffen, daß ich nicht erwachte, biß die muter der gestirne, die nacht, verruckt war, vnnd die schöne Morgenröthe anfieng, sich vnnd zuegleich alles mitt jhr zue zeigen u. s. w.

Joh. Michael Moscherosch,

geboren den 5. März 1601 zu Wilstädt im Elsaß, studirte auf der Universität zu Straßburg, 1624 in Frankreich, 1625 Hofmeister, 1630 Amtmann, hatte viel von Kriegsunruhen zu erdulden, später Secretär und Fiscal der Stadt Straßburg, dann Geh. Rath des Grafen von Hanau, hierauf des Kurfürsten von Mainz, starb zu Worms 1669. — Unter seinen zahlreichen Schriften ist das Hauptwerk: „Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald" (14 Gesichte: Schergenteufel, Weltwesen, Venus-Narren, A la mode Kehrauß u. s. w., die Zustände des damaligen Lebens in ihrer Blöße darstellend).

Die wälschen Namen der Deutschen.

(Aus dem „A la mode Kehrauß".)

König Ariovest hieß mich besser hinzu tretten. „Vnd hörestu," sprach er, „ich bin auff meiner gestrigen meynung, je länger ich dich ansehe vnd höre, gestärket, daß du nicht ein geborner Teütscher, sondern ein Walscher seyst vnd als ein Kundschaffter hiehero kommen. Dann es darumb nicht volget, weil dir die Teütsche Sprach bekant, daß du deßwegen ein Geborner Teütscher seyest vnd ein Teütsch Gemüth vnd Hertz habest."

„Gnädigster Herr König," sprach ich, „wie könte ich doch einem Walschen im Hertzen je vnd immer hold seyn, da ich doch alles Creutz vnd Ellend, alle Noth vnd Zwang von Ihnen bißhero habe dulden vnd erleiden müssen?"

„Warumb dann, so du ein Geborner Teütscher bist, hastu nicht auch einen Teutschen Namen? Was soll dir ein Griechischer vnd Hebreischer Name in Teutschland? was ist Philander für ein Gefräß? bistu von Sittewaldt, warumb hastu dann ein Wälschen Namen? was? Hm? was meynstu? Hä?"

„Gnädigster Herr König," sprach ich, „es sind solche Namen gemeyn bey vns!" „Gemein? ja, wie die Wälsche Laster auch. Was habt ihr vermeynte Teutsche dan für Trew in ewren Hertzen gegen ewrem Vatterland, wann ihr bedächtet, wie durch die Römische Tyrannen, insonderheit den Caesar, vnd durch die Wälsche Vntrew alles in Zerrüttung kommen, daß ihr gleichwol ihre Namen zu gebrauchen eüch noch gelüsten lasset? Haben dann die Teütsche Namen nicht lusts vnd zierde genug, eüch zu nennen? ewere Tugenden vnd Thaten antag zugeben?

Ist euch dan das liebe Teütsche sogar erleydet, daß Ihr Erman, Erhardt, Manholdt, Adelhardt, Balfried, Karl, Kunrath, Degenbrecht, Eitellieb, Friederich, Gothfried, Adelhoff, Hartwert, Reichhart, Ludwig, Landshuld, Ottbrecht, Rubprecht, Redewitz, Sigfried, Theurdank, Volckhardt, Witzreich, Wolrath u. s. w. vnd andere Liebe, Schönklingende Teütsche Namen nur über Achsel ansehet vnd verlachet? Muß eüch dann in eweren Bocks-Ohren das Griechische Philander, Philippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus, Theodorus etc. vnd andere besser lautten? Ja, so das ärgste ist, so von Gott je einem ein Teütscher Name widerfehret, als Adeloff oder Adulff vnd dergleichen, daß er sich doch vor eiteler Wahnwitz vielmehr belieben lasset, solche von dem Griechischen Ἀδελφὸς herzuerzwingen, als von dem warhafftigen Teütschen Vrsprung Adelhoff, Einer, der in Adel hofft, Adelhuff oder Adelhülff, Einer, der dem Adel hülfft oder dem Adel huft, herzunehmen? Oder seinen angebornen Teütschen Nach-Namen mit wälschem Nähtz, Kalckh vnd Kath (als dem Hoffärtigen, Armutseeligen, Einbildigen De) Zuüberzuckern, Einzubeitzen vnd Einzusaltzen, damit der Vnflat nicht stinkend werde? Schämet ihr eüch denn ewrer selbest vnd ewerer redlichen Vorfahren? —

Schäme dich für dem Teüffel, wann du ein ehrlich Teütsche Ader in deinem Leib hast, daß du einen andern Namen, einen Außländischen Namen, vnd den du vielleicht selbst weder verstehest, noch weissest, solst einem verständlichen, bekanten Teütschen Namen vorziehen, oder mit

Wälschen Farben anstreichen, mit De vnd Di füttern wollen."

Wer sim anerbten Namen
Flickt mit wälschem Nätz zusamen,
Vnd wär gern ein Junkerlein,
Der hat mangel an eim sparren,
Vnd gehört ins Buch der Narren,
Solt er sonst ein Doctor seyn.

Andreas Gryphius,

geboren den 11. October 1616 zu Groß=Glogau, 1636 Hofmeister, 1637 Lehrer in Leiden, 1644 bis 1646 auf Reisen (Niederlande, Frankreich, Italien), 1648 Landsyndikus zu Glogau, gestorben 1664; ein sehr vielseitiges Talent. — Kleinere Gedichte, Sonette, Tragödien (Leo Armenius, Karl Stuart, Katharina von Georgien), Lustspiele (Peter Squenz, Horribilicribrifax).

Aus dem „Horribilicribrifax."

Aufzug V. Scene 9: Daradidatumdarides. Horribilicribrifax.

Hor. Vnd wenn du mir biß in den Himmel entwichest, vnd schon auff dem Linken Fus des grossen Beeren sessest, so wolte ich dich doch mit dem rechten Spornleder erwischen vnd mit zweyen Fingern in den Berg Aetna werffen.

Dar. Gardez vous, Follastreau! meinest du, daß ich vor dir gewichen? vnd wenn du des grossen Carols Bruder, der grosse Roland selbst werest, vnd mehr Thaten verrichtet hättest, als Scanderbeck, ja in die Haut von Tamerlanes gekrochen werest, soltest du mir doch keine Furcht einjagen.

Hor. Ich? ich wil dir keine Furcht einjagen, sondern dich in zwei und siebentzigmal hundert tausend Stücke zersplittern, daß du in einer See von deinem eigenen Blute ersticken sollest. Io ho vinto l'inferno e tutti i Diavoli.

Dar. Ich will mehr Stücken von dir hauen, als Sternen jetzund an dem Himmel stehen, vnd will dich also tractiren, daß das Blut von dir flüssen soll, biß die oberste Spitze des Kirchthurmes darinnen versunken.

Hor. Per non lasciar piu oltre passar questa superba arroganza, will ich die gantze Belägerung von Troja mit dir spielen.

Dar. Vnd ich die Zerstörung von Constantinopel.

Hor. Io spiro morte e furore! Doch lasse ich dir noch so viel Zeit, befiehl deine Seele vnd bete ein Vater unser!

Dar. Sprich einen Englischen Gruß vnd damit stirb!

Hor. Du wirst zum wenigsten die reputation in deinem Tode haben, daß du von dessen unüberwindlicher Faust gestorben, der den König in Schweden niedergeschossen.

Dar. Tröste dich mit dem, daß du durch dessen Hand hingerichtet wirst, der dem Tylli und Pappenheim den Rest gegeben.

Hor. So hab ich mein Schwerd außgezogen, in der Schlacht vor Lützen.

Dar. Morbleu, me voyla en colère! mort de ma vie! je suis fasché, par ma foy! So hab ich zur Wehre gegriffen in dem Treffen vor Nerglingen.

Hor. Eine solche positur machte ich in der letzten Niederlage vor Leipzig.

Dar. So lieff ich in dem Waal Graben, als man Glogau hat einbekommen.

Hor. Ha! ha! Ist Er nicht questo capitano, mit dem ich Kugeln wechselte bey der Gula?

Dar. O! ist Er nicht der junge Signeur, mit dem ich Brüderschaft machte zu Schlichtigheim?

Hor. Ha, mon signeur, mon Frère.

Dar. Ha, Fratello mio illustrissimo!

Hor. Behüte GOtt, welch ein Unglück hätte bald geschehen sollen!

Dar. Welch ein Blutvergießen! Massacre et strage, wenn wir einander nicht erkennet hätten!

Hor. Magnifici et Cortesi Heroi können leicht unwissend zusammen gerathen.

Dar. Les beaux Esprits lernen einander durch dergleichen recontre erkennen.

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen,

(pseudonym Samuel Greifenson von Hirschfeld, German Schleifheim von Sulzford, Philarchus Grossus von Trommenheim u. s. w.), spätestens 1625 zu Gelnhausen geboren, 1635 von den Hessen aufgegriffen, wurde Soldat, erwarb sich nachträglich noch gelehrte Kenntnisse, später bischöflich Straßburgischer Schultheiß in Renchen (Großherzogthum Baden), wo er 1676 starb. — Romane: Simplicissimus, Springinsfeld, Trutzsimpler u. A.

Des Simplicius Herkommen.

Ungeschertzt, mein Herkommen läst sich wol mit eines Fürsten vergleichen. Mein Knän (denn also nennet man die Vätter im Spessert) hatte einen eigenen Pallast, so wol als ein anderer, ja so artlich, dergleichen ein jeder König, er mag auch mächtiger als der grosse Alexander selbst

seyn, mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, sondern solches in Ewigkeit wol unterwegen lassen wird; er war mit Laimen gemahlet, und anstat des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleyes und rothen Kupffers, mit Stroh bedeckt, darauff das edle Getraid wächst; und damit er, mein Knän, nur auch mit seinem hochgeachteten, von Adam selbst herstammenden Adel und Reichthumb recht prangen möchte, ließ er die Mauer umb sein Schloß nicht mit Maursteinen, die man am Weg findet, oder an unfruchtbaren Orten aus der Erde gräbet, viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebränt werden können (wie andere grosse Herren zu tun pflegen) aufführen, sondern er nam Eichenholtz darzu, welcher nutzliche edle Baum biß zu seinem vollständigen Alter über 100 Jahre erfordert. Wo ist ein Potentat, der ein gleiches ins Werck zu richten begehret? Seine Zimmer, Säl und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch gantz erschwartzen lassen, nur darum dieweil diß die beständigste Farbe von der Welt ist, und dergleichen Gemähld biß zu seiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Mahler zu seinen trefflichsten Kunststücken erheischet. Die Tapezereien waren das zärteste Geweb auff dem gantzen Erdboden; dan diejenige machte uns solche, die sich vor Alters vermaß, mit der Minerva selbst umb die Wette zu spinnen. An statt der Pagen, Laqueyen und Stallknechte hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in seine natürliche Liberey gekleidet, welche mir auch offt auff der Weid auffgewartet, biß ich, ihres Dienstes ermüdet, sie von mir gejaget und heimgetrieben. Die Rüst- oder Harnisch-Kammer war mit Pflügen, Kärsten, Aexten, Hauen, Schauflen, Mist- und Heugabeln genugsam und auff das beste und zierlichste versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übete. Dan Hacken und Reuthen war seine disciplina militaris, wie bey den alten Römern zu Friedenszeiten; Ochsen anspannen war sein Hauptmannschafftliches Commando, Mist außführen sein Fortification-Wesen, und Ackern sein Feldzug; Holtzhacken war sein tägliches Exercitium corporis, wie auch das Stallaußmisten seine Adliche Kurtzweile und Turnier-Spiel. Hiermit bestritte er die gantze Weltkugel, so weit er reichen konte, und jagte ihr damit alle Erndten eine reiche Beute ab. Dieses aber setze ich hindan, und überhebe mich dessen gantz nicht, damit niemand Ursache habe, mich mit andern meines gleichen neuen Nobilisten außzulachen; dann ich schätze mich nicht bässer, als mein Knän war, welcher diese seine Wohnung an einem sehr lustigen Ort, nemlich im Spessert (allwo die Wölffe einander gute Nacht geben) liegen hatte. Daß ich aber nichts außführliches von meines Knäns Geschlecht, Stamm und Namen vor dißmal erwähne, beschiehet umb geliebter Kürtze willen, vornemlich weil es ohne das allhier umb keine Adeliche Stifftungen zu thun ist, da ich soll auff schwören; genug ist es, wann man weiß, daß ich im Spessert geboren bin.

Daniel Caspar von Lohenstein,

gebor. 1635 zu Nimptsch in Schlesien, neben Hoffmann von Hoffmannswaldau Haupt der zweiten schlesischen Dichterschule, starb 1683 als Regierungsrath zu Breslau. — Geistliche und weltliche Gedichte, Dramen, der geschichtliche Roman „Arminius und Thusnelda."

Herrmann rettet den Agrippa.

(Aus „Arminius und Thusnelda.")

Nachdem der Kayser den Flaminischen Renne-Platz anwässerte, und, um das wegen verminderter Austheilung des Getreydes unwillige Volck mit Schauspielen zu gewinnen, sechs und dreyßig Krocodilen durch allerhand Arten des Kampffes hinzurichten fürstellen ließ; wolte der halbwahnsinnige Agrippa, als ein eingebildeter Wasser-Gott, darbey seine Tapferkeit und Geschicklichkeit für andern Römern, welche diese Thiere nur durch Wurff-Spieße und eingesenckte Angelhacken hinzurichten bemüht waren, schauen lassen. Diesen seinen Enckel Agrippa hatte August in seiner Kindheit noch nebst andern Ubungen im Schwimmen unterweisen lassen. Denn wie er selbst ein fürtrefflicher Schwimmer war, also hielt er diese Kunst nichts minder, als Solon, der die Atheniensische Jugend durch ein Gesetze zu der Erlernung verband, für eine hochnöthige und nützliche Sache; und zwar auch selbst den Fürsten. Denn ob diese zwar nicht Perlen fischen, noch wie zur Zeit des Xerxes aus dem Schwimmen Schau-Spiele machen dörffen: so können sie doch leicht in eine Noth verfallen, aus welcher nichts, als diese Geschicklichkeit ihr Leben retten kan. Dahingegen wegen dieser Unwissenheit in der Schlacht bey Salamine so viel Persische Fürsten; und als Himilco Meßine einnahm, so viel edle Sicilier ertrincken, und der große Alexander bey Nisa über seine Ungeschickligkeit sich beweglich beklagen musten; der geharnschte Cocles aber in der Tiber, und Kayser Julius im Meere bey Alexandria mit ihrem Schwimmen nichts minder einen unsterblichen Ruhm erworben, als ihre Wolfarth erhalten. Agrippa, der sonst fast zu allem ungeschickt war, hatte doch aus des Für-

sten Herrmann Anleitung darinnen ziemlich viel begriffen; daher machte er nicht alleine ein Handwerck, sondern suchte auch Ehre daraus. Es ward einer der größten Krocodiln in den mit Wasser hochangespannten Renneplatz gelassen, als der in ein leichtes weisses seidenes Gewand gekleidete Agrippa aus einem eröffneten Eingange in diß Wasser sprang, und in einer Hand mit einer Sichel, in der andern mit einem Spieße diesem grimmigen Thiere entgegenschwamm. August, als ein Zuschauer dieser Lust, konte sich nicht enthalten bey dieser Gefahr mit Worten und Gebährden alle Anwesenden um Rettung seines bereit in dem Rachen des Todes steckenden Enckels anzuflehen. Zumahl dieses grausame Thier den Agrippa zeitlich in die Flucht brachte. Die Angelhacken waren bereit verbraucht; die Pfeile fielen auf den Rücken vergebens; und es wäre um Agrippen sonder Zweiffel gethan gewest; wenn sich nicht Fürst Herrmann ins Wasser gestürtzt, den Krocodil anfangs mit seinem Degen geneckt, und Agrippen zu verlassen verleitet; hernach aber diesem Spieß und Sichel ausgerissen, und das ergrimmte Thier behertzt angegriffen hätte. Dieses schoß zwar wie ein Blitz auf ihn zu; aber er wiech schwimmend mit unglaublicher Geschwindigkeit nicht allein auff die Seite; sondern versatzte ihm auch mit der Sichel zwey tieffe Wunden in Bauch; ehe es sich umwenden konte. Als diß aber mit noch grösserm Grimme geschah; wendete sich Herrmann abermahls; und brachte dem Krocodile zwey noch tieffere Wunden bey; also: daß sich das gantze Wasser davon röthete, und diß Ungeheuer nunmehr alle seine Bewegungs-Krafft zu verlieren schien. Wie ihm nun Herrmann den letzten Streich beyzubringen bemüht war, machte ihn das Geschrey des Volckes auffichtig: daß ein ander entweder aus Unvorsichtigkeit der Bewahrer, oder auch durch Arglist ausgelassener Krocodil so nahe ihm entgegen schoß: daß er keine Zeit hatte ihm auszuweichen, sondern er den in der Hand habenden Wurffspieß in den aufgesperrten Rachen schieben mußte. Dieser Bissen hielt seinen Feind so lange auf: daß Herrmann die Seite des Krocodils erreichte; und weil selbter über dem Spiesse käuete, ihm durch drey Schnitte Zorn und Leben benahm; also zwischen dem Zuruffe des frohlockenden Volckes unversehrt seinen erstern Sitz erreichte. Fürst Herrmann hätte den Kayser durch Eroberung eines Königreichs ihm nicht so sehr, als durch Errettung des albern Agrippa verbinden können.

Abraham a Sancta Clara,

(sein eigentlicher Name ist **Ulrich Megerle**) geboren den 4. Juni 1642 zu Krähenheimstetten unweit Möskirch in Schwaben, trat 1660 in den Augustiner-Orden, studirte in Wien Theologie und Philosophie, wirkte später als Prediger an verschiedenen Orten, 1669 als Hofprediger nach Wien berufen, 1689 Provinzial seines Ordens, starb 1709. — Predigten (voller Witz und Humor). Unter seinen zahlreichen Schriften ist „Judas, der Erzschelm“ eine der bedeutendsten.

Soldaten, ihr solt nit stehlen!

(Aus: „Auff, auff ihr Christen! Das ist, ein bewegliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den Türckischen Blut-Egel &c.“)

Ein anders Gebott ist: Du solst nit stehlen. Die Soldaten haben diese Wort mit einem eintzigen Strichel vermehrt, indem sie an statt des Nit das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bei ihnen heißt: Du solst mit stehlen. Es hat vor langer Zeit einer auffgebracht, als habe der Teuffel sich verheurath und zu einem Weib genommen die Boßheit, mit welcher er unterschiedliche Töchter gezeugt hat. Ein Tochter hat geheissen die Hoffart, die hat er einem Edelmann verheurath; Ein ander hat geheissen der Geitz, die hat er einem Kauffmann verheurath; Mehr hat eine geheissen der Betrug, die hat er einem Advocaten angehenckt; Ein ander wurde genent die Gleißnerey, die hat er einem Religiosen übergeben; Ein sehr grosse Tochter hat er, die were der Neyd, solche hat er einem Hoffherren vermählt; noch ein ander ware, die hiesse Raub, umb welche sehr viel gebuhlt, sie aber doch endlich ein Soldat geheurath. Marchant. Tuba sacer. Tract.

Es stecken demnach under einer Peckelhauben viel Rauben und Klauben, und seynd sie schon der Meinung, als seyen sie deßwegen Kriegs-Leuth genennt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen. Es gibt freylich wol viel plumpe Soldaten, die mehristen doch haben gute inventiones, absonderlich bey den Bauren; dann wann sie allda eine Kuhe stehlen, so nemmen sie das Kalb für eine Zugab. Ob sie schon wenig Spitäller auffbauen, so thun sie doch viel arme Häuser stifften. Nach göttlicher Lehr seynd selig die Armen, beati Pauperes; auff solche weiß beforderen die Soldaten viel Leuth zur Seligkeit. Diese junge Leuth wollen gar keine Dieb seyn, und treiben unterdessen stäts die freye Kunst! Dahero die wehemüthige Klag bei unseren Lands-genossen, daß sie von unseren Kriegsknechten mehrerer Gewaltthätigkeit und überlast leyden, als von dem Feind selbsten. — — Ach, sagt etwann ein Soldat, der solches liset, man wird

gewiß lauter H. Chartäuser für Soldaten werden; man wird gewiß an statt der Musqueten den Weyhwadel brauchen; man wird gewiß an statt der Trommel oder Trompeten die Glocken läuten. In Feld last es sich nicht also thun. Kriegswesen ist ein anders Wesen, ein Soldat muß Krieg führen, muß die Trommel rühren, muß die Bauren abschmieren, muß das Gewissen verliehren 2c. 2c. Holla! mein lieber Soldat, an diesem Muß verbrennest du das Maul; es muß nicht seyn, weil es weit anderst kan seyn; sintemahlen kein Stand ist, in welchem nicht Bestand haben kan die Frombheit. Besihe du nur alle Ständ: Als erstlich die Bauren seynd zuweilen böse Lauren, welche offt um den Garten ein Zaun führen, und aber das Gewissen offen lassen; dannoch ist der H. Isidorus ein Bauer gewest, und hat er so wol gedroschen in seiner Scheuer, als er gedroschen auff seinem Rucken mit harten Geisselstreichen zur Gedächtnüß des Leydens Christi. Es seynd die Maurer bißweilen solche Leuth: was sie in einer gantzen wochen gewinnen, das muß am Sonntag durch die Gürgel rinnen, und weissen sie offt andere das Zimmer auß, und lassen das eigene Gewissen ruessig; und doch ist der H. Proculus ein Maurer gewest, welcher bei dem Häuser bauen das Gottshauß nicht vergessen. Die Müllner seynd solche Leuth, welche Wein trincken, so lang sie Wasser haben, und ihr bester Edellgestein ist der Müllstein, bey dem sie bißweilen gewinnen, was nicht gehört ihnen; und doch der H. Vinocus ist ein Müllner gewest, welcher bey dem stäten Mahlen ein zerknirschtes Hertz zu Gott getragen. Die Gutscher oder Fuhr-Leuth seynd solche Leuth, welche nicht allein mit der Geissel umbgehen, sondern gar offt auch über die Schnur hauen, und wissen sie wohl die Leuth von einem Orth zu dem andern zu führen, als auch hinder das Liecht zu führen; dannoch ist ein Fuhrmann gewest der H. Richardus, und ware sein Stall mit dem Bethlehemitischen an Heiligkeit verwandt. Die Schneider seynd bißweilen solche Leuth, die einen Zeug gern schneiden ohne Zeugen, und zwickt offt manchen ein Schneiderscheer mehr als ein Krebsscheer; doch ist der H. Homobonus ein Schneider gewest, der auch beim Knöpff einsetzen allezeit ein schöne Rosen verblieben. Die Lackey seynd sonst solche Leuth, welche nicht allein hinder ihrem Herren gehen, sondern gar offt auch auf die seyten gehen; doch ist der H. Minurdus ein Lackey gewest, der auch unter der blauen Liberey ein himmelfarbes Gewissen getragen. Es kan sich demnach kein eintziger Stand rechtmässig entschuldigen, daß ihme mangle die Gelegenheit fromb zu seyn. Auch forderist ihr, Soldaten, habt nit Ursach euch zu beklagen, daß ihr nit fromb und gottesförchtig köndt seyn. Es kan seyn, daß ihr tapffer mit dem Feind herumb haut, und dannoch euer Gewissen nit im Stich lasset. Es kan ja seyn, daß ihr mit Spiessen und Stangen umbgehet, und dannoch dem Nechsten kein Spieß in Augen seyet. Es kan gar wol sein, daß ihr den Feind thut schlagen, und darneben dem bösen Feind auch kein Schantz lasset.

Gottlieb Wilhelm Freiherr von Leibnitz,

geboren den 3. Juli 1646 zu Leipzig, studirte daselbst und in Jena Jurisprudenz und Philosophie, machte dann größere Reisen, 1676 Bibliothekar und Rath des Herzogs von Hannover, 1700 Präsident der Akademie der Wissenschaften in Berlin, 1711 Kaiserlicher Reichshofrath und Freiherr, starb zu Hannover 1716; ein in beinahe allen Zweigen des Wissens (Philosophie, Mathematik, Jurisprudenz, Geschichte u. s. w.) hervorragender Mann. — Seine Hauptschriften lateinisch und französisch.

Ueber das Eindringen der Fremdwörter in unsere Sprache.

(Aus: „Unvorgreiffliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache.")

Wie es mit der Teutschen Sprach hergangen, kann man aus den Reichs-Abschieden und anderen Teutschen Handlungen sehen. Im Jahrhundert der Reformation redete man ziemlich rein Teutsch, außer weniger Italiänischer, zum Theil auch Spanischer Worte, so vermittelst des Kaiserlichen Hofes und einiger fremder Bedienten zuletzt eingeschlichen, dergleichen auch die Franzosen bei sich, Zeit der Catharina vom Haus Medicis, gespühret, und damals mit eigenen Schrifften geahndet, wie dann etwas dagegen von Henrico Stephano geschrieben worden. Solches aber, wann es mäßiglich geschieht, ist weder zu ändern, noch eben sehr zu tadeln, zu Zeiten auch wol zu loben, zumahl wenn neue und gute Sachen, zusammt ihren Namen, aus der Fremde zu uns kommen.

Allein wie der dreißigjährige Krieg eingerissen und überhand genommen, da ist Teutschland von fremden und einheimischen Völkern wie mit einer Wasserfluth überschwemmet worden, und nicht weniger unsere Sprache, als unser Gut, in die Rappuse gegangen; und siehet man, wie die Reichs-Acta solcher Zeit mit Worten angefüllet seyn, deren sich freilich unsere Vorfahren geschämet haben würden.

Bis dahin nun war Teutschland zwischen den

Italiänern, so Kayserlicher, und den Franzosen, als schwedischer Parthey, gleichsam in der Waage gestanden. Aber nach dem Münsterschen und Pyrenäischen Frieden hat so wol die Französische Macht als Sprache bei uns überhand genommen. Man hat Frankreich gleichsam zum Muster aller Zierlichkeit auffgeworfen, und unsere junge Leute, auch wol junge Herren selbst, so ihre eigene Heimath nicht gekennet, und deswegen alles bei den Franzosen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung gesetzet, sondern auch selbst verachten helfen, und einen Eckel der Teutschen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bey zuwachsenden Jahren und Verstand behenken blieben. Und weil die meisten dieser jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, so bey Einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums, oder durch andere Gelegenheiten zu Ansehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben solche Franz-Gesinnete viele Jahre über Teutschland regieret, und solches fast, wo nicht der französischen Herrschaft (daran es zwar auch nicht viel gefehlet), doch der französischen Mode und Sprache unterwürfig gemacht; ob sie gleich sonst, dem Staat nach, gute Patrioten geblieben und zuletzt Teutschland vom Französischen Joch, wie wol kümmerlich, annoch erretten helfen.

Christian Freiherr von Wolff,

geboren den 24. Januar 1679 zu Breslau, Sohn eines Bäckermeisters, studirte in Jena Philosophie und Mathematik, lehrte dann in Leipzig, 1707 Professor der Mathematik und Naturlehre zu Halle, 1723 seiner Philosophie wegen ausgewiesen, fand Schutz in Hessen-Kassel, ward Hofrath und Professor in Marburg, hochgeehrt von England, Frankreich, Schweden und Rußland, ward 1740 von Friedrich II. als Geheimrath, Professor und Vicecanzler nach Halle zurückberufen, 1743 Canzler, 1745 Reichsfreiherr, starb 1754. — In deutscher Sprache schrieb er: „Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes (Logik), Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen (Metaphysik), Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen (Moral), Vernünftige Gedanken vom gesellschaftlichen Leben der Menschen.

Das höchste Gut und das höchste Uebel.

(Aus den „Vernünfftigen Gedancken von der Menschen Thun und Lassen.")

§. 44. Weil die gröste Vollkommenheit Gott eigenthümlich ist und keiner Creatur mitgetheilt werden kan, so ist auch nicht möglich, daß ein Mensch, wenn er gleich täglich alle Kräffte anwendet, dieselbe jemahls erreichen kan. Er kan demnach nicht mehr erhalten, als daß er von einer besonderen Vollkommenheit zu einer andern fortschreitet, und die Unvollkommenheiten immer mehr und mehr vermeidet. Und dieses ist das höchste Gut, welches er erreichen kan, daß also das höchste Gut des Menschen oder seine Seeligkeit mit Recht durch einen ungehinderten Fortschritt zu grösseren Vollkommenheiten erkläret wird.

§. 45. Da nun der Mensch immer zu grösseren Vollkommenheiten fortschreitet, wenn er sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur einrichtet: so wird durch Beobachtung des Gesetzes der Natur das höchste Gut oder die Seeligkeit, deren man fähig ist, erhalten, und ist dannenhero seine Erfüllung das Mittel, wodurch wir das höchste Gut oder unsere Seeligkeit, deren wir auf Erden fähig sind, erlangen.

§. 46. Je mehr also der Mensch von dem Gesetze der Natur abweichet, je mehr entfernet er sich von dem höchsten Gut oder von seiner Seeligkeit. Und also machet man sich durch die Uebertretung des Gesetzes der Natur derselben verlustig, und verfället in einen unseeligen Zustand. Ja, wenn man nicht fortfähret sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur einzurichten, so gehet die bereits erlangte Seeligkeit verlohren: wie wir auch im Gegentheile aus dem unseeligen Zustande nicht anders können herausgezogen werden, als wenn wir das Gesetze der Natur anfangen zu halten.

§. 47. Ich rede hier als ein Welt-Weiser bloß von derjenigen Seeligkeit, die der Mensch durch natürliche Kräffte erreichen kan, und eigene demnach keinesweges der Natur zu, was unsere Gottes-Gelehrten der Gnade zuzuschreiben pflegen. Unterdessen da die Gnade die Natur nicht unterdrücket, sondern ihr aufhilfft; ingleichen da sie ihr nicht zuwider ist, sondern mit ihr zusammen stimmet — denn wie könnte wider einander seyn, was von einem Gott herkommet, der vollkommen weise ist? — so werden Verständige, welche ohne Vorurtheile und Bitterkeit dem nachdencken, was ich von der irdischen Seeligkeit des Menschen gesaget habe, zur Gnüge sehen, wie wohl die Weltweisheit mit den Lehrsätzen der Gottes-Gelehrtheit zusammen stimmet, und durch meine Lehren der Unterschied der Natur und Gnade und der Vorzug der Gnade für der Natur, und was mehr hierher gehöret, am allerdeutlichsten und gründlichsten gezeiget werden kan.

Vielleicht findet sich Gelegenheit, daß ich diesen Punct nach der von Gott mir verliehenen Einsicht selbst ausführlich abhandle. Jetz muß ich mich in den vorgesetzten Schrancken der Welt-Weisheit halten.

§. 48. Aus dem, was von dem höchsten Gute des Menschen oder seiner Seeligkeit gesaget worden, ist zugleich klar, daß das höchste Uebel oder die Unseeligkeit des Menschen in einem steten Fortgange zu grösseren Unvollkommenheiten bestehet, und daher die Uebertretung des natürlichen Gesetzes das Mittel ist sich darein zu stürtzen.

Johann Jakob Mascou,

(oder Mascov), geboren den 26. November 1689 zu Danzig, studirte zu Leipzig erst Theologie, dann Rechtswissenschaft und Geschichte, besuchte hierauf als Begleiter von Edelleuten die Niederlande, England, Frankreich und Italien, 1714 Docent in Leipzig, 1719 Professor und Rathsherr, 1723 Beisitzer des Oberhofgerichts, 1730 Canonicus des Stiftes Zeitz, 1737 Stadtrichter, 1741 Proconsul, starb 1761. — Geschichte der Teutschen (bis zum Ende der Merowingischen Dynastie).

Attila.

(Aus der „Geschichte der Teutschen.")

Auf den Müntzen, die man von Attila erdichtet, hat man ihm fast keine menschliche Gestalt gegeben. Und was die Gemüths-Beschaffenheiten anbetrifft, stellen ihn die neuern ins gemein so wild vor, als wenn er sich selbst aus seiner Grausamkeit Ehre gemacht, und sich unter andern seltsamen Titeln auch eine Geissel Gottes genennet. Diesen setzen wir die Abbildung entgegen, welche uns JORNANDES, vielleicht aus PRISCI Historie entlehnet, hinterlassen. Er war kurtz von Person, hatte breite Schultern, einen grossen Kopf, kleine Augen und eine gestutzte Nase. Die Begierde zu herrschen, machte bey ihm den mächtigsten Trieb; dabey war er so gütig gegen die, welche er einmahl in Schutz genommen, als schrecklich gegen die Feinde. Wie die Beschreibung seiner Gestalt mit dem, was von dem äusserlichen Wesen der Hunnen überhaupt bekannt ist, eintrifft, so kömmt auch die Bezeichnung seiner Gemüths-Eigenschafften, mit den Thaten, die der sicherste Spiegel des menschlichen Gemüths sind, überein. PRISCUS beschreibet ihn durchgehends als einen Herrn von ernsthafftigem Wesen, und lauffen einige Umstände mit unter, die etwas grausames zeigen. Wie bey feurigen Gemüthern insgemein die Bewegungen von Liebe und Zorn gleich hefftig sind; so haben bey Attila die letztern desto weiter gehen müssen, je nöthiger die Strenge, so wilde Völker im Zaum zu halten, gewesen. Zum Kriege trieb ihn sein Ehrgeitz, und die gemeine Neigung der Nation, welche kein ander Mittel Ruhm zu erwerben kennete. Er bediente sich dabey des Aberglaubens seiner Unterthanen, um dem Volck desto mehr Vertrauen zu seinen Waffen zu machen: indem er ausbringen lassen, er habe das Schwerdt, ich weiß nicht, was für eines Helden, den damals die Nachwelt als einen Gott des Krieges verehrete, in seine Hände bekommen.

Wie man aber von denen, die große Reiche gestiftet, allemahl vermuthen kann, daß sie ihr Glück nicht bloß der Faust zu dancken gehabt, so finden wir auch bey Attila viel andere Gemüths-Gaben, welche, wenn sie bey den Scythischen Helden angetroffen werden, desto mehr Hochachtung und Vergnügen erwecken, weil das bey ihnen bloß eine Würckung der Natur ist, was bey den Griechen und Römern vielmahl erst durch eine sorgfältige Erziehung herausgebracht worden. Er war nicht so wild, daß man nicht einige Funcken der natürlichen Religion, die sich unter den rohesten Heyden finden, in seinem Thun und Lassen hervorscheinen sähe. PRISCUS erzehlet, daß er unter seinen Söhnen den Jüngsten deswegen am liebsten gehabt, weil die Wahrsager prophezeyet, daß der Himmel demselben allein die Nachfolge zugedacht. Er wußte mitten unter dem Geräusche der Waffen auch die ruhigsten Künste des Friedens wohl zu gebrauchen. PRISCUS beschwehret sich fast, daß er gar zu viel Gesandtschafften geschicket. Er führte nicht allein sein Volck selbst im Kriege an, sondern saß auch in Person zu Gerichte. Und wer solte wohl vermuthen, daß, wenn Attila öffentliche Tafel gehalten, die Poeten dabey ihre Aufwartung gehabt, und die Gedichte, so sie auf seine Feldzüge gemacht, mit eine der Belustigungen des Hofes gewesen? Unerachtet er große Schätze zusammengebracht, und seine Unterthanen viel von der Verschwendung und Pracht der Römer annahmen, so hielt er zwar einen Hof, der einem so großen Könige gemäß war, für seine Person aber blieb er bey der alten Sparsamkeit. Er hatte an seiner Kleidung, Gewehr und Pferde-Zeug nichts besonders; und PRISCUS schreibet an obgedachtem Ort, daß, da die Tafel mit güldenen und silbernen Gefässen besetzet gewesen, er doch vor sich nur einen höltzernen Becher, und ein Gerichte Fleisch in einer höltzernen Schüssel gehabt. Bey solcher Beschaffenheit könnte Attila vielleicht vor einen löblichen Regenten mitgehen,

wenn er es nicht für rühmlicher gehalten, fremde Völcker zu bezwingen, als die seinigen wohl zu regieren. Da aber die Eigenschaften der Fürsten ihren wahrhafften Preis daher bekommen, nachdem sie dem menschlichen Geschlecht zum Vortheil oder Schaden gereichen, so erneuert auch Attilae Andenken allemal zugleich den Vorwurff, daß seine Größe die Verwüstung so vieler Länder gekostet.

Johann Christoph Gottsched,*)

geboren den 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg, bezog schon 1714 die Universität zu Königsberg, wo er Philologie und Philosophie studirte, flüchtete 1724 vor Werbern nach Leipzig, 1727 Vorsteher der „Leipziger deutschen Gesellschaft," 1730 außerordentlicher Professor der Poesie, 1734 ordentlicher Professor der Philosophie, heirathete 1735 die geist- und kenntnißreiche Luise Adelgunde Victorie Kulmus (1713 — 1762), die sich gleichfalls literarische Verdienste erworben hat, starb 1766. — Er genoß eine Zeitlang eines hohen Ansehens. Streit mit Bodmer und Breitinger. Er lieferte zahlreiche theoretische Werke und historische Beiträge für Poesie und Beredtsamkeit, auch poetische Arbeiten: dramatische (der sterbende Cato), lyrische u. a.

Ueber den Hanswurst in der Komödie.

Kleine Geister, die keine Einsicht in die Morale besitzen, und das ungereimte Wesen in den menschlichen Handlungen weder wahrnehmen noch satirisch vorstellen können, haben, anstatt das Lächerliche in den Sachen zu suchen, dasselbe in närrischen Kleidungen, Worten und Gebärden zu finden gemeynet. Daher haben Harlekin und Scaramutz die Hauptpersonen ihrer Lustspiele werden müssen. Diese müssen durch bunte Wämser, wunderliche Posituren und garstige Fratzen den Pöbel zum Gelächter reizen. Von diesem allen haben die Alten nichts gewußt; und es gehört mit unter die phantastischen Erfindungen der Italiener, die jemand in der Vorrede zu einer französischen Komödie „Harlequin aux Champs Elisées" verspottet hat. Terenz hat seine Komödien ohne eine lustige Person lächerlich genug zu machen gewußt; das neue französische Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuschauer zu belustigen; obgleich Moliere darinn ein böses Exempel gegeben hatte. Destouches und einige andere nämlich haben sich gar wohl ohne diese phantastische Person behelfen können; und ein Poet setzet sich wirklich in Verdacht, als verstünde er sein Handwerk, das ist, die Satire nicht, wenn er ohne die Beyhülfe eines unfläthigen Possenreißers nichts lustiges auf die Schaubühne bringen kann. Boileau hat diese schmutzigen Zoten seinen Schülern ernstlich untersagt, und den Moliere selbst nicht geschont, der sich auch oft dem Pöbel in diesem Stücke bequemet hatte. Er schreibt:

> Etudiez la cour, et connaissez la ville;
> L'une et l'autre est toujours en modèles fertile.
> C'est par là que Molière, illustrant ses écrits,
> Peut-être de son art eût remporté le prix,
> Si, moins ami du peuple, en ses doctes peintures,
> Il n'eût point fait souvent grimacer les figures,
> Quitté, pour le bouffon, l'agréable et le fin,
> Et sans honte à Térence allié Taburin.

Hieraus ist nun leicht zu schließen, was von dem Théatre Italien und Théatre de la Foire, wo lauter abgeschmacktes Zeug vorkömmt, für ein Werks zu machen sey; darüber ein Kluger entweder gar nicht lacht, oder sich doch schämet gelachet zu haben; imgleichen was von allen deutschen Narren zu halten sey, sie mögen nun von alter Erfindung seyn, wie Hans Wurst oder Pickelhering, dessen sich Weise noch immer bedienet hat, oder auch von neuer Art, wie der sogenannte Peter, oder Crispin, oder wie sie sonst heißen mögen. Eben die Gründe, die wider jene streiten, sind auch allen diesen Geschöpfen einer unordentlichen Einbildungskraft zuwider, die kein Muster in der Natur haben.

*) Von Gottsched und Bodmer, die bereits der folgenden Periode angehören, haben wir, sowie unten in der zweiten Abtheilung (Poesie) ein paar Proben gegeben, da wir ihnen in dem Hauptwerke nicht gerne eine Stelle einräumen mochten.

Johann Jakob Bodmer,

geboren den 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich, 1725 Professor der helvetischen Geschichte und der Politik, 1737 Mitglied des großen Raths in Zürich, trat 1775 in den Privatstand zurück, starb 1782. — Gegner von Gottsched. Er versuchte sich, jedoch ohne bedeutenden Erfolg, in fast allen poetischen Gattungen, besonders im Epos (Noachide, Colombona u. A. Uebersetzung von Milton's verlorenem Paradiese). Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter; kritische Briefe und andere prosaische Schriften. Verdienste um die Auffrischung der ältern deutschen Literatur (Nibelungen, Manessische Sammlung, Fischart, Seb. Brant, Opitz u. s. w.).

Vom Erhabenen in der Sprache.

(Aus den „Kritischen Briefen," Brief 4.)

Mein Herr, nachdem meine Sätze von dem Wesen der erhabenen Schreibart Ihr Urtheil für sich haben, daß sie richtig und gründlich ausgeführt seyn, so darf ich desto zuverlässiger darauf trauen, weil ich weiß, daß Sie gewohnt sind, nicht eher zu urtheilen, bis Sie die Sache durch sich selbst und mit der erforderten Strenge untersucht haben. Sie halten es indessen für einen Mangel, daß ich nichts von dem Erhabenen in der Sprache gesagt habe, und scheinen in den Gedanken zu stehen, daß die Sprache ein besonderes Erhabene in sich habe, welches in einer glücklichen Wahl wohlbestimmter und begreiflicher Worte bestehe, die den Verstand kurz deutlich und nachdrücklich geben. Sie sagen ausdrücklich, in den abstraktesten Stücken, wo die Leidenschaften am wenigsten zu thun haben, sey ein Ausdruck, der einen Begriff mit einer sonderbaren Genauigkeit, Vollständigkeit und Kürze gebe, als ein vornehmes Theil in dem Erhabenen der Sprache anzusehen. Es ist mir nicht unbekannt, was vor prächtige Sachen Longinus von der Erhabenheit in der Sprache und dem Ausdruck gesagt hat; und ich habe in etlichen Stellen desselben genugsam gesehen, daß er den blossen Wörtern und deren geschickten Zusammensetzung eine beynahe magische Kraft zuschreibt. Aber sage ich auch zu viel, daß seine Ausdrücke zum Lob der Ausdrücke nach dem oratorischen Firnisse schmecken? Habe ich darinn recht, daß nur dasjenige erhaben sey, was auch die grösten Geister in Erstaunen hinreisset, oder mit Schrecken anfüllet: so finden wir dieses Merkmal in dem geschicktesten Ausdrucke nicht; und der müßte ein niedriges und feiges Gemüthe haben, der über den blossen Ton der Wörter, die nach einer gewissen Art gesetzt sind, in Schrecken oder Erstaunen geriethe. — —

Mit diesem begehre ich nicht zu leugnen, daß nicht eine musicalische Kraft in den Worten liege, wenn der mannigfaltige Laut der Sylben nach Maaß und Takt vermenget wird; aber diese Symphonie, wiewohl sie sehr reitzend ist, hat doch auf das Gemüthe keinen grössern Eindruck, als daß sie darinnen Lust verursachet, wenn sie auch am erschrecklichsten thut. Es ist so fern, daß sie ein Vermögen habe, die Würkung des Erhabenen, welches bestürzet und in Gedanken senket, in dem Gemüthe zu unterstützen, daß sie dieselbe vielmehr vermindert. Man bewundert die Vollkommenheit der Verse, in welchen Homer den ungeheuren Stein des Sisyphus in langsamen und beschwerlichen Spondeen Berg hinanwälzet, dann in schnellen Dactylis wieder herunter rollen läßt; und man dächte, daß es dem Virgil an seinem Ruhm nachtheilig wäre, wenn man nicht eben dergleichen Kunststücke bey ihm entdeckete. Mich dünken sie zu kurzweilig, als daß sie die Stelle des Erhabenen vertreten könnten. Es giebt Leute, welche das Bellen der Hunde, das Krähen der Hähne, das Zischen der Schlangen, das Klappern der Störche, das Wiehern der Pferde mit großer Geschicklichkeit nachmachen; bey diesen sollten die Liebhaber des nachahmenden Klanges in die Schule gehen, sich in dieser Kunst vollkommener zu machen.

Ich darf demnach behaupten, daß wir für die Ausdruckung des Erhabenen an der Regel genug haben, welche befiehlt, daß die Worte den Begriffen, wie die Begriffe den Dingen, wovon sie Abdrücke sind, gemäß seyn müssen. Wenn erst das Erhabene selbst, eine Würkung, That oder ein Entschluß, der den Geist in eine wundervolle Erstaunung setzet, in den Sachen lieget, so darf man sie nur mit den rechten und allein bequemen Worten, und Schwung der Sprache vortragen; das Erhabene wird dann nicht verderbt werden, wenn die Wörter und ihr Schwung gleich ganz leicht, und eigentlich gebraucht sind. Es ist so fern, daß die einfältige Schreibart das Erhabene verdunkle, daß vielmehr eben die Leichtigkeit in der Vorstellung öfters schlechterdings wird nothwendig seyn, nämlich so oft als die Hoheit der grossen Entschlüsse und Würkungen durch ihren eigenen Glanz in die Augen fällt, ohne daß sie erst durch Kunst und Mühe müsse gezeiget werden.

Zweite Abtheilung.

Poesie.

Erste Periode

bis c. 1150.

Das Hildebrandslied,

nur in Bruchstücken erhalten (die Handschrift aus dem 8. Jahrhundert), in alliterirenden Versen, niederdeutsch, mit vielen hochdeutschen Formen untermischt, behandelt den Zweikampf des aus dem Hunnenlande heimkehrenden Hildebrand mit seinem Sohne Hadubrand, der sich dem Eindringen des durch lange Abwesenheit ihm fremd gewordenen Vaters widersetzt.

Ik gi*h*ôrta dat seggen dat sih ur*h*êttun aenon muotin	Ich hörte das sagen (erzählen), daß sich herausforderten zu einzelnem Kampfe
*H*iltibraht enti *H*adubrant untar *h*eriun tuêm	Hiltibrant und Hadubrant zwischen den zwei Heeren
sunufatarungô. Irô *s*aro rihtun,	des Sohnes und des Vaters. Ihre Waffen richteten (ordneten) sie,
*g*arutun sê irô *g*ûdhamun, *g*urtun sih irô suert ana,	bereiteten (legten an) ihre Panzer, gürteten sich ihre Schwerter um,
*h*elidôs, ubar *r*ingâ, dô siê to derô *h*iltiu *r*itun.	die Helden, über die Ringe (des Panzers), da sie zum Kampfe ritten.
*H*iltibraht gi*m*ahalta — her was *h*êrôro *m*an,	Hiltibrant sprach, er war der hehrere (ehrwürdigere) Mann,
*f*erahes *f*rôtôro — her *f*râgên gestuont	lebenserfahrenere, er zu fragen begann,
*f*ôhêm *w*ortum, wer sîn *f*ater *w*ari	mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre
*f*ireô in *f*olche, „eddo welîhhes cnuosles du sis.	von den Leuten im Volke, „oder welches Geschlechtes du seist.
ibu du mî *ê*nan sagês, ik mî dê *ô*drê wêt.	Wenn du mir einen sagest (nennest), ich mir (von selbst) die andern weiß,
*ch*ind, in *ch*unincrîche *ch*ûd ist mi al irmindeot.“	Kind, im Königreich bekannt ist mir all die (die ganze) Stammgenossenschaft.“
*H*adubraht gimahalta, *H*iltibrantes sunu:	Hadubrant sprach, Hiltibrants Sohn,
dat sagêtun mî ûserê liûtî,	das sagten mir unsere Leute,
*a*ltê anti frôtê, deâ *ê*r hina wârun,	alte und erfahrene, die eher (früher) hin waren (starben),
dat *H*iltibrant haetti mîn fater; ih heittu *H*adubrant.	daß Hiltibrant hieß mein Vater; ich heiße Hadubrant.
*f*orn her *ô*star giweit, *f*lôh her *O*tachres nîd,	Einst er ostwärts ging (zog), floh (er) Odoaker's Haß,
hina miti *Th*eotrîhhe enti sînerô *d*eganô filu.	hin mit Dietrich und seiner Degen vielen.
her fur*l*aet in *l*ante *l*uttila sitten	Er (ver)ließ im Lande hülflos sitzen
*p*rût in *b*ûre, *b*arn unwahsan;	die Gattin im Hause, den Sohn unerwachsen;
*a*rbeolaosa her laet *a*ftar sîna deot.	erbenlos ließ er zurück sein Volk.
Sîd *D*êtrîhhe *d*arbâ gistuontun	Seitdem Dietrich Entbehrungen entstanden (der Verlust traf)
*f*ateres mînes; dat was sô *f*riuntlaos man,	meines Vaters, das war (ein) freudeloser Mann,
her was *O*tachre *u*mmet *i*rri,	er war (auf) Odoaker unmäßig erzürnt,
*d*eganô *d*echisto, unti *D*eotrîhhe *d*arbâ gistôntun;	der Degen Werthester, bis dem Dietrich (dessen) Entbehrung entstand.

her was êo *f*olches at ente, imo was êo *f*eheta ti leop;
*ch*ûd was her . . . . . . *ch*ônnêm mannum,
ni wâniu ih iu lîb habbê . . . . ."

„Wêttu *I*rmingot", quad *H*iltibraht, „obana ab *h*evane
dat du neô *d*anahalt *d*inc ni geleitôs

mit *s*us *s*ippan man . . . . . ."
*w*ant her dô ar arme *w*untanê bougâ
*ch*eisurinûg gitân, sô ime sê der *ch*uning gap,
*H*ûneô truhtîn, „dat ih dir it nu bî *h*uldî gibu."
*H*adubraht gimâlta, *H*iltibrantes sunu,
„mit *g*êrû scal man *g*eba infâhan
ort widar *o*rte. du bist dir, *a*ltêr Hûn,

unmet *sp*âhêr: *sp*enis mih mit dînêm wuortun,
*w*ili mih dînû sperû *w*erpan;
pist *a*lsô gi*a*ltêt man, sô dû *ê*wîn *i*nwit fôrtôs,
dat *s*agêtun mî *s*êolîdantê
*w*estar ubar *w*entilsêo, dat inan *w*ic furnam;

tôt ist *H*iltibrant, *H*eribrantes suno."
*H*iltibraht gimahalta: „wela gisihu ih in dînêm *h*rustim,
dat du *h*abês *h*ême *h*êrron gôten,
dat dû noh bî desemo *r*îche *r*eccheo ni wurti.
*w*elaga nu, *w*altant got! quad Hiltibrant, *w*êwurt skihit!
ih *w*allôta *s*umerô enti *w*intrô *s*ehstîc ur lante,
dâr man mih êo *s*cerita in folc *s*ceotantêrô,

sô man mir at *b*urc ênîgeru *b*anûn ni gifasta;
nû scal mih *s*uâsat chind *s*uertû hauwan,

*b*retôn mit sînû *b*illiû, eddo ih imo ti *b*anin werdan.
Doh maht du nu *a*ôdlihho, ibu dir din *e*llen taoc,
in sus *h*êremo man *h*rustî giwinnan,
*r*auba bi(h)*r*ahanen, ibu du dâr ênîc *r*eht habês.
Der sî doh nu *a*rgôsto, quad Hiltibrant, *o*starliutô,
der dir nu *w*îges *w*arnê, nu dih es sô *w*el lustît.
Gûdea gi*m*einûn niusê dê *m*ôttî,
werdar sih *h*iutû dero *h*regilo (h)rumen muotti,
erdo deserô *b*runnônô *b*êderô waltan."

Dô lettun sê êrist *a*sckim scrîtan,

Er war stets an des Volkes Spitze, ihm war stets Kampf (zu) lieb;
kund (bekannt) war er kühnen Männern,
nicht wähne ich, daß er mehr (noch) das Leben habe . . . .
„Zum Zeugen ruf' ich Irmingot," sprach Hiltibrant, „oben vom Himmel,
daß du nie weiter (wieder) Streit führest (führen wirst)
mit so verwandtem Manne . . . . . .
Er wand da vom Arme gewundene Ringe,
Aus Kaisermünze gemacht, wie ihm sie der König gab,
der Hunnen Herr, „(so) daß ich dir's nun aus Huld gebe."
Hadubrant sprach, Hiltibrant's Sohn,
mit dem Ger soll der Mann Gabe empfangen,
Spitze wider Spitze. Du bist dir, alter Hunne,
ohne Maßen schlau, lockest mich mit deinen Worten,
willst mich mit deinem Speere werfen;
du bist ein (eben) so gealterter Mann, als du ewigen (von jeher) Trug führtest (übtest),
das erzählten mir Seefahrer
nach Westen hin (segelnd) über den Wendelsee, daß ihn Krieg wegraffte;
todt ist Hiltibrant, Heribrant's Sohn."
Hiltibrant sprach: „Wohl sehe ich an deiner Rüstung,
daß du habest daheim (noch) einen guten Herrn,
daß du noch aus diesem Reiche Verbannter nicht wurdest.
Wehe nun, waltender Gott! sprach Hiltibrant, Wehgeschick geschieht.
Ich wallte der Sommer und Winter (zusammen) sechzig außer Landes,
da man mich stets schaarte (stellte) in's Volk (in die Schaar) der Schützen;
(auch) so brachte man mir bei keiner Burg den Tod bei;
nun soll mich das eigene Kind mit dem Schwerte hauen,
zermalmen mit seinem Leibe, oder ich ihm zum Mörder werden.
Doch magst du nun leicht, wenn dir deine Kraft taugt,
an so hehrem Manne Rüstung gewinnen,
Raub erbeuten, wenn du da(zu) irgend ein Recht hast.
Der sei doch nun der Aergste (Schlechteste, Feigste), rief Hiltibrant, der Ostleute,
der dir nun Kampf verweigert, nun (da) dich dessen so wohl gelüstet.
Kampf, handgemeinen, versuche die Begegnung,
wer von beiden sich heute des Waffenschmuckes begeben müsse,
oder dieser Brünnen (Brustpanzer) beider walten (sich bemächtigen).
Da ließen sie zuerst mit den Eschen (Lanzen) schleudern.

*sc*arpên *sc*ûrim, dat in dêm *sc*iltim stônt(un),
do *st*ôptun tô samane, *st*aimbortâ hludun,
*h*euwun *h*armlîcco *h*vîttê sciltî,
unti im irô *l*intûn *l*utlilî wurtun,
gi*w*igan miti *w*âpnum . . . . . .

in scharfem Schauer (Anprall), daß sie in den Schilden standen,
da sprengten sie zusammen (gegeneinander), die [steinernen Schneiden (der Streitäxte) ertönten,
sie hieben jämmerlich die weißen Schilde,
Bis ihnen ihre Linden klein wurden,
zerstört mit den Waffen . . . . . .

Das Wessobrunner Gebet,

im bairischen Kloster Wessobrunn oder Wessensbrunn aufgefunden, alliterirend.

Dat ga*f*regin ih mit *f*irahim *f*iriwizzô meista,
Dat *e*ro ni was noh *û*fhimil,
noh *p*aum nohheinig noh *p*ereg ni was,
noh *s*unnâ ni *s*cein [noh *s*terno ni cleiz],
noh *m*âno ni liuhta noh der *m*areosêo.
Dô dar ni*w*iht ni *w*as enteô ni *w*enteô
dô was der *e*ino *a*lmahtîco cot,
*m*annô *m*iltisto; dâr wârun auh *m*anakê
(mit inan) côtlîhhê *k*eistâ: Enti *c*ot heilac,
cot *a*lmahtîco, dû himil enti *e*rda gaworahtôs,
enti dû *m*annun sô *m*anac côt forgapi,
forgip mir in dînô ganâdâ rehta galaupa,
enti côtan *w*illeon, *w*istôm enti spâhida
enti craft tiuflun za *w*idarstantanne enti arc za pi*w*îsanne,
enti dînan *w*illeon za ga*w*urchanne.

Das erfrage (erfahre) ich unter den Menschen als der Wunder größtes,
daß (die) Erde nicht war, noch das Himmelsgewölbe,
noch irgend ein Baum, noch Berg nicht war,
noch (die) Sonne nicht schien, (noch ein Stern nicht glänzte)
noch (der) Mond nicht leuchtete, noch der Meersee.
Als da nichts (nicht) war, der Enden noch der Wenden (von Raum und Grenze),
da war der eine allmächtige Gott,
der Männer (Väter) mildester; da waren auch manche
(mit ihm) göttliche Geister. Und, Gott heilig,
Gott allmächtig, du Himmel und Erde wirktest (schufest),
und du dem Menschen so manch Gut (ver)gabst
gib mir in deiner Gnade (den) rechten Glauben,
und guten Willen, Weisheit und Klugheit
und Kraft (den) Teufeln zu widerstehen und Arges zu verweisen (vertreiben)
und deinen Willen zu wirken (vollbringen).

Muspilli,

Bruchstück einer althochdeutschen alliterirenden Dichtung, aus dem 9. Jahrhundert.
(Muspilli = Feuer, Weltbrand.)

Daz hôrt ih *r*achôn diâ weroltrehtwîson,
daz skulî der *a*ntichristo mit *E*lîase pâgan.
der *w*arch ist ki*w*afanit, denne wirdit untar in *w*îg arhapan.
*ch*enfun sint sô *k*reftic, diu *k*ôsa ist sô michil.
*E*lîas strîtit pî den *ê*wîgon lîp,
wilî den *r*ehtkernôn daz *r*ichi kistarkan:
pî diû skal imo *h*elfan der *h*imiles kiwaltit.
der *a*ntichristo stêt pî demo *a*ltfiante,
stêt pî demo *s*atanâze der inan far*s*enkan skal.
pî diû skal er in deru *w*îkstetî *w*unt pifallan,
enti in demo *s*inde *s*igalôs werdan.
doh *w*ânit des filu gotmannô daz Elias (in demo *w*îge) arwartit *w*erdê.

Das hörte ich sagen die Weltrechtweisen (Weltweisen),
daß solle der Antichrist mit Elias streiten.
Der Wolf ist gewaffnet: dann wird unter ihnen Kampf erhoben.
Die Kämpfer sind so kräftig, der Gegenstand ist so groß!
Elias streitet um das ewige Leben,
er will den das Rechte Begehrenden das Reich bestärken (fest begründen):
deshalb wird ihm helfen, der des Himmels waltet.
Der Antichrist steht bei dem Altfeinde (Erbfeinde),
steht bei dem Satanas, der ihn versenken soll (in den Abgrund).
Daher wird er auf der Kampfstätte verwundet fallen,
und auf der Kriegsfahrt sieglos werden.
Doch glauben daran viel der Gottmänner, daß Elias in dem Kampf verletzt wird.

sâr sô daz *E*lîases pluot in *e*rda kitriufit,
sô in*p*rinnant diê *p*ergâ, *p*oum ni kistentit
*e*inîc in *e*rdu, *a*hâ artruknênt,
muor var*sw*ilhit sih, *sw*ilizôt lougiû der himil,
*m*âno vallit, prinnit *m*ittilagart,
*st*ein ni ki*st*entit. Denne *st*uatago in lant
*v*erit mit diû *v*uirû *v*irihô wîsôn.
dâr ni *m*ak denne *m*âk andremo helfan fora demo *m*uspille.
. . . .

Alsobald so das Blut des Elias in die Erde träufelt,
so entbrennen die Berge, Baum steht nicht
ein einziger in der Erde; die Wasser vertrocknen,
das Meer verschlingt sich (selbst in der Hitze), es verbrennt in Lohe der Himmel,
der Mond fällt, es brennt der Garten in der Mitte,
Stein steht nicht ein einziger fest. Es fährt dann der Tag der Strafe in's Land,
mit dem Feuer die Menschen heimzusuchen.
Da kann nicht ein Verwandter dem andern helfen vor dem Weltbrand.
. . . .

Heliand,

altsächsische Evangelienharmonie, alliterirend, vielleicht ein Theil der Bibel, die Ludwig der Fromme im 9. Jahrhundert für die Sachsen übersetzen ließ, der Sage nach von einem Bauer verfaßt, den eine Stimme im Schlafe dazu berief, ein großartiges christliches Epos, das in vielen Zügen einen nationalen Charakter hat (Uebersetzungen von Kannegießer, Grein, Köne und Rapp).

Prophezeiung von der Zerstörung des Tempels.

*G*eng imu tho the *g*odes sunu,
endi is jun*g*aron mit imu,
*w*aldand, fan themu *w*ihe,
all so is *w*illio geng.
Jac imu uppen thene *b*erg gisteg,
*b*arn drohtines,
*s*at imu thar mit is ge*s*idun,
endi im sagde filu
*w*aroro *w*ordo.
Sie begunnun im tho umbi thene *w*ih sprekan,
thie *g*umon, umbi that *g*odes hus;
quadun, that ni *w*ari *g*otlicora
*a*lah *o*bar *e*rdu
thurh *e*rlo ham,
thurh *m*annes giwerk
*m*id *m*egincraft
*r*akud a*r*ihtid.
Tho the *r*ikio sprak,
*h*er *h*ebencuning,
*h*ordun the odra.
„Ik mag iu gi*t*ellien,“ quad he,
„that noh wirdid thiu *t*id kumen,
that is af*s*tanden ni *s*cal
*s*ten obar odrumu;
ac it *f*allid ti *f*odu
endi it *f*iur nimid,
*g*radad logna,
tho it nu so *g*odlic si,
so *w*islico gi*w*arht.
Endi so dod thesaro *w*eroldes giscapu:
te*g*lidid *g*roni wang.“
Tho *g*engun imo is jungaron to,
fragodon ina so *st*illo:
„Hus lango scal *st*anden noh,“ quadun sie,

(Es) erging sich da der Gottes Sohn,
und seine Jünger mit ihm,
(der) Waltende, von dem Tempel,
ganz so wie sein Wille (war), ging (er).
Auch sich auf den Berg stieg (er)
(der) Geborne (des) Herrn,
setzte sich dort mit seinen Gesellen
und ihnen sagte viele
wahrer Worte.
Sie begannen ihm darauf über den Tempel (zu) sprechen,
die Männer, von dem Gottes Hause;
sagten, daß nicht wäre herrlicher
(ein) Tempel auf Erden,
durch Mannes Hand,
durch Mannes Werk,
mit Vollkraft
(ein) Palast errichtet.
Da der Mächtige sprach,
er (der) Himmelskönig,
hörten die Anderen.
„Ich kann Euch erzählen,“ sprach er,
„daß noch wird die Zeit kommen,
daß seiner (d. h. von ihm) stehen nicht soll
(ein) Stein über dem andern,
sondern (daß) es fällt zu Boden
und es (das) Feuer nimmt,
(die) gefräßige Flamme,
obgleich es nun so herrlich ist,
so weislich gearbeitet.
Und so thut (d. h. geschieht es) dieser Welt Geschöpfen:
(es) vergeht die grüne Aue.“
Da gingen ihm seine Jünger zu (d. h. gingen zu ihm),
fragten ihn so still (d. h. heimlich):
„Wie lange soll stehen noch,“ sagten sie,

„thius *w*erold an *w*unniun,
êr than that gi*w*and kume,
that the *l*asto dag
*l*iotes skine
thurh *w*olkanskion?
eftho hvan is eft thin *w*an kuman

an thenne *m*iddilgard,
*m*ankunni
te a*d*omienne
*d*odun en*d*i quikun?
Fro *m*in, the godo,
us is thes firwit *m*ikil,

*w*aldandeo Krist,
hvan that gi*w*erden sculi!“
Tho im *a*ndwordi
alo*w*aldo Krist
*g*odlic far*g*af,
them *g*umun selbo.
„That habad so bi*d*ernid,“ quad he,
„*d*rohtin, the godo,
jac so *h*ardo *f*ar*h*olen
*h*imilrikies *f*ader,
*w*aldand thesaro *w*eroldes,
so that *w*iten ni mag
enig *m*annisc barn,
hvan thiu *m*arie tid
gi*w*irdid an thesaru *w*eroldi.
Ne it ok te *w*aran ni kunnun
*g*odes en*g*ilos,
thie for imo *g*eginwarde
*s*imlun *s*indun.
*S*ie it ok giseggian ni mugun
te *w*aran mid iro *w*ordun,
hvan that gi*w*erden sculi,
that he willie an thesan *m*iddilgard,
*m*ahtig drohtin,
*f*iriho fandon.
*F*ader wet it eno,
*h*elag fan *h*imile;
elcur is it bi*h*olen allun,
*q*uikun endi dodun,
hvan it *k*umi werdad.“

„diese Welt in Wonnen,
ehe denn das Ende kommt,
daß der letzte Tag
Lichtes (d. h. im Lichte) erscheint
durch den Wolkenraum?
oder wann ist wieder dein Wahn (d. h. Absicht)
zu kommen
auf diesen Mittelgarten (d. h. Erde),
(das) Menschengeschlecht
zu richten,
(die) Todten und (die) Lebendigen?
Herr mein, der gute (d. h. du guter),
uns ist deß Fürwitz großer (d. h. große Neugierde),
waltender Christ,
wann das werden soll!“
Drauf ihnen Antwort
der allwaltende Christ
gütlich (d. h. liebevoll) gab,
den Männern selbst.
„Das hat so verborgen,“ sagte er,
(der) Herr, der gute;
auch so sehr verhehlt
(des) Himmelreiches Vater,
waltend dieser Welt,
so daß (es) wissen nicht kann
irgendein Mannes Kind,
wann die berühmte Zeit
wird (d. h. kommt) in dieser Welt.
Noch es auch in Wahrheit nicht kennen
Gottes Engel,
die vor ihm gegenwärtig
immer sind.
Sie es auch gesagen nicht mögen
in Wahrheit mit ihren Worten,
wann das werden soll,
daß er wolle auf diesem Mittelgarten,
(der) mächtige Herr,
die Menschen prüfen.
(Der) Vater weiß es allein,
(der) heilige vom Himmel;
sonst ist es verhehlt Allen,
(den) Lebendigen und Todten,
wann sein Kommen wird (d. i. geschieht).“

Otfried,

Benedictinermönch in Weißenburg im Elsaß (wahrscheinlich aus Schwaben) um 870. Sein Krist, in gereimten Strophen, ist das älteste Denkmal umfassender deutscher Reimdichtung; der Reim wechselt jedoch manchmal mit Assonanzen; auch findet sich Alliteration. Die Behandlung ist fromm, gemüthlich, bisweilen mystisch allegorisch, manchmal trocken. Das Werk ist in fünf Bücher getheilt: 1. Christi Geburt und Jugend, 2. sein Auftreten und seine Lehre, 3. Wunder, 4. Leiden und Tod, 5. Auferstehung und Himmelfahrt.

Die Rede des Herrn auf dem Oelberge.

(Vgl. das Bruchstück aus Heliand.)

1 Giáng tho drúhtin thánana,
mit imo ouh sine thégana,

1 (Es) ging da (der) Herr (von) dannen,
mit ihm auch seine Jünger,

oúgtun sie imo innan thés
gizimbri thes húses.
2 Quad ér: „Giwisso ih ságen iu,
thie steina wérdent noh zi thiu,
thaz síe sint só unthrate,
hiar líggent al zi sáte.“

3 Er sáz sid thémo gánge
in themo óliberge;
frágetun sie nan suntar —
sie wás es filu wúntar:
4 „Ságe uns, meistar, thánne
wío thiu zít gigánge,
zéichan wio thu quéman scalt,
ioh wio thiu wórolt ouh zigát?“
5 „Góumet,“ quadér, „thero dáto,
ioh weset gláwe thrato,
thaz íu ni dáron in fára
thie mánagon lúginara.
6 Yrwéhsit íamarlichaz thíng
úbar thesan wórolt ring,
in hungere int in súhti
in wénegeru flúthi!“
7 Tho zált in thiu sin gúati
thio selbun árabeiti,
thíe si scoltun rínan
thuruh námon sinan:
8 Mánno haz ouh mánagan,
ubar síe giléganan,
níd filu stréngan,
so frám sie iz múgun bríngan;
9 Wió se scoltun fáhan,
zi hérizohon zíahan,
gibúntan furi kúninga
thie síne liabun thégana.
10 Det ér in dróst tho álles
thes íro tódes fálles,
quad théiz ni wári bi álles waz,
ni si thuruh sínan éinan haz.
11 Ni sórget fora themo líute,
thár ir stet in nóte,
in fórahtun ni wéntet,
waz ir in ántwurtet.
12 Ih wísero wórto
giwárnon íuih hárto,
rehtera rédina,
ir birut míne thégana.
13 Ih bin sélbo zi thíu,
ioh thár ouh spríchu uzar íu,
giwárnon hérzen guates,
ioh thráto festes múates.
14 Ságet in ouh zi wáre
fon themo éndidagen thára,
giwúag in ouh ginóto
thes ántikristen zíto,
15 Thes githuíngnisses,
thes wórolt thúltit thanne lés;
„Giwísso thaz, ni híluh thih,
theist zítin allen úngilih.
16 Sie sínt thanne in wéwen
in árabeitin séren,

zeigten sie ihm indessen
(den) Bau des Hauses.
2 Sprach er: „Gewiß, ich sage euch,
diese Steine werden noch zu dem (näml. kommen),
daß sie sind so unwerth,
(und) hier liegen all zur Saat (d. h. wie gesäet).“

3 Er saß (d. i. setzte sich) nach diesem Gange
auf dem Oelberge;
fragten sie ihn insbesondere,
sie war deß (d. i. nahm es) sehr Wunder:
4 „Sage uns, Meister, denn,
wie die Zeit geht,
als Zeichen, wie du kommen sollst
und wie die Welt auseinandergeht?“ [eignisse),
5 „Beachtet,“ sprach er, „diese Thaten (Er-
ja seid vorsichtig sehr,
daß euch nicht bringen in Gefahr
die manchen (vielen) Lügner.
6 (Es) erwächst jämmerliches Ding
über diesen Weltring,
in Hunger und in Seuchen,
in armseliger Flucht!“
7 Drauf erzählte ihnen die seine Güte
die selben Mühseligkeiten,
die sie sollten erdulden
um seinen Namen (seinetwegen);
8 Menschenhaß auch manchen,
über sie gelegen,
Neid sehr unerbittlichen,
so weit sie es können bringen;
9 Wie sie sollten fahen,
zu (den) Herzögen (Richtern) ziehen,
gebunden vor Könige
die seinen lieben Diener.
10 Gab er ihnen Trost über Alles,
(über) den ihren Todesfall,
sagte, daß es nicht wäre für anders was,
wenn nicht um seinigen alleinigen Haß.
11 „Nicht sorget (fürchtet euch) vor dem Volke,
wenn ihr steht in Noth,
aus Furcht nicht wendet,
was ihr ihnen antwortet.
12 Ich weiser Worte (mit weisen Worten)
bewaffne euch recht,
(mit) rechter Rede;
ihr seid meine Degen (Jünger).
13 Ich bin selbst zugegen,
ja da auch spreche (ich) aus euch,
bewaffne (eure) Herzen (mit) Gutem
und sehr mit festem Muthe.“
14 Sagt ihnen auch in Wahrheit
von dem Endetag dort,
erwähnt ihnen auch genau
des Antichristes Zeit,
15 des Bedrängnisses,
das die Welt erduldet dann leider:
„Gewiß daß, nicht hehl, ich es,
das ist allen Zeiten ungleich.
16 Sie sind dann in Wehen,
in Mühseligkeiten schmerzlichen,

thaz êr ni ward íó súlih fal,
ouh íámer wérdan ni scál.
17 Thaz kúrzit druhtin sáre
thuruh thie drúta sine,
thuruh then góteleidon
mit sínen ginádon.
18 Duit máno ioh thiu sunna
mit fínstere únwunna,
ioh fallent ouh thiu sterron
in érda filu férron.
19 Sih, weinot thanne thuruh thia quíst
ál thaz hiar in érdu ist,
thúruh thio selbun grúnni
al thiz wórolt kunni.
20 So sehent se mit githuínge
quéman thara zi thínge
fon wólkonon hérasun
then selbon ménnisgen sun.

daß vorher nicht ward wohl solcher Fall,
auch immer werden nicht soll.
17 Dies kürzet der Herr bald
wegen der Geliebten seinen,
wegen der Gottleidenden
mit seinen Gnaden.
18 (Es) verbreitet (der) Mond und die Sonne
Finsterniß, Unwonne,
und (es) fallen auch die Sterne
auf die Erde sehr weit.
19 Sieh, (es) weinet dann ob dieser Drangsal
Alles, das hier auf Erden ist,
wegen derselben Unfälle,
all dieses Welt-Geschlecht.
20 Dann sehen sie mit Bedrängniß
kommen daher zu Gericht
von (den) Wolken herab
den selbigen Menschen-Sohn.

Das Ludwigslied,

von unbekanntem Verfasser (nach Einigen vom Mönch Hucbald, nach Andern von Otfried von Weißenburg), den Sieg Ludwig's III., Königs von Austrasien und Neustrien, über die Normannen (bei Saucourt 881) feiernd.

Einan kuning weiz ih, heizsit her Hludwîg,
ther gerno Gode thionôt; ih weiz, her imos lônôt.
Kind warth her faterlôs; thes warth imo sâr buoz:
holôda inan trubtîn, magaczogo warth her sîn.
Gab her imo dugidi, frônisc githigini
stual hier in Vrankôn: sô brûchê her es lango!
Thaz gideild her thanne sâr mit Karlemanne,
bruoder sînemo, thia czala wunniônô.
Sô thaz warth al gendiôt, korôn wolda sîn God,
ob her arbeidi sô jung tholôn mahti.
Liez her heidinê man obar sêo lîdan,
thiot Vrankônô manôn sundiônô.
Sûmc sâr verloranê wurdun sum erkoranê;
haranskara tholôta, ther êr misselebêta.
Ther, ther thanne thiob was, inder thanana ginas,
nam sîna vastôn; sidh warth her guot man.
Sum was luginâri, sum was skâchâri,
sum fol lôses; inder gibuozta sih thes.
Kuning was ervirrit, thaz rîchi al girrit,
was erbolgan Krist: leidhôr thet ingald iz.
Thoh erbarmêd es Got, wisser alla thia nôt,
hiez her Hludwigan tharôt sâr rîtan:
„Hludwîg, kuning min, hilph mînan liutin!
heîgun sâ Northman harte bidwungan.“

Einen König weiß ich, heißet er Ludwig,
der gerne Gott dienet; ich weiß, er ihm's lohnet.
Kind ward er vaterlos; deß ward ihm bald Ersatz:
führte ihn der Herr, Erzieher ward er sein.
Gab er ihm Tüchtigkeit, herrliche Degenschaft
Stuhl hier bei den Franken; so brauche er es lange!
Das theilte er dann bald mit Karlmann,
dem Bruder seinem, die Zahl der Wonnen.
Wie das ward all geendigt, prüfen wollte Gott ihn,
ob er Mühseligkeiten so jung dulden möchte.
Ließ er heidnische Männer über See gleiten,
(das) Volk (der) Franken mahnen (der) Sünden.
Einige bald verlorene wurden theils erkorene;
Harmbescherung erduldete, der eher (früher) mißlebete (ein schlechtes Leben führte).
Der, der dann ein Dieb war, und der davon genas,
nahm seine Fasten: seitdem (später) ward er (ein) guter Mann.
Mancher war (ein) Lügner, Mancher war (ein) Mörder,
Mancher voll Zuchtlosigkeit, und er büßte (reinigte) sich davon.
Der König war entfernt, das Reich ganz geirrt,
(es) war erzürnt Christus: Leider deß entgalt es.
Doch erbarmete es Gott, wußte er alle die Noth,
hieß er Ludwigen dahin bald reiten.
„Ludwig, König mein, hilf meinen Leuten!
(es) haben sie die Normannen hart bedrängt!“

Thanne sprach Hludwîg: „Hêrro, so duon ih!
Dôt ni rettê mir iz, al thaz thu gibiudist!“

Thô nam her Godes urlub, huob er gundfanon ûf,
reit her thara in Vrankôn ingagan Northmannôn.
Gode thancôdun thê sîn beidôdun,
quâdhun al: „Frô mîn, so lange beidôn wir thîn!“
Thanne sprah lûto Hludwîg ther guoto:
„Trôstet iuh, gisellion, mînê nôtstallon!
Hera santa mih God, ioh mir selbo gibôd,
ob iuh rât thuhti, thaz ih hier gevuhti,
Mih selbon ni sparôtî, unz ih iuh gineritî.
Nû will ih, thaz mir volgôn allê Godes holdon.
Giskerit ist thiu hier wist sô lango, sô wili krist.
wili her unsa hina varth, therô habêt her giwalt.
Sô wer sô hier in ellian giduot Godes willion,
quimit her gisund ûz: ih gilônôn imoz,
Bilîbit her thâr inne, sînemo kunnie.“
Thô nam her skild indi sper, ellianlîcho reit her,
wold er wâr errahchôn sîna widarsahchon.

Thô ni was iz buro lang, fand her thia Northman;
Gode lob sagêda: her sîhit, thes her gerêda.
Ther kuning reit kuono, sang lioth frônô,
joh allê saman sungun: „Kyrrie leison!“
Sang was gisungan, wîg was bigunnan,
bluot skein in wangôn, spilôdun thes Vrankôn.
Thâr vaht thegenô gelih, nichein sô sô Hludwîg;
snel indi kuoni, thaz was imo gekunni.
Suman thuruh skluog her, suman thuruh stah her;
Her skancta ce hanton sînân fianton
bitteres lîdes: Sô wê im hio thes lîbes!
Gilobôt si thiu Godes kraft! Hludwîg warth sigihaft;
jah allên heiligôn thanc: sîn warth ther sigikamf.
uolar abur hludwig, kuning w... salig
garo so ser hîo was, so war so ses thurst was.
Gibalde inan truhtin bi sinan ergrehtin.

Dann sprach Ludwig: „Herr, so thue ich!
Tod nicht entreiße mir es (mache es mir unmöglich), Alles, das du gebietest!“
Da nahm er Gottes Urlaub, hob er (die) Kriegsfahne auf,
ritt er dahin zu (den) Franken entgegen (den) Normannen.
Gott dankten, die seiner warteten,
sprachen alle: „Herr mein, so lange warten wir dein!“
Dann sprach laut Ludwig der Gute:
„Tröstet euch, Gesellen, meine Nothgefährten!
Her sandte mich Gott, auch mir selbst gebot,
ob euch rathsam däuchte, daß ich hier kämpfte,
Mich selbst nicht schonte, bis ich euch errettete.
Nun will ich, daß mir folgen alle Gottes Holden (Getreuen).
Bescheert ist das Hiersein, so lange als Christus will;
will er unsere Hinfahrt, deren hat er Gewalt.

Wer also hier in Kraft thut Gottes Willen,

kommt er gesund aus, ich lohne ihm es,
Bleibt er darin, seinem Geschlechte.
Da nahm er Schild und Speer, gewaltiglich ritt er,
wollte er irgendwo auskundschaften seine Widersacher.
Da war es nicht sehr lang, fand er die Normannen,
Gott Lob sagte (er), er sieht, deß er begehrte.
Der König ritt kühn, sang (das) Lied heilig,
und alle zusammen sangen: „Kyrie eleison!“
Sang war gesungen, Kampf war begonnen,
Blut schien in den Wangen, (es) freuten sich deß (die) Franken.
Da focht der Helden jeglicher, Keiner so wie Ludwig,
schnell und kühn, das war ihm angestammt.
Manchen durchschlug er, manchen durchstach er,

Er schenkte mit den Händen seinen Feinden
bitteres Leides: so weh ihnen hier des Lebens!
Gelobet sei die Gottes Kraft! Ludwig war sieghaft;
sprach allen Heiligen Dank: sein ward der Siegeskampf!
. . . .
. . . .

Erhalte ihn der Herr bei seiner Herrlichkeit!

Frau Ava,

gestorben den 8. Februar 1127 in Göttweih oder einem benachbarten Kloster, Verfasserin der sogenannten Görlitzer Evangelienharmonie (Leben und Leiden Jesu, vom Antichrist und jüngsten Gericht). Ihre beiden Söhne (der ältere, Abt im Kloster Göttweih, starb den 2. Januar 1114; der jüngere, Heinrich, um 1130) werden für Verfasser mehrerer uns erhaltenen Gedichte gehalten.

Aus dem Leben Jesu.

Des anderen tages vil fruo
duo brahten si ime ein wîp zuo,
die heten si vunden
an tôtlîchen sunden.
Vil frô si duo wâren,
dâ si mit ir fuoren;
si wânten, daz si mahten
den wîstuom überbrahten,
ob er si nerte,
daz im diu ê daz werte,
unde hiez er si steinôn,
sô ne wære niuht der Gotesun.
Dô giengen si in daz templum,
dâ vunden si den Gotesun:
ze des wîbes gesihte
befulehen si im daz gerihte;
si bâten in, daz er sagete,
waz diu ê habete.
Dô sprach er durch sîn guote,
swer diu ê habet behuotet
der solte si steinen,
anders neheiner.
Dô si daz vernâmen,
unwirdlîchen si sâhen,
fliehen si begunden,
ze den turn si ûz drungen:
dâ ne bestuont inne nehein lîp,
wanne Christ unde daz wîp.
Dô screip der Gotes werde
mit den vingeren an der erde;
vil lang er nider nihte,
dar nâch er ûf blihte;
duo sprach er ze der gemeinen:
„Wâ sint, die dich wolten steinen?"
Dô sprach daz suntige wîp:
„Hie nist, hêrre, nehein lîp!"
Duo sprach daz êwige lieht:
„Ich verteile dîn ouch niht!
nû denche an die sêle
unde ne sunde niht mêre:
ze wâre sagen ich iz dir:
dîne sunde sint vergeben dir!"

Poetische Bearbeitung der Bücher Mosis,

schon vor 1122, Genesis und ein Theil des Exodus.

Joseph deutet Pharao's Träume.

Dei siben rinder feiztiu
und dei siben eher volliu,
daz sint siben jâr guotiu,
alles râtes volliu,
sô nie bî mannes geburte
neheiniu bezzeriu wurden;
nien wart der geborn,
bî dem baz wurde fleisk unde chorn
ole noh wîn;
wie mahte sie bezzere sîn?
Dâ nâch chôment sibiniu.
sô freissam,
daz lutzel liutes bestêt,
iz ne lize hungeres tôt.
Sô daz chorn zerinnet,
sô ist, daz fihe skiere wirt furebrâht,
sô muozzen si suellen,
vore hungere chuellen:
wie mahte in wirs sîn?
sô muozzen si irsterben.
Wilt du mînes râtes ruochen,
du scolt dir einen wîsen man suochen,
der nâh dir daz lant
hâbe in sîner gewalt,
deme daz liut sî undertân.
Der setze sînen ambtman
über iegelîch gou,
über chorn iouch hou
den in disen siben jâren.
Daz nicht versmâhe:
si ne heizzen mannegelich fazzen an sîn seil
sînes chornes daz finfte teil,
trage iz zuo frôneme stadile
oder fuor iz ûf sîneme wage.
Man scol dir iz frônen,
den chunftigen hunger dâ mite hônen,
sô ez sô tiuren beginnet,
daz niemen nicht vindet,
sô scolt du in dâ mite helfen,
bêdiu geben iouch verchoufen:
sô genisit dir daz liut;
daz wirt dir vil liep;
sô mac man dir gesân.
Sô dunchet iz mich wole getân.

Zweite Periode.

Erster Abschnitt

c. 1150 bis 1300.

I. Episches.

Einige Dichtungen, worin theilweise Geistliches und Weltliches gemischt sind, leiten zum Kunstepos hinüber.

Der Pfaffe Wernher,

Mönch zu Tegernsee, dichtete 1173, nach einer latein. Legende, das Leben Mariä (bis zur Rückkehr aus Aegypten reichend), durch Sprache, Versbau und Darstellung unter den Legenden hervorragend.

Aus dem Leben der Jungfrau Maria.

(Eingang des zweiten Liedes.)

Nu vernemet die senften lêre
von der magede hêre,
diu uns den heilant gebar.
Guotiu herze, hevet iu dar,
dâ ir daz heil gwinnet,
des iu niemer zerinnet,
bittet sie der undirdige,
daz sie flêhlîken lige
ir trût sun an dem fuoze,
unze uns gebuoze
unser leit und unser sêre.
Der pfaffe heizet Wernhêre,
der des lides began;
von dem er urchunde nam,
der ist ouh von Christe
zeinem êwangeliste
gesegent unde gewîhet;
nieman ime des verzihet:
Mathêûs ist der orthabe,
der râtet, daz man ûz trage
die margariten an daz lieht,
daz sie werde vertunchelt nieht
in dem irdisken stoube;
dâ hilfet uns der gloube,
den wir zu der kuniginne hân,
sô wir dem tievil widerstân.
Sie ist des himels froue unde brût,
sie beschirmet wol daz liut,
unde alle ir undertâne
die getuot sie sorgen âne;
sie hât den heiligen daz lôn
gemêrt mit des lebens chrôn,
wand allez mannes chunne
ienoh ze helle brunne,
wâre in diu maget niht chomen,
diu sie ûzer nôt hât genomen.
Sie ist ein christalle,
uber die engil alle,
ein liehtvas in der vinster,
sie ziuchet uns von der winster,
daz wir zeswenthalben gestên,
sô wir an das gerihte gên.

Lobgesang auf den h. Anno,

um 1180, von unbekanntem Verfasser, feiert den Erzbischof Anno von Köln (gestorben 1075), vom Beginne der Welt anhebend. Er vermischt, wie die Kaiserchronik, die heilige Geschichte mit Profan=Geschichte und Sage.

Str. 1.

Wir hôrten ie dicke singen
von alten dingen,
wi snelle helide vâhten,
wi si veste burge brâchen,
wi sich liebin winiscefte schieden,
wi rîche künige al zegiengen;
nû ist zît, daz wir denken,
wi wir selbe sülin enden.
Krist, der unser hêrre gût,
wi manige zeichen her uns vure dût,
als er ûffin Sigeberge havit gedân
durch den diurlichen man,
den heiligen bischof Annen,
durch den sînin willen,
dabî wir uns sülin bewarin,
wante wir noch sülin varin
von diseme ellendin lîbe hin
zin êwîn, dâ wir iemer sülin sîn.

Str. 11 — 16.

11 In den zîtin iz gescach,
als der wîse Danîêl gesprach,

duo her sîni truome sagiti,
wi her gesin havite
vieri winde diser werilte
in dem michilin meri vehtinde,
unz ûz dem meri giengin
vreislîcher dieri vieri.
Viere winde bizeichenint vier engele,
die phlegint werilt allere,
die dier vier künicrîche,
die diu werilt soldin al umbegrifen.

12 Diz êristi dier was ein lewin,
si havite mennislîchen sin;
diu bizeichenit uns alle küninge,
die dar wârin in Babilônia,
dere krapht und ire wîsheit
gidâdun ire rîche vili breit.

13 Daz ander dier was ein beri wilde:
her havite drivalde zeinde;
her zibrach al, daz her ane quam,
undi zitrat iz under sînin klâwin.
Der bizeichinôte driu künicrîche,
diu zisamine al bigondin grîfin
bî den zîdin, duo Cirus unde Dârius
gewunnin chaldêischi hûs;
die zwêne rîche küninge
si zistôrtin Babilônie.

14 Daz dritti dier was ein lebarte,
vier arîn vederich her havite;
der bizeichinôte den kriechiskin Alexanderin,
der mit vier herin vûr aftir lantin,
unz her der werilt einde
bî güldînin siulin bikante.
In Indiâ her die wüesti durchbrach,
mit zwein boumin her sich dâ gesprach,
mit zwein grîfen
vûr her in liuften;
in eimo glase liez er sich in den sê.
Duo wurfin sîn ungetrûwe man
diu kettenin in daz meri vram;
si quädin: „Obi du wollis sihen wunter,
sô walz iemir in demo grunte!“
Duo sach er her vure sich vlîzin
manigin visc grôzin,
half visc, half man:
dad diûht un vili harte vreissam.

15 Duo gedâchti der listige man,
wi her sich mohte generian.
der wag vûrtin in demo grunte,
durch daz glas sach her manige wunter,
unz er mit einim blûte
daz scarphe meri grûzte.
Alsi diu vlût des blûtis inpfant,
si warf den heirin aniz lant.
Sô quam her wider in sîn rîche,
wol intfingin un die Kriechen.
Manigis wunderis genihte sich der selbe [man:
drîu teil her der werilte zume gewan.

16 Daz vierde dier ein ebir was:
die küenin Rômêre meindi daz.
Iz havite îsirne klâwin,
daz ne kondi nieman gevân,
îserni zeine vreissam:
wi sol diz iemir werdin zam?
Wole bizeichinit uns daz waltswîn
daz die rîche zi Rôme sol vrî sîn.
Der ebir zin horn trûg,
mit ten her sini vîanti nidirslûg;
her was sô michil unti vorhtsam:
zi Rôme wart diu werlt al gehôrsam.

Die Kaiserchronik,

(Der Kaiser und der Kuonige Buoch), älter als das Annolied (vor 1160), gleichfalls eine Vermischung von Geschichte, Sage und Legende, diente bis in das spätere Mittelalter vielen Prosa-Chroniken als Grundlage.

Die vier großen Weltmonarchien.

(Vergleiche oben im Annoliede Str. 11 — 16.)

In den zîten iz geschach,
als der wîssage Daniel dâ vor sprach,
do der kunic Nabuchodonôsôr sine troume sagete,
die er gesehen habete,
wie vier winde
vuorin vehtinde,
und in dem mere giengen
vier tier wilde:
die bezeichent vier kunicrîche,
die alle dise werlt solden begrîfen.
Daz êrste tier was ein lewin:
sie habete menniselîchin sin.
Die bezeichent uns alle kunige,
die dar wâren in Babilônie,
der kraft unde ir wîsheit
getâten ir rîche vile breit.
Daz ander tier was ein bere wilde:
er habete drîvalde zende;
der bere was alsô vreifsam,
von mennisken nemohte er nimmir werden zam.
Der bezeichent driu kunicrîche,
die wider einandir solden grîfen,
dô Cîrus unde Dârius
gewunnen chaldêiske hûs:
die zwêne rîche kunige
zistôrten Babilônie.
Daz dritte tier was ein libarte;
vier arin vetich er habete.
Der bezeichenet den kriechischen Alexander,
der mit vier hern vuor aftir lande,
unz er der werlde ende
bî guldînen siulen bekande.

In Indiâ er die wuoste durchbrach:
mit zwein boumen er dâ gesprach;
mit zweien grîfen
vuor er zuo den luften;
in eineme glasevazze
liez er sich in den sê.
Nâch ime wurfen sîne ungetriuwe man
die ketenen in daz mere vram;
sie sprâchen: „Nû dû gerne sihist wundir,
nû sitz immir an des meres grunde!“
Dô sach der wundirlîchi man
ein tier vur sich gân
eines tages ze prîme
unz an den dritten tac ze nône,
daz was ein grôz wundir,
vil dicke walzete ez umbe.
Dô gedâhte der listige man,
wie er sich mohte generian
mit sîn selbes bluote:
daz scharpfe mer er dô geruorte.
Alse die vluot des bluotes intphant,
sie warf den hêrren ûz an daz lant.
Er kom wider in sîne rîche;
wol intphiengen in die Kriechen.
Vil manic wundir irleit der selbe man:
driu teil der werlte er zuo ime gewan.
Daz vierde tier ein ebir was:
den tiuren Jûlium bezeichenete daz.
Der ebir zehin horn truoc,
mit den er sîne vîande alle nidir sluoc.
Er zebrach al, daz er ane quam,
unde zetrat iz undir sîne klâwen.
Jûlius betwanc alle lant;
sie dienden alle sînre hant.
Wol bezeichenet uns daz waltswîn, [sîn.
daz das rîche zuo Rôme sol immir vrî

Der Pfaffe Konrad,

um 1175. Von ihm das Rolandslied (Ruolantes liet), eine epische Dichtung, die insofern noch der geistlichen Poesie verwandt ist, als Karl der Große darin als Bekämpfer des Islams erscheint. Inhaltsangabe: Karl der Große, bis Saragossa vorgedrungen, knüpft Unterhandlungen mit dem Sarazenenkönige Massilie an, und wählt auf Roland's Rath dessen Schwiegervater Genelun zum Gesandten. Genelun, darüber gegen Roland ergrimmt und auf Rache sinnend, beredet Massilie, sich zum Schein zu unterwerfen, und bestimmt Karl, bei der Heimkehr Roland mit der Hälfte von Spanien zu belehnen. Der zurückbleibende Roland, von den Sarazenen überfallen und bedrängt, stößt in sein Horn Olivant, um Karl zu Hülfe zu rufen. Dieser kommt, nachdem Roland schon gefallen, besiegt die Feinde, und hält zu Aachen Gericht über Genelun, der, seine Treulosigkeit büßend, von wilden Pferden zu Tode geschleift wird.

Roland's Tod.

Ruolant chêrte gên Yspanien
verre von den erslagenen;
er gesaz zuo ainem boume,
dâ beit er vil chûme.
In ainer sîner hant
troug er daz horn Olivant,
in der anderen Durndarten.
Ain haiden im gewarte:
mit bluote er sich allen bestraich,
vil tougenlichen er im nâch slaich.
Dô gedâchte der haiden:
„Unter disen vir stainen
dâ erstirbet Ruolant;
Durndarten nim ich ze miner hant
und Olivanten;
sô sage ich in dem lante,
daz wir gesiget haben,
und ich habe Ruolanten erslagen.
Des frout sich imer mêre
elliu arabiskiu erde.“
Ruolant was von den sînen chomen,
sô man geschiezen maht mit ainem bogen
unter den marmilstainen;
dô wânte der haiden,
daz er tôt wâre.
Dô enthilt sich der helt mâre,
unz im der haiden sô nâhen chom;
ûf zucht er daz horn,
uber den helm er in sluoc,
daz im daz verhbluot
ûz sînen ougen spranc.
Er sprach: „Daz du habist undanc,
daz du mir ie sô nâhen torstest chomen;
Olivant ist zechloben!“
Er erzurnte vil harte:
sus redeter ze Durndarte:
„Nu ich dîn nicht scol tragen,
dune wirst niemir mennisken ze scaden!“
daz swert er ûf huop,
in den stain er iz sluoc;
iz ne têt sîn nehain war.
Er sluoc iz aver dar
mit paiden sînen hanten;
daz swert er umbe wante,
er versuocht iz zehen stunt.
Er sprach: „Lâgestu in des mêres grunt,

daz du dehainem christen man
niemir mêre wurdest ze ban;
scol dich dehain haiden tragen,
daz wil ich imer Gote chlagen!"
Mit grimme er aver scluoc,
Do daz swert vor im gestuont
âne mâl unt âne scarte.
. . . .

Der Pfaffe Lamprecht,

nicht lange vor 1200, dichtete einen Alexander, worin der antike geschichtliche und sagenhafte Stoff mit Farben, welche der durch die Kreuzzüge erschlossenen orientalischen Welt entlehnt sind, ausgeschmückt worden. Der erste Theil folgt mehr der Geschichte, während der zweite vorherrschend Mährchen und Wunder berichtet.

Alexander's Zweikampf mit Porus.

(V. 4457 — 4534.)

Dô Alexander gesach
daz dâ sô vil tôt lach
siner wîgande
(alsô getâner scande
was er ê vil ungewone),
vil schiere was er dô comen,
da er Porum gesach.
Vermezenlîche er zô ime sprah:
„Des habe wir, kuninc, laster,
daz unser zveier geste
sô lange samt vehten,
unz die gûten knehte
beidenthalp werdent irslagen:
so ne muge wirz niemer mêr verclagen,
noh niemer mêr verwinden
under unsen ingesinden.
Nu lâze wir di here stân
unde in beidenthalben fride hân,
unde sver den zebreche,
daz manz an ime reche.
Nu nem du, kuninc, wider mich,
unde ih ein einwîch wider dich:
sver daz heil gewinne,
unde mit gnâden comet hinne,
dem werden des anderen man
mit ihr dieniste undirtân."
Porus der rîche,
der globete frôhlîche,
daz Alexander dâr sprah:
ime was zô dem camphe gâch;
er was vil langer,
dan der kuninc Alexander,
zvîer clâftere unde mêr.
Porus was stark unde hêr;
des getrôster sich,
unde gelobete daz einwîch:
daz wart ime sint zeleide.
Di kuninge kûme beide
des kamphes irbeiten;
dar zô si sih bereiten.
Dô si solden strîten,
dô stunden in beiden sîten
di here, alse dâ gelobit was.
Di hêrren zucten di sahs:
zesamene si dô sprungen.
Woh, wi di svert clungen
an der fursten handen,
dâ sih di wîgande
hiwen, alse di wilde swîn:
dâ was nît under in.
Michil wart der stahilscal:
daz fiur blickete ubir al,
dâ si des schildes rande
zehiwen vor di hande.
Si giengen alle wîle
wider ein ander ze bîle;
wol nuzeten di ecken
di tûrlîche recken
ir geweder wider den anderen.
Dô dûhte Alexanderen,
daz er daz bezer habete.
Poren lût des irzagete,
unde ouh von unheile
vercrîsten algemeine.
Under des Porus darc sach,
Alexander gab ime einen slab,
unde têtime an den stunden
eine sô grôze wunden,
daz der michele man
zô der erde gevallen quam.
Svi gerne er wider wolde streben,
er mohte langer niwit leben:
er lach dâr ze hant tôt.
Daz môse wesen durh di nôt,
wandime Alexander
selbe mit sinen handen
daz houbit von dem bûche slûch:
dô hêter des camphes genûch.

Heinrich von Veldeke,

ein Niederdeutscher, dichtete am Hofe zu Cleve nach einem französischen Vorbilde einen Theil seiner **Eneide**, erhielt das ihm entwandte Werk am thüringischen Hofe wieder und vollendete es hier um 1185. Es enthält die Geschichte des Aeneas von der Zerstörung Troja's bis zur Gründung Alba's; an die Stelle des antiken Charakters ist ein durchaus mittelalteriges Gepräge getreten, und die höfische Minne ist zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht. Veldeke galt dem ganzen Mittelalter als Vater der höfischen Poesie. Er dichtete auch **Minnelieder**. Indem er als einer der Ersten auf reinere Reime und strengeres Metrum achtete, wirkte er sehr förderlich auf die Form der Poesie.

Aus der Eneit.

(12894 — 13044.)

Dar quâmen in allen sîten,
die vursten vil wîten
in schiffen und an der strâzen
und ritter ûzer mâzen.
die spilman und die varende diet
die versûmden sich niet,
und die werltsiechen lûte.
daz têten sie noch hûte
dâ solich hôchzît wêre:
gevrieschen si daz mêre,
si zugen allenthalben zuo.
alsô tâten si ouch duo,
die ez hêten vernomen.
si mochten gerne dar komen
und vil vrôlîche:
wan si dâ wurden rîche,
als daz billîch was.
dô wart der hêrre Eneas
ze kunige gekrônet.
dô was im wol gelônet
sîner arbeite
mit grôzer rîchheite.
ze êren ophert er den goten,
die ime die vart dar geboten,
und lônde wol den sînen.
dô krônte man Lavînen
ze einer kuneginne.
si was dô irre minne
komen ze liebem ende
ân alle mifsewende.
Michel was die hôchzît,
und daz gestuole vil wît.
hêrlîche manz do ane vienc.
der kunic dô ze tische gienc
und die vursten edele,
iechlîch an sîn gesedele,
arme unde rîche,
harte vrôliche.
mit vlîze dâ gedienet wart.
dâ wart die spîse niet gespart.
der sich des vlîzen wolde,
daz er sagen solde,
wie dâ gedienet wêre,
ez wurde ein langez mêre:
wan als ich û hie sagen wil,
man gab in allen ze vil
ezzen unde trenken,
des ieman kunde erdenken
und des sîn herze gerte,
vil wol man in des gewerte.
Dô si dô gesâzen
und vrôlîche gâzen
vil wol nâch ir willen,
do ne was ez dâ niet stille:
dâ was geruofde sô grôz,
daz es die touben verdrôz;
dâ was spil und gesanc,
unde buhurt und getranc,
phîfen unde singen,
videlen und springen,
orgeln und seitspil,
maneger slahte vroude vil.
Der nûwe kunic Enêas,
der dâ brûtegume was,
er bereite die spilman.
der gâbe er selbe began:
wan er was der hêrste;
dâ von huob erz alrêrste,
als ez kunige wol gezam.
swer dâ sîne gâbe nam,
dem ergienc ez sêlichlîche;
wan er wart des rîche
sît biz an sin ende,
und vrumete ouch sînem kende
die wîle daz ez mohte leben:
wan er kunde wole geben,
unde hete ouch daz guot,
dar zuo den willigen muot.
Dar nâch die vursten rîche
gâben vollîclîche,
ir ieclîch mit sîner hant,
tûre phellelîn gewant,
golt an aller slahte saz,
silber unde goltvaz,
mûle und ravîde,
phellel und samîde
ganz und ungeschrôten,
und manegen bouc rôten
durchslagen guldîn;
zobel unde harmin
gâben die vorsten,
di ez wol geben torsten.
herzogen unde grâven
den spilmannen si gâven

grôzlîche unde sô,
daz si dannen schieden vrô
und lob dem kunige sungen,
ieclîch nâch sîner zungen.
Dâ was michel hêrschaft,
wunne unde wirtschaft.
iedoch klagete Eneas,
daz ir sô wênic dâ was,
di sînes guotes gerten.
einen mânôt dô werte
die brûtlôft und die hôchzit.
daz man dâ gab en widerstrit,
dâ wâren vursten hêre,
die durch ir selber êre
und durch den kunic gâven.
herzogen unde grâven
und ander kunige rîche,
die gâben grôzlîche;
die wênic achten den schaden,
sie gâben soumêre wol geladen
mit schatze und mit gewande.
ich en gevriesch in dem lande
nicheine hôchzît sô grôz,
der alsô maniger genôz.
Dâ von sprach man dô wite.
ichn vernam von hôchzîte
in aller wîle mêre,
die alsô grôz wêre,
als dô hete Enêas,
wan di ze Maginze dâ was,
die wir selbe sâgen,
(des endurfen wir nit vrâgen,
die was betalle unmâzlich),
dâ der keiser Friderich
gap zwein sînen sunen swert,
dâ manic tûsent marke wert
verzeret wart und vergeben.
ich wêne, alle die nû leben
nicheine grôzer haben gesehen;
ichn weiz, waz noch sule geschehen:
des kan ich ûch niet bereiten.
ichn vernam von swertleiten
nie wêrlîche mêre,
dâ sô manic vurste wêre
und aller slachte lûte,
ir lebet genuoc noch hûte,
di ez wizzen wêrlîche.
dem keiser Frideriche
geschach sô manic êre,
daz man imer mêre
wunder dâ von sagen mac
biz an den jungesten tac,
âne lugene vur wâr.
ez wirt noch uber hundert jâr
von ime gesaget und geschriben,
daz noch allez ist verholn beliben.

Hartmann von Aue,

Dienstmann von Ouwe (Aue), vermuthlich des Klosters Reichenau am Bodensee, scheint in Franken gelebt und 1195 an einem Kreuzzuge Theil genommen zu haben; seine Blüthezeit fällt 1195 bis 1210; seine Dichtungen gehören, was Sprache, Versbau, Composition und die sich in ihnen kundgebende Gesinnung betrifft, zu den vorzüglichsten seiner Zeit. — Vier größere epische Gedichte: 1) Erek, 2) d. h. Gregorius auf dem Stein, 3) der arme Heinrich, 4) Iwein; außerdem Lieder. — Inhalt des „armen Heinrich": Der Ritter Heinrich von Aue, am Aussatz leidend, erfährt von einem Arzt in Salerne, daß er nur durch das freiwillig hingegebene Herzblut einer reinen Jungfrau geheilt werden kann. Die Tochter eines Dienstmannes entschließt sich, für ihn zu sterben. Schon hat der Arzt in Salerne das Messer angesetzt, da wehrt der Ritter dem Morde und ergibt sich in den Gedanken, seine Krankheit zu behalten. Wegen seiner Demüthigung vor Gott erhält er seine Gesundheit wieder und heirathet das Mädchen.

Aus dem „Armen Heinrich."

Sus fuor gegen Sâlerne
froelîch unde gerne
die maget mit ir herren.
Waz möht îr nû gewerren,
wan daz der wec sô verre was,
daz sî so lange genas?
Und dô er sî vollebrâhte
hin, als er gedâhte,
dâ er sînen meister vant,
dô wart ime zehant
vil froelîchen gesaget,
er haete brâht eine maget,
die er in gewinnen hiez;
dar zuo er in sî sehen liez.
Daz dûhte in ungelouplich;
er sprach: „Kint, weder hâstu dich
diss willen selbe bedâht?
od bistû ûf die rede brâht
von bete od dînes herren drô?"
Diu maget antwurt im alsô,
daz sî die selben raete
von ir selber herzen taete.
Des nam in michel wunder,
unt fuorte sî besunder
unt beswuor sî vil verre,
ob ir iht ir herre
die rede haete ûz erdrôt;
er sprach: „Kint, dir ist nôt,

daz du dich berâtest baz,
unt sage dir rehte umbe waz.
Ob dû den tôt lîden muost,
unt daz niht vil gerne tuost,
sô ist dîn junger lîp tôt,
unt frumet uns leider niht ein brôt.
Nû enhil mich dînes willen niht.
Ich sage dir, wie dir geschiht:
ich ziuh dich ûz rehte blôz,
unt wirt dîn schame harte grôz,
die dû von schulden danne hâst
unde naket vor mir stâst.
Ich binde dir bein und arme:
ob dich dîn lîp erbarme,
so bedenke disen smerzen;
ich snîde dich zem herzen
unt brich ez lebende ûz dir.
Fröuwelîn, nû sage mir,
wie dîn muot dar umbe stê;
ezn geschach kinde alsô wê,
alse dir muoz von mir geschehen.
Daz ich ez tuon sol unde sehen,
dâ hân ich michel angest zuo:
nû gedenke selbe ouch dar zuo:
Geriuwet ez dich eins hâres breit,
sô hân ich mîn arbeit
unde dû den lîp verlorn.“
Vil tiure wart sî aber besworn;
si erkante sich vil staete
daz sî sichs abe taete.
Diu maget lachende sprach,
wande si sich des wol versach,
ir hulfe des tages der tôt
ûz wertlîcher not:
„Got lône iu, lieber herre,
daz ir mir alsô verre
hânt die wârheit gesaget.
Entriwen, ich bin ein teil verzaget:
Mir ist zwîvel beschehen.
Ich wil in rehte bejehen,
wie der zwîvel ist getân,
den ich nû gewunnen hân.
Ich fürhte, daz unser arbeit
gar von iuwer zageheit
under wegen belîbe.
Iuwer rede gezaeme eim wîbe;
ir sît eines hasen genôz:
iuwer angest ist ein teil ze grôz
dar umbe, daz ich sterben sol.
Dêswâr ir handelt ez niht wol
mit iuwer grôzen meisterschaft.
Ich bin ein wîp unt hân die kraft:
geturret ir mich snîden,
ich getar ez wol erlîden.
Die engestlîche arbeit,
die ir mir vor hânt geseit,
die hân ich wol ân iuch vernomen.
Zwâr ich enwaere her niht komen,
wan daz ich mich weste
des muotes alsô veste,
daz ich ez wol mac dulden.
Mir ist bî iuwern hulden
diu broede varwe gar benomen,
und ein muot alsô vester komen,
daz ich als engestlîche stân,
als ich ze tanze süle gân;
wan dehein nôt sô grôz ist,
diu sich in eines tages frist
an mîne lîbe genden mac,
mich endunke, daz der eine tac
genuoc tiure sî gegeben
um daz êwige leben,
daz dâ nîemer zergât.
Iu enmac, als mîn muot stât,
an mir niht gewerren.
Getrûwet ir, mîm herren
sînen gesunt wider geben,
unt mir daz êwige leben,
durch Got, daz tuot enzît,
lât sehen, welch meister ir sit!
Mich reizet vaste dar zuo;
ich weiz wol, durch wen ichz tuo;
in des namen ez geschehen sol,
der erkennet dienst harte wol
unt lâts ouch ungelônet niht.
Ich weiz wol, daz er selbe giht,
swer grôzen dienst leiste,
des lôn sî ouch der meiste.
Dâ von sô sol ich disen tôt
han für eine süeze nôt
nâch sus gewissem lône.
Liez ich die himmelkrône,
sô het ich alwaeren sin,
wand ich ouch lîhtes künnes bin.“
Nû vernam er, daz sî waere
genuog unwandelbaere,
unt fuorte sî wider dan
hin zuo dem sichen man,
unt sprach zuo ir herren:
„Uns kan daz niht gewerren,
iuwer maget ensî vollen guot;
nû hânt froelîchen muot,
ich mache iuch schiere gesunt.“
Hin fuort er sî zestunt
in sîn heimlîch gemach,
da es ir herre nit ensach,
unt beslôz im vor die tür
unt warf einen rigel für:
er enwolte ihn niht sehen lân,
wie ir ende solte ergân.

Aus „Iwein, dem Ritter mit dem Löwen.“

Inhalt: Iwein, ein Ritter der Tafelrunde, gewinnt die Hand der Königin Laudine, deren Gemahl er getödtet hatte, mit Hülfe einer Jungfrau der Königin, Lunete. Da er über ein Jahr von ihr entfernt lebt, verliert er die Liebe seiner Gattin und fällt darüber in Wahnsinn, von dem er durch eine Zaubersalbe geheilt wird. Nach

einigen Abenteuern sieht er in einem Walde einen Löwen im Kampf mit einem Lindwurm; er tödtet diesen und wird nun von dem Löwen auf seinen weitern, ausführlich geschilderten Fahrten treulich begleitet und unterstützt. Schließlich erlangt er durch Lunete's Hülfe die Liebe seiner Gattin wieder.

Lûte âne mâze
hôrter eine stimme
clägelich und doch grimme.
Nune weste mîn her Iwein
von wederm sî waere von den zwein,
von wurme ode von tiere:
er bevant ez aber schiere;
wan diu selbe stimme wîste in
durch michel waltgevelle hin,
dâ er an einer bloeze sach,
wâ ein grimmer kampf geschach,
dâ mit unverzagten siten
ein wurm und ein lewe striten.
Der wurm was starc unde grôz:
daz viur im ûz dem munde schôz;
im half diu hitze und der stanc,
daz er den lewen des betwanc,
daz er al lûte schrê.
Dem herren tete der zwîvel wê,
wederm er helfen solde,
unt bedâhte sich, daz er wolde
helfen deme edelen tiere.
Doch vorhter des, swie schiere
des wurmes tôt er gienge,
daz in daz niht verviengе,
der leu bestüende in zehant:
wan alsô ist ez gewant,
als ez ouch under den liuten stât,
sô man allerbeste gedienet hât
dem ungewissen manne,
sô hüete sich danne
daz ern iht beswîche,
dem was diz wol gelîche;
doch tet er als ein vrumer man,
er erbeizte unt lief den wurm an,
unt sluoc in harte schiere tôt,
unt half dem lewen ûz der nôt.
Dannoch dô er den wurm ersluoc,
dô heter zwîvel genuoc,
daz in der lewe wolde bestân:
daz wart im anders kunt getân.
sich bôt der lewe an sînen vuoz,
unt zeict ime unsprechenden gruoz
mit gebaerde unt mit der stimme.
Hie liez er sîne grimme
unde erzeict im sîne mînne,
als er von sîme sinne
Allerbeste mohte
unde eime tiere tohte.
Er antwurt sich in sîne pflege,
als er in sît alle wege
mit sîme dieneste êrte,
unt volget im, swar er kêrte,
unt gestuont im zaller sîner nôt,
unz si beide schiet der tôt.

Wolfram von Eschenbach,

ritterlichen Geschlechts, aus dem Städtchen Eschenbach bei Ansbach, blühte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, lebte eine Zeit lang am Hofe des Landgrafen von Thüringen, sowie bei den Grafen von Wildberg und Abenberg. Er dichtete, außer einigen lyrischen Gedichten, drei epische nach französischen Vorbildern: den Parzival, den Willehalm (Wilhelm) und den Titurel (von letzterm wahrscheinlich nur die uns erhaltenen 170 Strophen). Er übertrifft seine Zeitgenossen durch Reichthum, Tiefe und Großartigkeit der Gedanken und sittlichen Ernst. — *Inhalt des Parzival.* Das Gedicht beginnt mit der Beschreibung des Lebens von Parzival's Vater, *Gahmuret*, der auf einem Zuge in den Orient durch Verrath fällt. Bald nach dem Empfang der Trauerbotschaft gebiert seine Gemahlin *Herzeleide* den Helden unsers Gedichtes. Sie erzieht ihn in der Wüste von Soltane in bäurischer Einfalt und suchte ihn vor aller Kunde des Ritterthums zu bewahren. Eines Tages erblickt er aber vier Ritter in glänzenden Rüstungen, und wünscht nun selbst Ritter zu werden. Die Mutter muß seinen Bitten willfahren, legt ihm aber Narrenkleider an, in der Hoffnung, daß ihm dadurch die Fahrt verleidet werde. Unter Abenteuern gelangt er nach Nantes, an den Hof des Königs *Artus*. Später unterweist ihn der greise Ritter *Gurnemanz* in höfischer Sitte, und gibt ihm unter mancherlei Lehren auch die, vieles Fragen zu vermeiden. Auf neue Abenteuer ausziehend, befreit er die von einem verschmähten Freier in ihrer Residenz belagerte Königin *Condwiramur*, und wird ihr Gemahl. Nach einiger Zeit verabschiedet er sich von ihr, um seine Mutter aufzusuchen, und kommt auf seinen Fahrten in die Burg des heiligen Grals, worin sein Oheim *Anfortas*, der Hüter des Grals, an unheilbarer Wunde siecht. Nach einer auf dem Gral erschienen Inschrift sollte dieser genesen, wenn ein Ritter komme, der unaufgefordert nach des Königs Leiden und den Wundern des Schlosses frage; dieser Ritter solle dann aber selbst König des heiligen Grals werden. Parzival fragt nicht, und verscherzt so sein Glück. Nachdem er über seine Unbesonnenheit durch seine Muhme *Sigune* belehrt worden, versinkt er in Verzweiflung und will sich von Gott abwenden. Da aber seine Aufnahme in die Tafelrunde durch den Fluch einer Zauberin

verhindert wird, verzichtet er auf die weltliche Ritterschaft, wird später von Reue über seine Gottvergessenheit ergriffen, und überläßt sich, um Gottes Güte auf die Probe zu stellen, seinem Rosse, das ihn zum frommen Klausner Trevrizent, seinem Oheim bringt. Von diesem wird er über Gott belehrt, über die Wunder des heiligen Grals aufgeklärt, und erfährt, daß er zum Könige desselben bestimmt sei. In einer Reihe siegreicher Kämpfe überwindet er dann die weltliche Ritterschaft, insbesondere Gawan, den Hauptrepräsentanten derselben, wird Mitglied der Tafelrunde, zeigt sich auch in einem Kampfe gegen eine Heidenschaar seiner hohen Bestimmung werth, heilt Anfortas, gelangt zum Königthum des Grals und vererbt es auf seinen Sohn Loherangrin.

Parzival's Erziehung.

Sich zôch diu frouwe jâmers balt
ûz ir lande in einen walt,
zer waste in Soltâne;
niht durch bluomen ûf die plâne.
ir herzen jâmer was sô ganz,
sine kêrte sich an keinen kranz,
er waere rôt oder val.
si brâhte dar durch flühtesal
des werden Gahmuretes kint.
liute, die bî ir dâ sint,
müezen bûwn und riuten:
si kunde wol getriuten
ir sun: ê daz sich der versan,
ir volc si gar für sich gewan:
ez waere man oder wîp,
den gebôt sie allen an den lîp,
daz se immer ritters wurden lût.
„wan friesche daz mînes herzen trût,
welch ritters leben waere,
daz wurde mir vil swaere.
nû habt iuch an der witze kraft,
und helt in alle ritterschaft.“
Der site fuor angestlîche vart.
der knappe alsus verborgen wart
zer waste in Soltâne erzogn,
an küneclîcher fuore betrogn;
ez enmöht an eime site sin:
bogen unde bölzelîn
die sneit er mit sîn selbes hant,
und schôz vil vogele die er vant.
Swenne aber er den vogel erschôz,
des schal von sange ê was sô grôz,
so weind er unde roufte sich,
an sîn hâr kêrt er gerich.
sîn lip was clâr unde fier:
ûf dem plân ame rivier
twuog er sich alle morgen.
erne kunde niht gesorgen,
ez enwaere ob im der vogelsanc,
die süeze in sîn herze dranc;
daz erstracte im sîniu brüstelîn.
al weinde er lief zer künegîn.
sô sprach si „wer hat dir getân?
du waere hin ûz ûf den plân.“
ern kunde es ir gesagen niht,
als kinden lîhte noch geschiht.
Dem maere gienc sie lange nâch.
eins tages si in kapfen sach
uf die boume nâch der vogele schal.
si wart wol innen daz zeswal
von der stimme ir kindes brust.
des twang in art und sîn gelust.
frou Herzeloide kêrt ir haz
an die vogele, sine wesse um waz:
zi wolt ir schal verkrenken.
ir bûliute unde ir enken
die hiez sie vaste gâhen,
vogele würgen unde vâhen.
die vogele wâren baz geriten:
etslîches sterben wart vermiten:
der bleip dâ lebendic ein teil,
die sît mit sange wurden geil.
Der knappe sprach zer künegîn
„waz wîzet man den vogelîn?“
er gert in frides sâ zestunt.
sîn muoter kust in an den munt:
diu sprach „wes wende ich sîn gebot,
der doch ist der hoehste Got?
suln vogele durch mich freude lân?“
der knappe sprach zer muoter sân
„owê muoter, waz ist Got?“
„sun, ich sage dirz âne spot:
er ist noch liehter denne der tac,
der antlitzes sich bewac
nâch menschen antlitze.
sun, merke eine witze,
und flêhe in umbe dîne nôt:
sîn triwe der werlde ie helfe bôt.
so heizet einr der helle wirt:
der ist swarz, untriwe in niht verbirt.
von dem kêr dîne gedanke,
und och von zwîvels wanke.“
Sîn muoter underschiet im gar
daz vinster unt daz lieht gevar.
dar nâch sîn snelheit verre spranc.
er lernte den gabilôtes swanc,
dâ mit er mangen hirz erschôz,
des sîn muoter und ir volc genôz.
ez waere aeber oder snê,
dem wilde tet sîn schiezen wê.
nu hoeret fremdiu maere.
swenn erreschôz daz swaere,
des waere ein mûl geladen genuoc,
als unzerworht hin heim erz truoc.

Der Gral.

In den palas kom gegangen,
der dâ wart wol enpfangen,

Parzivâl der lieht gevar,
von im, der in sante dar.
Er liez in dâ niht lenger stên;
in bat der wirt nâher gên
unt sitzen: „Zu mir dâ her an!
Sazte ich iuch verre dort hin dan,
daz waere iu alze gâstlîch.“
Sus sprach der wirt jâmers rîch.
Der wirt het durch sichheit
groziu fiur und an im warmiu kleit;
wît unt lanc zobelîn,
sus muoze ûze und inne sîn
der pelliz und der mantel drobe.
Der swechest balc waer wol ze lobe;
der was doch swarz unde grâ.
Des selben was ein hûbe dâ
ûf sîme houbte zwivalt
von zobele, den man tiure galt:
sinwel arâbsch ein borte
oben drûf gehôrte,
mitten dran ein knöpfelîn,
ein durhliutic rubîn.
Dâ saz manec ritter kluoc,
dâ man jâmer für si truoc.
Ein knappe spranc zer tür dar în,
der truoc ein glaevîn
(der site was ze trûren guot);
an der snîden huop sich pluot,
unt lief den schaft unz ûf die hant,
deiz in dem ermel wider vant.
Dâ wart geweinet unt geschrît
ûf dem palase wît:
daz volc von drîzec landen
mohtz den ougen niht enblanden.
Er truoc se in in sînen henden
alumb zen vier wenden,
unz aber wider zuo der tür;
der knappe spranc hin ûz dertür.
Gestillet was des volkes nôt,
als in der jâmer ê gebôt
des si diu glaevîn het ermant,
di der knappe brâhte in sîner hant.
Wil iuch nu niht erlangen,
sô wirt hie zuo gevangen,
daz ich iuch bringe an die vart,
wie dâ mit zuht gedienet wart.
Zende an dem palas
ein stâhlîn tür entvlozzen was;
dâ giengen ûz zwei werdiu kint;
nû hoert, wie diu geprüevet sint:
daz si wol gaeben minnen solt,
swerz dâ mit dienste het erholt.
Daz waren juncfrouwen clar;
zwei schapel über blôziu hâr,
bluemîn was ir gebende.
Jewederiu ûf der hende
truoc von golde ein kerzstal.
Ir hâr was reit, lanc unde val.
Si truogen brinnendigiu lieht.
Hie sule wir vergezzen nieht
umbe der juncfrouwen gewant,
dâ man se kumende inne vant.
De graevin von Tenabroc,
brûn scharlachen was ir roc,
des selben truog ouch ir gespil.
Sie wâren gefischieret vil
mit zwein gürteln an der krenke
ob der hüffe am gelenke.
Nâch den kom ein herzogîn
und ir gespil: zwei stöllelîn
sie truogen von helfenbein;
ir munt nâch fiwers roete schein.
Die nigen alle viere:
Zwuo satzten schiere
für den wirt die stollen;
dâ wart gedient mit vollen.
Die stuonden ensamt an eine schar,
unt wâren alle wol gevar.
Den vieren was gelîch ir wât.
Seht, wâ sich niht versûmet hât
ander frouwen vierstunt zwuo;
die wâren dâ geschaffet zuo.
Viere truogen kerzen grôz:
die andern viere niht verdrôz,
sine trûegen einen tiuren stein,
dâ tages de sunne lieht durch schein.
Dâ für was sîn name erkannt:
ez was ein grânât jâchant,
beide lanc unde breit;
durch die lîhte in dünne sneit,
swer in zeime tische maz:
dâ obe der wirt durch rîchheit az.
Si giengen harte rehte
für den wirt al ehte,
gein nîgen si ir houbet wegten.
Viere die taveln legten
ûf helfenbein wîz, als ein snê,
stollen, die dâ kômen ê.
Mit zuht si kunden wider gên,
zuo den êrsten vieren stên.
An disen aht frouwen was
rôcke grüener, denn ein gras,
von Azagouc samît,
gesniten wol lanc unde wît.
Dâ mitten si zesamne twanc
gürteln, tiur, smal unde lanc.
Dise ahte juncfrouwen kluoc,
ieslîchiu ob ir hâre truoc
ein klein bluemîn schapel.
Der grâve Iwân von Nônel
unde Jernis von Rîl,
jâ was über manege mîl
ze dienst ir tohter dar genomn:
man sach die zwuo fürstin komn
in harte wünneclîcher wât.
Zwei mezzer snîdende, als ein grât,
brâhten si durch wunder
ûf zwein twehelen al besunder.
Daz was silber herte wîz;
dar an lag ein spaeher vlîz:
im was solch scherpfen niht vermiten,
ez hete stahel wol versniten.

Vorm silber kômen frouwen wert,
der dar zer dienste was gegert:
die truogen lieht dem silber bî;
vier kint vor missewende vrî.
Sus giengen se alle sehse zuo:
nû hoert, was ieslîchiu tuo.
Si nigen. Ir zwuo dô truogen dar
ûf die taveln wol gevar
daz silber unt leitenz nidr;
do giengen si mit zühten widr
zuo den êrsten zwelven sân.
Ob ihz geprüevet rehte hân
hie sulen ahzehn frouwen stên.
Avoy, nu siht man sehse gên
in waete, diu man tiure galt,
daz was halber plîalt,
daz ander pfell von Ninnivê.
Dise und die êrsten sehse ê
truogen zwelf röcke geteilt,
gein tiwer kost geveilt.
Nâch den kom diu künegîn:
in antlütze gap den schîn,
si wanden alle, ez wolde tagen.
Man sach die maget an ir tragen
pfellel von Arâbî.
Uf einem grüenen achmardî
truoc si den wunsch von pardîs,
bêde, wurzeln unde rîs.
Daz was ein dinc, daz hiez der Grâl,
erden wunsches überwal.
Repanse de Schoy si hiez,
die sich der Grâl tragen liez.
Der Grâl was von sölher art,
wol muoser kiusche sîn bewart;
die sîn ze rehte solde pflegen,
die muose valsches sich bewegen.
Vorem Grâle kômen lieht:
diu warn von armer koste nieht;
sehs glas, lanc, luter, wolgetân,
dar inne balsem, der wol bran.
Do si kômen von der tür
ze rehter mâze alsus her für,
mit zühten neic diu künegîn
und al diu juncfröwelîn,
die dâ truogen balsemvaz.
Diu kûngîn, valscheite laz,
satzte für den wirt den Grâl.
Dez maere giht, daz Parzivâl
dicke an si sach und dâhte,
diu den Grâl dâ brâhte;
er het ouch ir mantel an.
Mit zucht die siebene giengen dan
Zuo den ahzehen êrsten:
dô liezen si die hêrsten
zwischen sich; man sagte mir,
Zwelve iewederthalben ir.
Diu maget mit der krône
stuont dâ harte schône.
Swaz ritter dô gesezzen was
über al den palas
den wâren kameraere
mit guldîn becken swaere
ie viern geschaffet einer dar,
und ein junchêrre wol gevar,
der eine wîze tweheln truoc.
Man sach dâ rîcheit genuoc.
Der taveln muosen hundert sin,
die man dâ truoc zer tür dar in.
Man sazte ieslîche schiere
für werder ritter viere;
tischlachen var nâch wîze
wurden drûf geleit mit vlîze.
Der wirt dô selbe wazzer nam;
der was an hôhem muote lam:
mit im twuoc sich Parzivâl.
ein sîdîn tweheln wol gemâl,
die bôt eins graven sun dernâch:
dem was ze knien für si gâch.
Swâ dô der taveln keiniu stuont
dâ tet man vier knappen kuont,
daz si ir diens niht vergaezen
den, die drobe saezen.
Zwaene knieten unde sniten:
die andern zwêne niht vermiten,
sine trüegen trinkn und ezzen dar,
unt nâmen ir mit dienste war.
Hoert mêr von rîchheite sagen:
vier karrâschen muosen tragen
manec tiwer goltvaz
ieslîchem ritter, der dâ saz.
Man zôhs zen vier wenden:
vier ritter mit ir henden
mans ûf die taveln setzen sach;
ieslîchem ging ein schrîber nach,
der sich dar zuo arbeite
unt sie wider ûf bereite,
Sô dâ gedienet waere.
Hundert knappen man gebôt:
die namn in wîze tweheln brôt
mit zühten vor dem Grâle;
die giengen al ze mâle
unt teilten für die taveln sich.
Man sagte mir, diz sag ouch ich
ûf iwer ieslîches eit,
daz vorem Grâle waere bereit
(sol ich des iemen triegen,
sô müezt ir mit mir liegen),
swâ nâch jener bôt die hant,
daz er al bereite vant
spîse warm, spîse kalt,
spîse niwe und dar zuo alt,
daz zam und daz wilde.
Esn wurde nie kein bilde,
beginnet maneger sprechen;
der wil sich übel rechen:
wan der Grâl was der saelden fruht,
der werlde süeze ein sölh genuht,
er wac vil nâch gelîche,
als man saget vom himelrîche.
In kleiniu goltvaz man nam,
als ieslîcher spîse zam,
salssen, pfeffer, agraz;

dâ het der kiusche und der vrâz,
alle gelîche genuoc:
mit grôzer zuht manz für si truoc,
Môraz, wîn, sinôpel rôt,
swâ nâch den nâpf ieslîcher bôt,
swaz er trinkens kunde nennen,
daz mohter drinne erkennen,
allez von des Grâles kraft:
diu werde gesellschaft
hete wirtschaft vome Grâl.
Wol gemarcte Parzivâl
die rîchheit und daz wunder grôz:
durch zuht in vrâgens doch verdrôz.
Er dâhte: „Mir riet Gurnamanz
mit grozen triwen âne schranz,
ich sôlte vil gevrâgen niht;
waz op mîn wesen hie geschiht
die mâze, als dort pî im?
Ane vrâge ich vernim,
wiez dirre massenîe stêt.“
In dem gedanke nâher gêt
ein knappe, der truog ein swert:
des palc was tûsent marke wert,
sîn gehilze was ein rubîn,
ouch möhte wol diu klinge sîn
grôzer wunder urhap.
Der wirt ez sîme gaste gap;
der sprach: „Hêrre, ich prâhtz in nôt
in maneger stat, ê daz mich Got
ame lîbe hât geletzet.
Nu sît dermit ergetzet,
ob man iwer hie niht wol enpflege.
Ir mugetz wol füeren alle wege:
Swenne ir geprüevet sînen art,
ir sît gein strîte dermite bewart.“
Owê, daz er niht vrâgte dô!
des bin ich für in noch unvrô.
Wan do erz enpfienc in sîne hant,
dô was er vrâgns wol ermant.
Och riwet mich sîn süezer wirt,
den ungenande niht verbirt,
des im von vrâgn nu waere rat.
Genuoc man dâ gegeben hât:
dies pflâgen, die griffenz an.
si truognz gerüste wider dan.

Gottfried von Straßburg,

bürgerlicher Abkunft (von den spätern Dichtern und in den Handschriften stets „Meister," nicht „Herr" genannt) dichtete um 1210 nach einem französischen Vorbilde Tristan und Isolt, vollendete aber sein Werk nicht (spätere Fortsetzungen von Ulrich von Türheim und von Heinrich von Freiberg). Es erzählt die schon vor ihm vielfach (von Engländern, Franzosen und Deutschen) behandelte Geschichte zweier Liebenden, Tristan's und der Gemahlin seines Oheims Marke, Isolt. Die Form des Gedichts ist höchst anmuthig, die Darstellung glänzend, aber der Gegenstand durch Unsittlichkeit verletzend, wenn gleich das Verbrecherische der Liebe dadurch gemildert erscheint, daß Tristan und Isolt aus Versehen einen bethörenden Liebestrank genossen haben. Gottfried und Wolfram von Eschenbach bilden in jeder Beziehung einen Gegensatz. Gottfried dichtete auch Lieder.

Hoflager im Frühling.

(V. 534 — 601.)

Nu was die hôchzît geleit,
benennet und besproche
die blüenden vier wochen,
sô der vil süeze meige în gât
unz an daz da er ende hât,
bî Tintajoêl sô nâhen
daz si sich under sâhen
in die schoenesten ouwe,
die deheines ougen schouwe
ie überlûhte ê oder sît.
diu senfte süeze sumerzît
diu haete ir süeze unmüezekheit
mit süezem vlîze an si geleit.
diu kleinen waltvögellîn,
diu des ôren vröude sülen sîn,
bluomen gras loup unde bluot
und swaz dem ougen sanfte tuot
und edele herze ervröuwen sol,
des was diu sumerouwe vol.
man vant dâ, swaz man wolde,
daz der meige bringen solde:
den schate bî der sunnen,
die linden bî dem brunnen,
die senften linden winde
die Markes ingesinde
sîn wesen engegene machten.
die liehten bluomen lachten
ûz dem betouweten grase.
des meigen vriunt, der grüene wase,
der haete ûz bluomen ane geleit
sô wünneclîchiu sumerkleit,
daz si den lieben gesten
in ir ougen widerglesten.
diu süeze boumbluot sach den man
sô rehte suoze lachende an,
daz sich daz herze und al der muot
wider an die lachende bluot
mit spilnden ougen machte
und ir allez widerlachte.
daz senfte vogelgedoene
daz süeze daz schoene,

daz ôren unde muote
vil dicke kumt ze guote,
daz vulte dâ berg unde tal.
diu saelige nahtegal
daz liebe süeze vögellîn,
daz iemer süeze müeze sîn,
daz kallete ûz der blüete
mit solher übermüete,
daz da manec edele herze van
vröude und hôhen muot gewan.
Dâ haete diu gesellescbaft
vrô und sêre vröudeschaft
gehüetet ûf daz grüene gras,
als iegelîches wille was.
dâ nâch, als iegelîches ger
ze vröuden stuont, dâ nâch lac er:
di rîchen lâgen rîche,
die höfschen höveschlîche.
dise lâgen under sîden dâ,
jene under bluomen anderswâ.
diu linde was genuoger dach:
genuoge man gehüetet sach
mit loupgrüenen esten.
von gesinde noch von gesten
wart geherberget nie
sô wünneclîchen alse hie.

Aus Tristan's Schwertleite.

(V. 4588 — 4820.)

Sît die gesellen sint bereit
mit bescheidenlîcher rîcheit,
wie gevâhe ich nu mîn sprechen an,
daz ich den werden houbetman
Tristanden sô bereite
ze sîner swertleite,
daz man ez gerne verneme
unt an dem maere wol gezeme?
ine weiz, waz ich dâ von gesage,
daz iu gelîche und iu behage
und schône an diseme maere stê;
wan bî mînen tagen und ê
hât man sô rehte wol geseit
von wertlîcher zierheit,
von rîchem geraete,
ob ich der sinne haete
zwelve, der ich einen hân,
mit den ich umbe solte gân,
unt waere daz gevüege,
daz ich zwelf zungen trüege
in mîn eines munde,
der iegelîchiu kunde
sprechen, als ich sprechen kan,
ine weste wie gevâhen an,
daz ich von rîcheite
sô guotes iht geseite,
mane haete baz dâ von geseit.
jâ ritterlichiu zierheit
diu ist sô manege wîs beschriben
und ist mit rede alsô zertriben
daz ich niht kan gereden dar abe,
dâ von kein herze vröude habe.
Hartman der Ouwaere,
ahî wie der diu maere
beide ûzen unde innen
mit worten und mit sinnen
durchverwet und durchzieret!
wie er mit rede figieret
der âventiure meine!
wie lûter unt wie reine
sîn kristallîniu wörtelîn
beidiu sint und iemer müezen sîn!
si koment den man mit siten an,
si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebent rehtem muote.
zwer guote rede ze guote
und ouch ze rehte kan verstân,
der muoz dem Ouwaere lân
sîn schapel und sîn lôrzwî.
swer nu des hasen geselle sî
und ûf der wortheide
hôchsprünge und wîtweide
mit bickelworten welle sîn
und ûf daz lôrschapellekîn
wân âne volge welle hân,
der lâze uns bî dem wâne stân,
wir wellen an der küre ouch wesen.
wir, die die bluomen helfen lesen,
mit den daz selbe loberîs
undervlohten ist in bluomen wîs,
wir wellen wizzen, wes er ger;
wan swer es ger, der springe her
und stecke sîne bluomen dar:
sô neme wir an den bluomen war,
ob si sô wol dar an gezemen,
daz wirz dem Ouwaere nemen
und geben ime daz lôrzwî.
sît aber noch niemen komen sî,
der ez billîcher süle hân,
sô helfe got, sô lâze wirz stân.
wirn suln ez niemen lâzen tragen,
sîn wort ensîn vil wol getwagen,
sîn rede ensî eben unde sleht
ob iemen schône und ûfreht
mit ebenen sinnen dar getrabe,
daz er dar über iht besnabe.
Vindaere wilder maere,
der maere wildenaere,
die mit den ketenen liegent
und stumphe sinne triegent,
die golt von swachen sachen
den kinden kunnen machen
und ûz der bühsen giezen
stoubîne mergriezen,
die bernt uns mit dem stocke schate,
niht mit dem grüenen linden blate,
mit zwîgen noch mit esten.
ir schate der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol.
ob man der wârheit jehen sol,

dane gât niht guotes muotes van,
dane lît niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsô gevar,
daz edele herze iht lache dar.
die selben wildenaere
si müezen diutaere
mit ir maeren lâzen gân:
wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hoeret unde siht;
sone hân wir ouch der muoze niht
daz wir die glôse suochen
in den swarzen buochen.
Noch ist der verwaere mêr:
von Steinahe Blîkêr,
diu sîniu wort sint lufsam,
si worhten vrouwen an der ram
von golde und ouch von sîden,
man möhte se undersnîden
mit kriechischen borten.
er hat den wunsch von worten:
sînen sin den reinen,
ich waene daz in feinen
ze wunder haben gespunnen
und haben in in ir brunnen
geliutert und gereinet:
er ist benamen gefeinet.
sîn zunge, diu die harphe treit,
diu hât zwô volle saelekheit
daz sint diu wort, daz ist der sin.
diu zwei diu harphent under in
ir maere in vremedem prîse.
der selbe wortwîse,
nemet war, wie der hier under
an dem Umbehange wunder
mit spaeher rede entwirfet:
wie er diu mezzer wirfet
mit behendeclîchen rîmen.
wie kan er rîme lîmen,
als ob si dâ gewahsen sîn!
ez ist noch der geloube mîn,
daz er buoch unt buochstabe
vür vederen angebunden habe,
wan, welt ir sîn nemen war,
sîn wort diu sweiment als ein ar.
Wen mac ich nu mêr ûz gelesen?
ir ist und ist genuoc gewesen
vil sinnec und vil rede rich.
von Veldeken Heinrîch
der sprach ûz vollen sinnen;
wie wol sanc er von minnen!
wie schône er sînen sin besneit!
ich waene, er sîne wîsheit
ûz Pegases urspringe nam,
von dem diu wîsheit alliu kam.
ine hân sîn selbe niht gesehen,
nu hoere ich aber die besten jehen,
die dô bî sînen jâren
und sît her meister wâren,
die selben gebent im einen prîs,
er inphete daz êrste ris
in tiutescher zungen:
dâ von sît este ersprungen,
von den die bluomen kâmen,
dâ si die spaehe uz nâmen
der meisterlîchen vünde;
und ist diu selbe künde
sô wîten gebreitet,
sô manege wîs geleitet,
daz alle, die nu sprechent,
daz die den wunsch dâ brechent
von bluomen und von rîsen,
an worten unde an wîsen.
Der nahtegalen der ist vil,
von den ich nu niht sprechen wil:
sîne hoerent niht ze dirre schar.
dur daz sprich ich niht anders dar,
wan daz ich iemer sprechen sol:
si kunnen alle ir ambet wol
und singent wol ze prîse
ir süeze sumerwîse;
ir stimme ist lûter unde guot,
si gebent der werlte hôhen muot
und tuont reht in dem herzen wol.
diu werlt diu waere unruoches vol
und lebete rehte als âne ir danc,
wan der vil liebe vogelsanc;
der ermant vil dicke den man,
der ie ze liebe muot gewan,
beide liebes unde guotes
und maneger hande muotes,
der edelen herzen sanfte tuot.
ez wecket vriuntlîchen muot.
hie von kumt inneclîch gedanc,
sô der vil süeze vogelsanc
der werlde ir liep beginnet zaln.
nu sprechet umb die nahtegaln:
die sint ir dinges wol bereit
und kunnen alle ir senede leit
sô wol besingen unde besagen.
welhiu sol ir banier tragen,
sît diu von Hagenouwe,
ir aller leitevrouwe
der werlde alsus geswigen ist,
diu aller doene houbetlist
versigelet in ir zungen truoc?
von der gedenke ich vil und gnuoc.
ich meine ab von ir doenen
den süezen den schoenen,
wâ si der sô vil naeme,
wannen ir daz wunder kaeme
sô maneger wandelunge.
ich waene, Orfeuses zunge,
diu alle doene kunde,
diu doenete ûz ir munde.
Sît daz man der nur niht enhât,
sô gebet uns etelîchen rât
(ein saelec man der spreche dar):
wer leitet nu die lieben schar?
wer wîset diz gesinde?
ich waene, ich si wol vinde,
diu die baniere vüeren sol:
ir meisterinne kan ez wol,

diu von der Vogelweide.
hei! wie diu über heide
mit hôher stimme schellet!
waz wunders si gestellet!
wie spaehe si organieret!
wie si ir sanc wandelieret!
ich meine ab in dem dône
dâ her von Zitherône,
dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne:
diu ist ze hove kamereiìn
diu sol ir leiterinne sîn;
diu wîset si ze wunsche wol:
diu weiz wol, wâ si suochen sol
der minnen mêlôdîe.
si unde ir kompânîe
die müezen sô gesingen,
daz si ze vröuden bringen
ir trûren unde ir senedez klagen:
und daz geschehe bî mînen tagen!

Wirnt von Grafenberg,

aus einem ritterlichen Geschlechte Frankens aus Gräfenberg, stammend, im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts geboren, blühte im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, nahm an einem Kreuzzuge (wahrscheinlich 1228) Theil, dichtete um 1212 seinen „Wigalois“ oder „den Ritter mit dem Rade.“

Aus dem Wigalois.

(V. 1465 — 1533.)

(Wigalois gelangt an König Artus' Hof, nachdem er einen jungen Ritter über den Weg befragt.)

„Nû zeige mir den wec dar!“ —
„Herre, nemet der strâze war,
die ich her komen bin.
die treit iuch vil rehte hin
ze Karidôl für daz hûs,
dâ ist der künec Artûs,
mit grôzen hôchzîten.“
Zehant begunder rîten,
und kom dar an dem niunden tage,
nâch des garzûnes sage
vant er michel freude dâ.
ûf den hof reit er sâ
dâ manec âventiure geschach.
bî einer linden er dô sach
ligen einen breiten stein,
des tugende im in sîn herze schein,
gevieret und niht sinewel.
striemen rôt und gel
giengen dardurch etteswâ;
daz ander teil daz was blâ,
lûter als ein spiegelglas.
sô grôziu tugende an im was
daz deheiner slahte man,
der ie deheinen valsch gewan,
die hant niht mohte bringen dran.
Zuo der linden reit der gast;
sîn pfert haft er an einen ast,
und saz mitten ûf den stein.
sîn herze was âne mein,
und ledec aller bôsheit;
sîn muot ie nâch dem besten streit.
swer dehein untugent ie begie
dern moht dem steine nâher nie
komen danne eins klafters lanc.
si tâten alle widerwanc,
sô si zem steine wolden gên:
si muosen alle hôher stên
ezn was dâvor nie geschehen,
daz ie ieman wurde ersehen
ûf dem selben steine
niuwan der künec al eine.
dô man den knappen dar ûf ersach,
einem ritter wart vil gach
für den künec und sprach alsô:
„herre, ir sult wesen frô!
ein âventiure ist hie geschehen:
ich hân ûf dem steine ersehen
sitzen einen jungelinc.“
Daz duhte si alle samt ein dinc
grôz und wunderlîch.
der edelen ritter iegelîch
îlte für den andern dar,
und nâmen der geschichte war.
der künec stuont ûf von sîner stat.
die frouwen er dô gên bat
mit im zuo dem steine nider,
des sazte sich ir deheiniu wider.
dô daz gesinde in gerne sach,
der künec zuo den frouwen sprach:
„enpfâhen wir in; des ist er wert;
und wizzet, swes er an mich gert
im ze frümen, daz ist getân.
und wil er hie bî mir bestân,
ich behalte in nâch sînem rehte.“
ritter und knechte
die giengen mit im über al
zuo dem steine hin zetal;
mit freuden rûmden si den sal.

Rudolf von Ems,

von der Burg Hohenems im österreichischen Vorarlberg, Dienstmann der Grafen von Montfort, dichtete um 1225, starb um 1254 in Italien. — Barlaam und Josaphat (Legende); Der gute Gerhard (erzählende Dichtung); Weltchronik (unvollendet), Alexander (desgl.), Wilhelm von Orlenz u. A. In Barlaam und Josaphat sind manche Erzählungen eingeflochten, zu denen das mitgetheilte Bruchstück gehört.

Aus Barlaam und Josaphat.*)

(V. 4401 — 4550.)

Die dirre welte volgær sint,
unde ir dienstlîchiu kint,
die glîche ich einem man,
der nôt von einem tier gewan:
daz was ein einhürne grôz.
Sîn lüejen alsô lûte dôz,
daz er den man brâhte in nôt:
er vorhte im unt vlôch den tôt.
Er jagete in âne milte zuht:
dô er was in sorgen vluht
und vor dem einhürnen lief,
in ein abgründe tief
viel er über eine want.
In dem valle ergreif sîn hant
ein boümelîn, dâ hieng er an;
daz vriste disen selben man;
er habte sich vil vaste
zuo des boümelîns aste;
die füeze het er dâ gesat
an eine wunder enge stat,
daz was ein kleiner erdewase,
gewurzet âne kraft mit grase;
dar ûf enthielt er sînen val.
Diu selbe stat was alsô smal,
daz er dran niht mohte gestân,
swenner daz boümlîn muoste lân.
Swie er stuont in grôzer nôt,
er wânde des, daz im der tôt
mit vride waere benomen dâ.
Dô kâmem zwô miuse sâ,
einiu was swarz, diu ander wîz;
die kêrten allen îren vlîz
an der stûden wurzel gar:
si gnuogen vaste dar,
bis diu wurz vil nâch sich lie,
von der kraft die stûde gie.
Diz was ein angestlîch geschicht;
er mohte des erwenden niht:
si wolden der wurze angesigen.
Dô sach er einen trachen ligen
tief under im in einem tal,
der dinget ûf des mannes val;
ez was ein angestlîcher stric.
Er truoc vil leiden anblic:
diu ougen und der ôten sîn
wâren beidiu fiurîn.
Er têt vil wîte ûf den munt,
dô dranc daz fiur sâ zestunt
mit grôzer flamme, als er sich vleiz,
als ûz einem ovene heiz
ûz sînem wîten munde.
Vil sêre in der stunde
mit grimme blangen began,
daz er verslunde disen man.
Uf sînen val was er bereit,
ginende, als ich hân geseit,
als er in wolde slinden.
Dem man begunde swinden
herze vreude, daz tet nôt,
als diu vorhte im gebôt.
Dô der man diz ungemach
under im an dem trachen sach,
und den wüetenden einhürnen
ob im sô sêre zürnen,
dô er nâch im sô lûte schrei,
und daz der stûden wurz enzwei
von den miusen nâch geschaben
was; er dâhte, ob in enthaben
möhte disiu kleiniu stat,
dâ er hâte hin gesat
die füeze dur des valles vrist.
Als er disen kleinen list
in sînen grôzen noeten vant,
er sach des endes sâ zehant:
aldâ moht er sich niht entsagen.
Uz der wende sach er zagen
vier grôzer würme houbet:
vreude wart er beroubet,
wan er des tôdes was gewis.
Ein slange, heizet aspis,
der vil grôze frevel hât,
swenne er lebendes iht bestât,
der wurden im dâ vier erkant
bî sînen füezen in der want,
die den wasen under gruoben
unde vlîzeclîchen schuoben,
der under sînen füezen lac,
unde sîn mit unstaete phlac,
wan er sô sêre began
mit helfe entwîchen disem man.
Dô disiu viervalte nôt
dem man sô grôze vorhte bôt,
er sach ûz einem aste
sanfte, niht ze vaste,
ein kleine honecseimes gân;
al sîne nôt begunde er lân
er habte sich dar sâ zestunt,

---

*) Vergleiche Rückert's „Leben und Tod," Lesebuch I, S. 292.

unt liez im triefen in den munt.
Swar er sach, dâ was nôt,
er sach nâhen im den tôt
swie vorhtlîch was diu geschiht,
er lie der honic tropfen niht.
Ist dînem sinne niht ze snel,
ze merkenne diz bîspel,
sô wil ich dirz ze tiute sagen,
die rehten bîschaft niht verdagen.
Diu gruobe, dar in viel der man,
dâ solt dû die welte merken an,
diu mit sô grôzer arbeit
uns ir stricke hât geleit.
Der einhürne, daz ist der tôt,
der mit angestlîcher nôt
allez menschlich kunne jaget,
biz daz sîn name an im betaget.
Daz boümelîn, daz ist daz leben,
daz uns allen ist gegeben,
iegelîchem nâch sîner maht.
Der liehte tac, diu trüebe naht,
bezeichent dise miuse zwô,
die jene wurzen nuogen sô,
daz der stûden kraft zergienc,
dar an der man mit vorhten hienc.
Alsus nagent wider strît
unser leben disiu zît:
ir nagen, daz hât endes niht,
ê man si ab genagen siht
unsers lebens wurzel kraft,
dâ unser leben ist an gehaft.
Merke ouch in den sinnen dîn,
daz der trache viurîn,
der gein dem man ûf tet den munt,
bezeichent den helle grunt
unde des tiuvels angesiht,
diu vorhtlîcher swaere giht.
Der vier slangen houbet sint
vier tugende, von den al diu kint
diu von menschen sint komen,
lîp unde leben hânt genomen.
Der vier elementen kraft,
von den diu Gotes meisterschaft
den lîp al der menschheit
hât zesamene geleit,
daz ist diu ungewizze stat,
ûf die der man hât gesat
dur vristen sîne füeze.
Der welte unstaetiu süeze
sî dir bî dem honige kunt,
daz jenem trouf in den munt,
und durch daz kleine trophelîn
vergaz al der nôt sîn.
Hie sî dir bilde bî gegeben,
daz dû dirre welte leben
rehte erkennest wie si stât.

Konrad von Würzburg,

wahrscheinlich aus Würzburg, der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehörig, scheint meist am Oberrhein gelebt zu haben, starb (wahrscheinlich als Dominicanermönch) 1287 zu Freiburg im Breisgau; ein sehr fruchtbarer Dichter. — Lyrische Gedichte, didaktische, epische (der trojanische Krieg, der heilige Alexius, der heilige Sylvester, Pantaleon, der Schwanenritter, Engelhart und Engeltrut, Otto mit dem Barte u. A.).

Uz dem Buoch von Troie.

(Vorher geht der bekannte unheilkündende Traum der Hecuba in Beziehung auf die Geburt des Paris.)

Mit disen dingen und alsus
wart der künic Priamus
ze râte des ân underbint,
daz er sîn engellichez kint
verderben heizen wolte,
darumbe daz im solte
kein schade von im ûf erstân.
daz kint nâch wunsche wol getân
zwêne knehte er nemen liez,
ze walde er si daz füeren hiez,
dur daz si tæten im den tôt.
bî sîner hulde er in gebôt
daz si durch keiner slahte dinc
den niuwebornen jungelinc
liezen bî der zît genesen:
wan ez müeste ir ende wesen,
ob im belibe der lebetage.
sus wart zuo dem wilden hage
daz kint gefüeret al zestunt;
des was an hôchgemüete wunt
sîn muoter und diu hovediet.
ûz fröuden sich ir herze schiet
dur die küneclichen fruht.
dâ wart vil jâmers mit genuht
begangen unde güebet;
der hof wart betrüebet
und al sîn massenîe.
nû man diz wandelfrîe
kindelîn brâht in den walt,
und ez die zwêne knehte balt
verderben solten under in,
do wart ez von der strâze hin
gefüeret zuo der wüeste grôz.
ein swert gar lûter unde blôz
der eine ûz sîner scheiden zôch.
daz kint von edelkeite hôch

wolt er dâmite ermürdet hân,
und hæte im ouch den tôt getân,
wær ez von Gote erwendet niht.
dô vor des kindes angesiht
schein daz swert sô lûtervar,
und ez darinne wart gewar
des lîbes und des schaten sîn:
seht dô began daz kindelîn
die zwêne mordige man
sô rehte suoze lachen an,
daz siz ungerne sluogen.
an smieren und an luogen
begunde ez si dô beide,
sam ûf der liehten heide
den küelen tou diu rôse tuot,
dur daz si bleter unde bluot
naz unde fiuhte mache.
die minnecliche sache
die knechte gerne sâhen;
si sprâchen unde jâhen:
„uns solte niht diu erde tragen,
ob ein sô kleinez kint erslagen
würde von uns beiden;
wir suln von im scheiden
und ez genezen lâzen.“
hiemite si do mâzen
dem kinde lûterlichen prîs;
si leiten ez ûf dickez rîs
und in ein grüenez stûdach,
dâ von den tieren im geschach
ze leide keiner slahte dinc;
sus wart der kleine jungelinc
verlâzen in dem walde.
die zwêne sniten balde
die zungen ûz dem munde
eim edelen jungen hunde,
der in gevolget hæte;
durch ein urkunde stæte
brâhten si die Prîamô,
dâbî solt er gelouben dô
für ein gewislich mære,
daz von in beiden wære
daz kindelîn gelegen tôt;
des londer in mit golde rôt:
wan er gab in rîchen solt
und was in beiden iemer holt.

Volksthümliches Epos.

Das Nibelungenlied,

nach Lachmann's Annahme aus 19 an Ton, Werth und Alter verschiedenen (zum Singen bestimmten) Liedern und einer (zum Sagen bestimmten) Erzählung durch einen unbekannten Ordner etwa um 1210 zusammengestellt, nach H. Kurz aus zwei ursprünglich ganz geschiedenen und selbständigen Gedichten bestehend, deren jedes einem besondern Dichter angehört. — Inhalt: I, 1. Zu Worms erblüht Kriemhild, eine edle Königstochter, unter der Obhut ihrer Brüder Gunther, Gernot und Giselher. Kriemhildens prophetischer Traum. 2. Gleichzeitig lebt zu Xanten der herrliche Siegfried, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde. — 3. Er geht nach Worms, um Kriemhild zu werben. Dort erkennt Hagen, daß der Angekommene kein Anderer, als der herrliche Siegfried, sein könne, der das Zwerggeschlecht der Nibelungen besiegt, den Nibelungenschatz gewonnen und dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen, auch einst einen Lindwurm erschlagen habe und durch ein Bad in seinem Blute unverwundbar geworden sei. — 4. Siegfried besiegt die Könige der Sachsen und der Dänen, welche dem Burgunderkönige Gunther Krieg angesagt, und bringt sie gefangen nach Worms. — 5. Siegesfest zu Worms. Erstes Zusammentreffen Siegfried's und Kriemhildens. — 6. Nach Worms gelangt der Ruf von einer Königin jenseits der See, Brunhilde, an Schönheit und Kraft sonder Gleichen. Die Freier mußten sie im Speerwerfen, Steinschleudern und Springen überwinden; sonst verloren sie ihr Leben. Gunther entschließt sich zur Werbung; Siegfried sagt ihm seine Hülfe zu, wogegen ihm Gunther Kriemhildens Hand verspricht. Von Hagen und Dankwart begleitet, ziehen sie nach Isenstein, Brunhildens Land. — 7. Siegfried ist Brunhilden von früher schon bekannt. Im Kampfe steht er, durch die Tarnkappe unsichtbar gemacht und gestärkt, an Gunther's Seite, und erringt für ihn den Sieg. Brunhild erklärt sich überwunden, versammelt aber, ehe sie nach Worms ziehen will, ihre Dienstmannen. Da Hagen Gefahr befürchtet, erbietet sich Siegfried, Hülfe zu holen. — 8. Siegfried fährt nach dem Nibelungenlande, bezwingt unerkannt, wie zur Probe, die Schatzhüter, einen Riesen und den Zwerg Alberich, und zieht dann mit tausend auserlesenen Nibelungen nach Isenstein. Aufbruch von Isenstein mit Brunhilde nach dem Rheine. — 9. Nach neuntägiger Fahrt wird Siegfried als Bote nach Worms vorausgesandt. Glänzende Vorbereitungen in Worms zum Empfange Brunhildens. — 10. Prächtiger Empfang in Worms; Kampfspiele; Festmahl im Saale; Siegfried's Verlobung mit Kriemhilde: Brunhilde fragt ihren Gemahl, warum er seine Schwester einem Dienstmanne gebe; Gunther weicht der Antwort aus. Im Brautgemach wiederholt sie die Frage, ringt mit Gunther und bindet ihn. In der folgenden Nacht bewältigt Siegfried, dem Gunther sein Leid geklagt, in der Tarnkappe Brunhilde zum zweiten Male, und nimmt, sich entfernend, Brunhildens Ring und Gürtel mit, die er Kriemhilden gibt. — 11. Siegfried zieht mit Kriemhilde in seines Vaters Reich, der ihm die

Herrschaft über Niederland und das Land der Nibelungen abtritt. Dort gebiert ihm nach zehn Jahren Kriemhild einen Sohn, der Gunther genannt wird. — 12. Gunther wird von Brunhilde bewogen, seine Schwester und ihren Gemahl, den Brunhilde noch immer als Dienstmann Gunther's betrachtet, nach Worms einzuladen. — 13. Siegfried, Kriemhild und der greise Siegmund (Siegelinde ist unterdeß gestorben) werden feierlich in Worms empfangen. — 14. Kampfspiele. Beim Zuschauen gerathen Brunhild und Kriemhild über die Vorzüge ihrer Gatten in Streit, der beim Kirchgange sich fortspinnt und der erzürnten Kriemhilde die Entdeckung entreißt, daß Brunhilde in jener Nacht von Siegfried überwunden worden sei. Der racheſinnenden Brunhilde schwört Hagen Siegfried's Tod, in den auch Gunther und Gernot, nach einigem Sträuben, einwilligen. — 15. Zum Scheine wird eine Heerfahrt gegen die Sachsen gerüstet, woran der arglose Siegfried Theil zu nehmen bereit ist. Kriemhild empfiehlt ihn dem Schutze Hagens und bezeichnet ihm die einzige verwundbare Stelle ihres Gatten zwischen den Achseln durch ein in das Gewand eingenähtes Kreuzchen. Die Heerfahrt wird eingestellt, und eine große Jagd angesagt. — 16. Abschied Siegfried's von der durch Träume geschreckten Gattin. Jagd. Siegfried bändigt einen Bären. Wettlauf zum Brunnen. Hier wird er trinkend von Hagen mit dem Speere durchbohrt. Der Leichnam wird nach Worms gebracht. — 17. Hagen läßt den Leichnam Nachts vor Kriemhildens Gemach legen. Jammer der Königin. Siegmund's und Siegfried's Mannen werden geweckt. Der Leichnam wird in das Münster getragen, wohin sich das Volk drängt; auch Gunther und Hagen erscheinen; bei des Letztern Eintreten beginnen die Wunden des Todten frisch zu bluten. Begräbniß am vierten Tage. — 18. Siegmund kehrt in die Heimath zurück; Kriemhild läßt sich bewegen in Worms zu bleiben und empfiehlt ihr Söhnchen dem greisen König. — 19. Nach vierthalbjähriger Zurückgezogenheit versöhnt sich Kriemhild mit Gunther und läßt sich bewegen, den Nibelungenschatz nach Worms bringen zu lassen. Hagen, der nun von Kriemhildens Freigebigkeit Gefahr besorgt, läßt den Schatz in den Rhein versenken.

II. 20. Dem Könige Etzel, der seine Gattin Helke verloren, rathen die Freunde, sich um Kriemhilden zu bewerben. Der Markgraf Rüdiger von Bechlaren wird mit stattlichem Gefolge nach Worms gesandt. Hagen stimmt gegen die Annahme des Antrages, die Andern begünstigen die Werbung. Kriemhild weigert sich anfangs entschieden; doch als Rüdiger ihr heimlich gelobt, jedes ihr zugefügte Leid zu rächen, gibt sie ihre Zusage und bricht zum Hunnenlande auf. — 21. Der Zug geht durch Baierland über Passau, wo sie von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgerin, und über Bechlaren, wo sie von Rüdiger's Gattin Gotelinde freundlich bewirthet wird. — 22. Etzel zieht ihr bis Tulna entgegen mit großem Gefolge, unter welchem besonders hervortreten: Blödel, Etzel's Bruder, der Däne Hawart und sein Gefolgsmann Iring, der Landgraf Irnfried von Thüringen, und vor Allen Dietrich von Bern mit dem alten Hildebrand. Weiterer Zug nach Wien, wo die Hochzeit gefeiert wird, hierauf nach Etzelnburg (Ofen). — 23. Nach sieben Jahren gebiert hier Kriemhild ihrem Gemahl einen Sohn, der getauft wird und den Namen Ortlieb erhält. Nach weitern sechs Jahren bittet sie den König Etzel, ihre Verwandten aus Burgundenland einzuladen, und trägt den einladenden Boten insgeheim auf, auch für Hagen's Theilnahme an der Reise Sorge zu tragen. — 24. Die Botschaft wird freundlich aufgenommen; Hagen widerräth die Annahme der Einladung; als ihm aber Giselher entgegnet, er möge daheim bleiben, wenn er sich schuldig fühle, fordert er selbst zur Fahrt auf. Reich beschenkt kehren die Boten zurück. — 25. Gunther rüstet sich zum Zuge. Unheilkündende Träume seiner Mutter Ute. Hagen führt den glänzenden Zug (1060 Ritter und 9000 Knechte) zur Donau. Unglückweissagende Meerweiber. Des Königs Kaplan von Hagen in die Fluth geworfen und gerettet. — 26. Unter der Führung des Fiedlers Volker geht der Zug weiter. Gelfrat, der Markgraf von Baierland, greift die Burgunden (die jetzt, seit der Hort in ihre Gewalt kam, auch Nibelungen heißen) in der Nacht an und wird von Dankwart erschlagen. Die Burgunden, an Passau vorbei in Rüdiger's Land ziehend, werden an der Grenze von Eckwart gewarnt, und dann zu Rüdiger's Burg geleitet. — 27. Fröhlicher Aufenthalt bei Rüdiger, seiner Gemahlin Gotelinde und ihrer Tochter, welche mit Giselher verlobt wird. Fortsetzung der Reise nach drei Tagen in Rüdiger's Geleit. — 28. Dietrich von Bern reitet dem Zug entgegen und warnt vor Kriemhilden. Diese empfängt die Nibelungen mit falschem Muthe und küßt nur Giselher. Da sie die Gäste einladet, ihr die Waffen anzuvertrauen, weigert sich Hagen. — 29. Hagen und Volker setzen sich im Hofe auf eine Bank, Kriemhildens Saale grade gegenüber. Die Königin erblickt sie und beginnt zu weinen. Von Etzel's Mannen um die Ursache befragt, bezeichnet sie Hagen als den, der ihre Thränen hervorgerufen, und fordert sie zur Rache auf. Es rüsten sich 400 Helden. Sie sollen aber selbst aus seinem Munde das Geständniß seiner That hören; darum geht sie mit ihnen in den Hof. Hagen erhebt sich, trotz Volker's Aufforderung, nicht vor ihr, sondern legt Siegfried's Schwert, mit dem Jaspis im Knauf, über seine Schenkel hin. Weinend vor Schmerz stellt sie Hagen wegen Siegfried's Ermordung zur Rede. Dieser läugnet nicht; doch wagt Niemand die beiden Helden anzugreifen, und Kriemhilde entfernt sich, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Hagen und Volker suchen die Burgunden auf und gehen mit ihnen zu Etzel, der sie herrlich bewirthet. — 30. Zur Nachtruh entlassen, begeben sich die

Burgunden in den ihnen angewiesenen Saal. Hagen und Volker erbieten sich, während der Nacht Wache zu halten. Bewaffnete Hunnen nähern sich in der Nacht, weichen aber zurück, da sie die Thür wohl bewacht finden. — 31. Auf Hagen's Rath gehen die Burgunden Morgens in voller Rüstung zur Kirche. Dann Kampfspiele, wobei Volker einen hunnischen Ritter mit dem Speere durchrennt. Die erzürnten Hunnen werden durch Etzel zurückgehalten. Während die Helden sich vom Staube reinigen, wendet sich Kriemhilde zuerst vergebens an Dietrich von Bern um Rache für Siegfried's Tod; dann gelingt es ihr, Blödel zu gewinnen, der seinen Mannen befiehlt, sich zu waffnen. Das Mahl beginnt; der kleine Ortlieb wird herbeigebracht und von Etzel der Liebe der burgundischen Fürsten empfohlen; aber Hagen redet von ihm in einer den König kränkenden Weise. — 32. Blödel zieht unterdessen mit 1000 Mannen nach dem Saal der Herberge, wo Dankwart mit den Knechten zu Tische sitzt, und fordert Rache für Siegfried. Dankwart schlägt ihm das Haupt ab. Darauf mörderischer Kampf; 500 Hunnen fallen, aber neue Schaaren rücken an und hauen alle Burgunden nieder bis auf Dankwart, der sich durchschlägt bis zu Etzel's Saal. — 33. Blutbedeckt tritt er unter die Thür des Saales und meldet Hagen das Geschehene. Dieser heißt ihn die Thür bewachen und keinen der Hunnen hinauslassen, schlägt dem kleinen Ortlieb das Haupt ab, erschlägt des Kindes Hofmeister und beginnt immer grimmiger zu morden. Umsonst versuchen die Könige den immer wilder entbrennenden Streit zu schlichten. Da wendet sich Kriemhild an Dietrich um Hülfe. Dietrich verlangt und erhält freien Abzug für sich und die Seinen, und führt unter seinem Schutz Kriemhilden und Etzel aus dem Saal, den auch Rüdiger mit den Seinigen räumt. Darauf neuer Kampf im Saale, der erst mit dem Tode sämmtlicher Hunnen endigt. — 34. Die erschlagenen Hunnen werden die Stiege hinunter geworfen; die zuschauenden werden verhöhnt; da ergrimmt Etzel und will selbst in den Kampf. Kriemhild hält ihn zurück, setzt aber einen reichen Preis auf Hagen's Kopf. — 35. Da stürmt Iring von Dänemark in den Kampf, dringt umsonst auf Hagen, dann auf Volker, Gunther und Gernot ein, erschlägt vier Dienstmannen, wird von Giselher angerannt, daß er niederstürzt, wirft sich wieder auf Hagen, bringt ihm eine Wunde bei und rettet sich unter Jubelruf zu den Seinen. Noch einmal zum Kampf wider Hagen zurückkehrend, wird er tödtlich verwundet. Irnfried und Hawart wollen ihn rächen, fallen aber auch von Volker's und Hagen's Hand, und mehr als 1000 ihrer Mannen finden nach ihnen ihren Tod. Etzel und Kriemhild erheben laute Klage um die Gefallenen. — 36. Der Kampf hat bis zum Abend gewährt, die erschöpften Burgunden unterhandeln; Kriemhild verlangt die Auslieferung Hagen's; die Burgunden weisen entrüstet die Forderung zurück. Da läßt Kriemhild den Saal anzünden; die vor Hitze und Durst verschmachtenden Burgunden trinken das Blut der Erschlagenen, und decken sich mit ihren Schildern vor den herabstürzenden Bränden. Mit Anbruch des Tages entbrennt der Kampf auf's Neue. 37. Nun kommt auch Rüdiger herbei. Seiner Unthätigkeit wegen gehöhnt und gescholten, von Kriemhilden an sein Versprechen erinnert, entschließt er sich nach schwerem innern Kampfe, seiner Pflicht als Dienstmann des Königs nachzukommen und gegen die zu streiten, die er als Gastfreunde in seinem Hause aufgenommen und hieher geleitet hat. Die Burgunden erschrecken bei seinem Anblick und erinnern ihn an die geschlossene Freundschaft; er hält ihnen wehmuthsvoll den dem Könige geleisteten Eid entgegen. Als er vorzudringen beginnt, klagt Hagen über seinen zerhauenen Schild, den ihm Gotelinde gegeben, und Rüdiger reicht ihm den seinen. Der Kampf beginnt. Hagen und Volker weichen Rüdigern aus. Gernot und Rüdiger begegnen sich und fallen von gegenseitigem Todesstreich. Grimmiger wüthet nun der Kampf fort, bis alle Mannen Rüdiger's gefallen sind. Rüdiger's Leichnam wird Kriemhilden gezeigt. Lautes Wehklagen der Königin und Etzel's. — 38. Die laute Klage dringt zu Dietrich; er schickt den alten Hildebrand auf Kunde aus, dem sich alle Mannen Dietrich's anschließen. Hildebrand verlangt Rüdiger's Leichnam zu ehrenvoller Bestattung, Volker antwortet mit Hohn; der Kampf entbrennt und wüthet fort, bis von den Burgunden nur noch Gunther und Hagen, von den Amelungen nur noch Hildebrand übrig ist, der, vor Hagen fliehend, seinem Heere die Schreckenskunde bringt. — 39. Da eilt Dietrich selbst mit Hildebrand auf den Kampfplatz. Er macht Gunthern und Hagen bittere Vorwürfe, verspricht ihnen aber seinen Schutz, wenn sie sich ihm als Geißeln ergeben wollen. Sein Antrag wird zurückgewiesen; da rennt Dietrich gegen Hagen, schlägt ihm eine breite Wunde, umschlingt ihn und trägt ihn zu Kriemhilden, die ihn in ein Gefängniß bringen läßt. Ein gleiches Schicksal erfährt Gunther. Dietrich bittet Kriemhilden um das Leben der beiden Helden. Sie geht zu Hagen und verspricht, seiner zu schonen, wenn er ihr den Nibelungenhort wiedergebe. Er erklärt geschworen zu haben, den Ort nicht zu verrathen, so lange noch einer der Burgunderkönige lebe. Da läßt Kriemhilde ihrem Bruder das Haupt abschlagen und bringt es Hagen. Aber auch jetzt weigert er sich, den Ort zu nennen. Ergrimmt schlägt ihm Kriemhild mit Siegfried's Schwert das Haupt ab. Dafür wird sie aber vom alten Hildebrand erschlagen. Dietrich's und Etzel's Klage um die Gefallenen.

Die dem Nibelungenliede angehängte K l a g e, ein Gedicht in kurzen Reimpaaren, wahrscheinlich um ein paar Jahrzehnde früher abgefaßt, enthält hauptsächlich die Klagen über die Gefallenen und die Trauerbotschaften nach Bechlaren, nach Passau (an den Bischof Pilgerin) und nach Worms.

Aventiure von Kriemhilde.

1 Uns ist in alten maeren wunders vil geseit [heit,
von helden lobebaeren, von grôzer kuon-
von vröuden hôchgezîten, von weinen und von klagen
von küener recken strîten muget ir nû wunder hoeren sagen.

2 Ez wuohs in Burgunden ein schoene magedîn, [sîn.
daz in allen landen niht schoeners mohte
Kriemhilt was si geheizen und was ein schoene wîp. [lîp.
dar umbe muosten degene vil verliesen den

3 Der minneclîchen meide triuten wol gezam
in muote küener recken: niemen was ir gram.
âne mâzen schoene, sô was ir edel lîp.
der juncvrouwen tugende zierten anderiu wîp.

4 Ir pflâgen drî künege edel unde rîch:
Gunther unde Gêrnôt, die recken lobelîch,
und Gîselher der junge, ein ûzerwelter degen.
diu vrouwe was ir swester, die vürsten hêtens in ir pflegen.

5 Die hêrren wâren milte, von arte hôch geborn,
mit krefte unmâzen küene, die recken ûzerkorn.
dâ zen Burgunden sô was ir lant genant.
si vrumden starkiu wunder sît in Etzeln lant.

6 Ze Wormze bî dem Rîne si wonden mit ir kraft.
in diende von ir landen vil stolziu ritterschaft
mit stolzlîchen êren unz an ir endes zît.
sît sturbens jâmerlîche von zweier edelen vrouwen nît.

7 Ein rîchiu küniginne, vrou Uote ir muoter hiez:
ir vater hiez Dancrât, der in diu erbe liez
sît nâch sînem lebene, ein ellens rîcher man,
der ouch in sîner jugende grôzer êren vil gewan. [hân,

8 Die drî künege wâren, als ich gesaget
von vil hôhem ellen. in wâren undertân
ouch die besten recken, von den man hât gesaget, [zaget.
starc und vil küene, in allen strîten unver-

9 Daz was von Tronje Hagene und ouch der bruoder sîn,
Dancwart der vil snelle, und von Metzen Ortwîn,
die zwêne marcgrâven Gêre und Eckewart,
Volkêr von Alzeie, mit ganzen ellen wol bewart.

10 Rûmolt der kuchenmeister, ein ûzerwelter degen,
Sindolt unde Hûnolt dise hêrren muosten pflegen
des hoves und der êren, der drîer künege man.
si heten noch manegen recken, der ich genennen niht enkan.

11 Dancwart der was marschalc. dô was der neve sîn
truhsaeze des küneges, von Metzen Ortwîn.
Sindolt der was schenke, ein ûzerwelter degen. [pflegen.
Hûnolt was kameraere. si kunden grôzer êren

12 Von des hoves krefte und von ir wîten kraft, [schaft,
von ir vil hôhen werdekeit und von ir ritter-
der die hêrren pflâgen mit vröuden al ir leben, [geben.
des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende

13 Ez troumde Kriemhilde in tugenden, der si pflac,
wie si einen valken wilden züge manegen tac,
den ir zwên arn erkrummen, daz si daz muoste sehen:
ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen.

14 Den troum si dô sagete ir muoter Uoten.
sin kunde in niht bescheiden baz der guoten:
„der valke, den du ziuhest, daz ist ein edel man.
in welle got behüeten, du muost in schiere vloren hân.“

15 „Waz saget ir mir von manne, vil liebiu muoter mîn?
âne reckenminne wil ich immer sîn. [tôt,
sus schoene wil ich belîben unz an mînen
daz ich sol von manne nimmer gewinnen deheine nôt.“

16 „Nu versprich ez niht ze sêre,“ sprach aber ir muoter dô.
„soltu immer herzenlîche zer werlde werden vrô,
daz geschiht von mannes minne. du wirst ein schoene wîp,
ob dir got noch gevüeget eins rehte guoten ritters lîp.“

17 „Die rede lât belîben,“ sprach si, „vrouwe mîn.
ez ist an manegen wîben vil dicke worden schîn,
wie liebe mit leide ze jungest lônen kan.
ich sol si mîden beide, son kan mir nimmer missegân.“ [pflac,

18 In ir vil hôhen tugenden, der si schône
lebte diu maget edele vil manegen lieben tac, [lîp.
daz si wesse niemen, den minnen wolde ir
sît wart si mit êren eins vil guoten ritters wîp.

19 Der was der selbe valke, den si in ir troume sach,
den ir beschiet ir muoter. wie sêre si daz rach

an ir naehsten mâgen, die in sluogen sint.
durch sîn eines sterben starp vil maneger
muoter kint.

Aventiure von Sîvride.

1 Dô wuohs in Niederlanden eines rîchen
küneges kint
(des vater hiez Sigemunt, sîn muoter Sige-
lint)
in einer bürge rîche, wîten wol bekant,
nidene bî dem Rîne: diu was ze Santen ge-
nant. [der wart.
2 Ich sage iu von dem degene, wie schoene
sîn lîp vor allen schanden was vil wol be-
wart.
starc unde maere wart sît der küene man.
hei waz er grôzer êren ze diser werlde gewan!
3 Sîvrit was geheizen der selbe degen guot.
er versuochte vil der rîche durch ellenhaf-
ten muot. [lant.
durch sînes lîbes sterke reit er in manegiu
hei waz er sneller degene zuo den Burgun-
den vant! [tagen
4 In sînen besten zîten, bî sînen jungen
man möhte michel wunder von Sîvride sagen,
waz êren an im wüehse und wie schoene
was sîn lîp.
sît hêten in ze minne diu vil waetlîchen wîp.
5 Man zôch in mit dem vlîze als im daz
wol gezam.
von sînes selbes muote waz tugende er an
sich nam!
des wurden sît gezieret sînes vaters lant,
daz man in ze allen dingen sô rehte hêrlî-
chen vant. [reit.
6 Er was nû sô gewahsen, daz er ze hove
diu liute in gerne sâhen. manic vrouwe und
manic meit
im wunschten, daz sîn wille in immer trüege
dar. [wol gewar.
holt wâren im genuoge: des wart der hêrre
7 Vil selten âne huote man rîten lie daz
kint. [Sigelint.
in hiez mit kleidern zieren Sigemunt und
sîn pflâgen ouch die wîsen, den êre was be-
kant. [lant.
des mohte er wol gewinnen beidiu liute unde
8 Nû was er in der sterke, daz er wol
wâfen truoc.
swes er dar zuo bedorfte, des lag an im
genuoc.
er begunde mit sinnen werben schoeniu wîp.
die trûten wol mit êren des schoenen Sîvri-
des lîp.
9 Dô hiez sîn vater Sigemunt künden
sînen man,
er wolde hôchzîte mit lieben vriunden hân.
diu maere man dô vuorte in ander künege
lant.
den vremeden und den kunden gap er ros
unde gewant.
10 Swâ man vant deheinen, der ritter
solde sîn,
von art der sînen mâge, diu edelen kindelîn
ladet man zuo dem lande durch die hôch-
gezît. [sît.
mit dem jungen künege swert genâmen si
11 Von der hôchzîte man wunder möhte
sagen. [bejagen
Sigemunt unde Sigelint die mohten wol
mit guote michel êre: des teilte vil ir hant.
des sach man vil der vremden zuo in rîten
in daz lant.
12 Vier hundert swertdegene die solden
tragen kleit
mit samt Sîvride. vil manec schoeniu meit
von werke was unmüezec, wan si im wâren
holt.
vil der edelen steine die vrouwen leiten in
daz golt,
13 Die si mit borten wolden würken ûf ir
wât [rât.
den jungen stolzen recken: des enwas niht
der wirt der hiez dô sidelen vil manegen
küenen man
ze einen sunnewenden dâ Sîvrit ritters na-
men gewan.
14 Dô gie ze einem münster vil manec
rîcher kneht
und manec edel ritter. die wîsen hêten reht,
daz si den tumben dienden, als in was ê
getân.
si hêten kurzwîle und ouch vil maneger vreu-
den wân.
15 Gote man dô zen êren eine messe sanc.
dô huop sich von den liuten vil michel ge-
dranc,
dô si ze ritter wurden nâch ritterlicher ê
mit alsô grôzen êren, daz waetlîch nimmer
mêre ergê.
16 Si liefen dâ si vunden gesatelet manec
marc. [starc,
in hove Sigemundes der buhurt wart sô
daz man erdiezen hôrte palas unde sal.
die hôchgemuoten degene die hêten groez-
lîchen schal.
17 Von wîsen und von tumben man hôrte
manegen stôz.
dâ der schefte brechen gein der hoehe dôz.
trunzûne sach man vliegen vür den palas
dan [vlîze getân.
von maneges recken hende. daz wart mit
18 Der wirt der bat ez lâzen. dô zôch man
dan diu marc.
man sach ouch dâ zebrôchen vil manegen
buckel starc,
vil der edelen steine gevellet ûf daz gras
abe liehten schildes spangen: von hurte daz
geschehen was.
19 Dô giengens wirtes geste dâ man in
sitzen riet.
vil der edelen spîse si von ir müede schiet

und wîn der allerbeste, des man in vil ge-
truoc.
den vremeden und den kunden bôt man
êren dâ genuoc.
20 Swie vil si kurzwîle pflâgen al den tac,
vil der varnden diete rouwe sich bewac.
si dienden nâch der gâbe, die man dâ riche
vant. [lant.
des wart mit lobe gezieret allez Sigemundes
21 Der hêrre hiez lîhen Sîvrit den jun-
gen man
lant unde bürge, als er hêt ê getân.
sînen swertgenôzen den gap dô vil sîn hant.
dô liebte in diu reise, daz si kômen in daz
lant. [den tac.
22 Diu hôchzît werte unz an den siben-
Sigelint diu rîche nâch alten siten pflac:
durch ir sunes liebe si teilte rôtez golt.
si kunde ez wol gedienen, daz im diu liute
wâren holt.
23 Vil lützel man der varnden armen dâ
vant.
ros unde kleider daz stoup in von der hant,
sam si ze lebene hêten niht mêr wan einen
tac. [gepflac.
ich waen nie ingesinde groezer milte ie
24 Mit lobelîchen êren schiet sich diu
hôchzît.
von den rîchen hêrren hôrte man wol sît,
daz sie den jungen wolden ze einem hêrren
hân.
des gerte niht Sîvrit, der vil waetlîche man.
25 Sît daz noch beide lebeten, Sigemunt
und Sigelint,
niht wolde tragen krône ir beider liebez
kind. [gewalt,
doch wolde er wesen hêrre vür allen den
des in den landen vorhte der degen küene
unde balt.

Wie Sîvrit erslagen wart.

1 Dô si wolden dannen zuo der linden
breit,
dô sprach von Tronje Hagene: „mir ist des
vil geseit,
daz niht gevolgen kunde dem Kriemhilde
man, [hen lân!“
swenne er welle gâhen. wolde er uns daz se-
2 Dô sprach von Niderlande der küene
Sîvrit:
„daz muget ir wol versuochen, welt ir mir
volgen mit
ze wette zuo dem brunnen. sô daz ist getân,
man jehe dem gewinnes, den man siht ge-
wunnen hân.“
3 „Nû welle ouch wirz versuochen,“ sprach
Hagene der degen.
dô sprach der starke Sîvrit: „sô wil ich mich
legen
vür iuwer vüeze nider an daz gras.“ [was!
dô er daz gehôrte, wie liep daz Gunthere
4 Dô sprach der degen küene: „ich wil
iu mêre sagen:
„allez mîn gewaete wil ich mit mir tragen,
den gêr zuo dem schilde und mîn birsge-
want.“ [gebant.
den kocher zuo dem swerte schiere er umbe
5 Dô zugen si diu kleider von dem lîbe
dan: [stân.
in zwein wîzen hemeden sach man si beide
sam zwei wildiu pantel si liefen durch den
klê: [Sîvriden ê.
doch sach man bî dem brunnen den küenen
6 Den prîs von allen dingen truoc er vor
manegem man.
daz swert lôste er schiere, den kocher leite
er dan,
den starken gêr er leinde an der linden ast:
bî des brunnen vluzze stuont der hêrlîche
gast.
7 Die Sîvrides tugende wâren harte grôz.
den schilt er leite nidere, dâ der brunne
vlôz. [tranc
swie harte sô in durste, der helt doch niht
ê der künec getrunke. des seitê er im vil
boesen danc.
8 Der brunne was küele, lûter unde guot.
Gunther sich dô neicte nider zuo der vluot:
als er hête getrunken, dô rihte er sich von
dan. [getân.
alsam hête ouch gerne der küene Sîvrit
9 Dô engalt er sîner zühte. den bogen
und daz swert
daz truoc allez Hagene von im danne wert
und spranc dâ hin widere, dâ er den gêr
vant. [gewant.
er sach nâch einem bilde an des küenen
10 Dô der hêrre Sîvrit ob dem brunnen
tranc,
er schôz in durch daz kriuze, daz von der
wunden spranc
daz bluot von dem herzen vaste an Hage-
nen wât. [gât.
solher missewende ein helt nû nimmer be-
11 Den gêr im gên dem herzen stecken
er dô lie.
alsô grimmiclîche ze vlühte Hagene nie
gelief in der werlde vor deheinem man.
dô sich der starke Sîvrit der grôzen wun-
den versan,
12 Der hêrre tobelîche von dem brunnen
spranc: [lanc.
im ragete von den herten eine gêrstange
der vürsten wânde vinden bogen oder swert:
sô müeste wesen Hagene nâch sînem dienste
gewert. [vant,
13 Dô der sêre wunde des swertes niht
dô hête et er niht mêre wan des schildes rant.
er zucte in von dem brunnen: dô lief er
Hagenen an.
dô kunde im niht entrinnen des künic Gun-
theres man.

14 Swie wunt er was zem tôde, sô kref-
teclîche er sluoc,
daz ûzer dem schilde draete genuoc [brast.
des edelen gesteines: des schilt vil gar zer-
sich hête gerne errochen der vil hêrlîche
gast.
15 Dô was gestrûchet Hagene vor sîner
hant ze tal.
von des slages krefte der wert vil lûte erhal.
hêt er sîn swert en hende, sô waere ez
Hagenen tôt.
sêre zurnde der wunde: des twanc in êhaf-
tiu nôt.
16 Erblichen was sîn varwe: er mohte
niht gestên.
sînes lîbes sterke muoste gar zergên, [truoc.
wand er des tôdes zeichen in liehter varwe
sît wart er beweinet von schoenen vrouwen
genuoc. [man.
17 Dô viel in die bloumen der Kriemhilde
daz bluot von sîner wunden sach man vaste
gân. [ziu nôt),
dô begunde er schelden (des twanc in grô-
die ûf in gerâten hêten ungetriuwe den tôt.
18 Dô sprach der verchwunde: „jâ ir
boesen zagen,
waz helfent mîniu dienest, sît ir mich habet
erslagen? [hân.
ich was iu ie getriuwe: des ich engolten
ir habet an iuwern vriunden leider übele
getân.
19 Die sint dâ von bescholden, swaz ir
wirt geborn,
her nâch disen zîten. ir habet iuwern zorn
gerochen al ze sêre an dem lîbe mîn.
mit laster suld gescheiden ir von guoten
recken sîn."
20 Die ritter alle liefen dâ er erslagen lac.
ez was ir genuogen ein vröudelôser tac.
die iht triuwe hêten, von den wart er
gekleit:
daz hête ouch wol verdienet umb alle liute
der helt gemeit.
21 Der künic von Burgunden klagete ouch
sînen tôt.
dô sprach der verchwunde: „daz ist âne nôt,
daz der nâch schaden weinet, der in dâ hât
getân. [verlân."
der dienet michel schelden: ez waere bezzer
22 Dô sprach der grimme Hagene: „jan
weiz ich, waz ir kleit.
ez hât nû allez ende an uns sorge unde leit:
wir vinden ir nû wênic, die getürren uns
bestân. [getân."
wol mich, daz ich des heldes hân ze râte
23 „Ir muget iuch lîhte rüemen," sprach
hêr Sîvrit.
„hêt ich an iu erkunnet den mortlîchen sit,
ich hête wol behalten vor iu mînen lîp.
mich riuwet niht sô sêre sô vrou Kriemhilt
mîn wîp.
24 Nû müeze got erbarmen, deich ie ge-
wan den sun,
dem man itewîzen sol daz her nâch tuon,
daz sîne mâge ieman mortlîche hânt ersla-
gen. [klagen."
möhte ichz verenden, daz solde ich billîche
25 Dô sprach jaemerlîche der verchwunde
man:
„welt ir, künic edele, triuwen iht begân
in der werlde an iemen, lât iu bevolhen sîn
ûf iuwer genâde die lieben triutinne mîn.
26 Lât si des geniezen, daz si iuwer swes-
ter sî: [wen bî.
durch aller vürsten tugende wont ir mit triu-
wan mir wartent lange mîn vater und mîne
man.
ez wart nie leider an liebem vriunde getân."
27 Die bluomen allenthalben von bluote
wâren naz. [daz,
dô rang er mit dem tode: unlange tete er
wan des tôdes zeichen ie ze sêre sneit.
sam muoste ersterben ouch der recke küene
unde gemeit.
28 Dô die hêrren sâhen, daz der helt
was tôt,
si leiten in ûf einen schilt, der was von
golde rôt,
und wurden des ze râte, wie daz solde ergân,
daz man ez verhaele, daz ez Hagene hête
getân.
29 Dô sprachen ir genuoge: „uns ist übele
geschehen,
ir sult ez helen alle und sult gelîche jehen,
daz er jagen rite aleine Kriemhilde man,
in slüegen schâchaere, dâ er vüere durch
den tan."
30 Dô sprach von Tronje Hagene: „ich
bringe in in daz lant.
mir ist vil unmaere, wirt ez ir bekant,
diu sô hât betrüebet den Brünhilde muot.
ez ahtet mich vil ringe. swaz si nû weinens
getuot."
31 Dô biten si der nahte und vuoren über
Rîn.
von helden kunde nimmer wirs gejaget sîn.
ein tier, daz si dâ sluogen, daz weinden
edeliu wîp. [lîp.
jâ muoste sîn engelten vil guoter wîgande

Wie Kriemhilt Hagenen empfie.

1 Dô die Burgunden kômen in daz lant,
do gevriesch ez von Berne der alte Hilde-
brant. [leit.
er seite ez sînem hêrren: ez was im harte
er bat in wol enpfâhen die ritter küene unde
gemeit. [marc.
2 Wolfhart der snelle hiez bringen diu
dô reit mit Dietrîche vil manec degen starc,
da er si grüezen wolde, zuo in an daz velt.
dô hêten si ûfgebunden vil manec hêrlîch
gezelt.

3 Dô si von Tronje Hagene verrest rîten sach,
zuo den sînen hêrren gezogenlîche er sprach:
„nû sult ir snelle recken von dem sedele stân;
und gêt in hin engegene, die iuch dâ wellent hie enpfân.

4 Dort kumet her ein gesinde, daz ist mir wol bekant.
ez sint vil snelle degene von Amelunge lant.
der von Berne si vüeret: si sint vil hôch gemuot
und lât iu niht versmâhen, swa man iu hie dienest tuot.“

5 Dô stuonden von den rofsen (daz was michel reht)
neben Dietrîche manec ritter unde kneht.
si giengen zuo den gesten dâ man die helde vant:
si gruozten minneclîche die von Burgunden lant.

6 Dô si der hêrre Dietrîch gên im komen sach,
nie muget ir hoeren gerne, waz der degen sprach
zuo den Uoten kinden. ir reise was im leit.
er wânde ez weste Ruedegêr, daz er inz hête geseit.

7 „Sît willekomen ir hêrren, Gunther und Gîselher,
Gêrnôt und Hagene: sam sî her Volkêr
und Dancwart der snelle. ist iu daz niht bekant?
Kriemhilt noch sêre weinet den helt von Nibelunge lant.“

8 „Si mac vil lange weinen,“ sprach dô Hagene:
er lît vor manegem jâre ze tôde erslagene.
den künic von den Hiunen sol si nû holden haben:
Sîvrit kumt niht widere, er ist nû lange begraben.“

9 „Die Sîvrides wunden lâzen wir nû stên:
sol leben vrou Kriemhilt, sô mac schade ergên.“
sô redete von Berne der hêrre Dietrîch.
„trôst der Nibelunge, dâ vor behüete du dich.“

10 „Wie sol ich mich behüeten?“ sprach der künic hêr.
„Etzel uns boten sande (waz solde ich vrâgen mêr?)
daz wir zuo im solden rîten in daz lant:
ouch hât uns manec maere mîn swester Kriemhilt gesant.“

11 „Ich kan iu wol gerâten,“ sprach aber Hagene.
„bitet iu diu maere baz ze sagene
den hêrren Dietrîchen und sîne helde guot,
daz si iuch lâzen wizzen der vrouwen Kriemhilde muot.“

12 Dô giengen sundersprâchen die drî künege rîch,
Gunther unde Gêrnôt und ouch hêr Dietrîch.
„nû sag uns von Berne vil edel ritter guot,
wie dir sî gewizzen umbe der küniginne muot?“

13 Dô sprach der voget von Berne: „waz sol ich iu sagen?
ich hoere alle morgen weinen unde klagen
mit jâmerlîchen sinnen daz Etzeln wîp
dem rîchen gote von himele des starken Sîvrides lîp.“

14 „Ez ist et unerwendet,“ sprach der küene man,
Volkêr der videlaere, „daz wir vernomen hân.
wir suln ze hove rîten und suln lâzen sehen,
waz uns snellen degenen müge zen Hiunen geschehen.“

15 Die küenen Burgunden hin ze hove riten:
si kômen hêrlîche nâch ir landes siten.
dô wundert dâ zen Hiunen vil manegen küenen man
umb Hagenen von Tronje, wie der waere getân.

16 Durch daz man seite maere (des was im genuoc),
daz er von Niederlanden Sîvriden sluoc,
sterkest aller recken, vroun Kriemhilde man,
des wart michel vrâgen ze hove nâch Hagenen getân.

17 Der held was wol gewahsen, daz ist al wâr:
grôz was er zen brüsten, gemischet was sîn hâr
mit einer grîsen varwe, diu bein wâren im lanc,
eislîch sîn gesiune, er hête hêrlîchen ganc.

18 Dô hiez man herbergen die Burgunden man.
Gunthers gesinde wart gesundert dan:
daz riet diu küniginne, diu im vil hazzes truoc.
dâ von man sît die knehte an der herberge sluoc.

19 Dancwart, Hagenen bruoder, der was marschalch:
der künec im sîn gesinde vlîziclîche bevalch,
daz er ir wol pflaege unde in gaebe genuoc.
der helt von Burgunden in allen holden willen truoc.

20 Kriemhilt diu schoene mit ir gesinde gie
dâ si die Nibelunge mit valschem muote empfie.
si kuste Gîselheren und nam in bî der hant,
daz sach von Tronje Hagene: den helm er vaster gebant.

21 „Nâch sus getânem gruoze,“ so sprach Hagene,
mügen sich verdenken snelle degene:
man grüezet sunderlîche die künege unde ir man.
wir haben niht guoter reise zuo dirre hôchzît getân.“

22 Si sprach: „nû sît willekomen, swem iuch gerne siht.
durch iuwer selbes vriuntschaft grüeze ich iuch niht. [Rîn,
saget, waz ir mir bringet von Wormez über
dar umbe ir mir sô grôze soldet willekomen sîn.“ [Hagene,
23 „Waz sint disiu maere,“ sprach dô
„daz iu gâbe solden bringen degene?
ich wesse iuch wol sô rîche, ob ich mich baz verstân,
daz ich iu mîner gâbe her ze lande niht gevüeret hân.“
24 „Nû sult ir mich der maere mêre wizzen lân.
hort der Nibelunge war habet ir den getân?
der was doch mîn eigen (daz ist iu wol bekant):
den soldet ir mir bringen in daz Etzeln lant.“
25 „Entriuwen, mîn vrou Kriemhilt, des ist manec tac,
daz ich der Nibelunge hortes nie gepflac.
den hiezen mîne hêrren senken in den Rîn:
dâ muoz er waerlîche unz an daz jungiste sîn.“
26 Dô sprach diu küniginne: „ich hâns ouch wol gedâht.
ir habet mirs noch vil wênec her ze lande brâht, [pflac.
swie er mîn eigen waere und ich sîn wîlen
des hân ich zît vil swaere und manegen trûrigen tac.“
27 „Ich bringe iu den tiuvel,“ sprach Hagene.
ich hân an mînem schilde sô vil ze tragene
und an mîner brünne. mîn helm der ist lieht,
daz swert an mîner hende: des enbringe ich iu nieht.“
28 Dô sprach diu küniginne zen recken über al:
„man sol deheiniu wâfen tragen in den sal.
ir helde, ir sult mirs ûfgeben: ich wil si behalten lân.“
„entriuwen,“ sprach dô Hagene, „daz wirdet nimmer getân.
29 „Jâ ger ich niht der êren, vürsten tohter milt,
daz ir zen herbergen traget mînen schilt
und ander mîn gewaete: ir sit ein künigin.
daz lêrte mich mîn vater niht: ich wil selbe kameraere sîn.“
30 „Owê mîner leide,“ sprach vrou Kriemhilt [nen schilt
„war umbe wil mîn bruoder und Hagene sî-
niht lâzen behalten? si sint gewarnôt.
und wesse ich, wer daz taete, ich riete im immer sînen tôt.“
31 Des antwurte ir mit zorne der herre Dietrîch:
„ich binz, der hât gewarnet die edelen vürsten rîch
und Hagenen den küenen, den Burgunden man.
nû zuo, vâlandinne! du solt michs niht geniezen lân.“
32 Des schamte sich vil sêre daz Etzeln wîp:
si vorhte bitterlîche Dietrîches lîp.
si gie von im balde, daz si niht ensprach,
wan daz si swinde blicke an ir vîande sach.

Wie Gunther unde Hagene unde Kriemhilde wurden erslagen.

1 Dô nam der hêrre Dietrîch selbe sîn gewant: [brant.
im half, daz er sich wâfente, der alte Hilde-
dô klagete alsô sêre der kreftige man,
daz daz hûs erdiezen von sîner stimme began.
2 Dô gewan er aber widere rehten heldes muot. [guot:
in grimme wart gewâfent dô der degen
einen schilt vil vesten nam er an die hant.
si giengen balde danne er und meister Hildebrant.
3 Dô sprach von Tronje Hagene: „ich sihe dort her gân
den hêrren Dietrîchen: der wil uns bestân
nâch sînem starken leide, daz im hie ist geschehen.
man sol daz hiute kiesen, wem man des besten müge jehen.
4 Jane dunket sich von Berne der hêrre Dietrîch
nie sô starc des lîbes und sô gremlîch,
und wil erz an uns rechen, daz im ist getân,“
alsô redete Hagene, „ich getar in harte wol bestân.“ [brant.
5 Dise rede hôrte Dietrîch und Hildeer kom dâ er die recken beide stênde vant
ûzen an dem hûse geleinet an den sal.
sînen schilt den guoten sazte hêr Dietrîch ze tal.
6 In leitlîchen sorgen sprach hêr Dietrîch:
„wie habet ir sô geworben, Gunther künic rîch,
wider mich ellenden? waz hête ich iu getân?
alles mînes trôstes des bin ich eine bestân.
7 Iuch endûhte niht der volle an der grôzen nôt,
dô ir uns Rüedegêren den helt ersluoget tôt.
nû habet ir mir erbunnen aller mîner man.
jane hête ich iu helden sôlher leide niht getân. [leit:
8 Gedenket an iuch selben unde an iuwer
tôt der iuwer vriunde und ouch diu arbeit,
ob ez iu zieren recken beswârte iht den muot.
owê wie rehte unsanfte mir tôt der Rüedegêres tuot!

9 Ez geschach ze dirre werlde nie manne leider mêr.
ir gedâhtet übele an mîn und iuwer sêr.
swaz ich vreuden hête, diu ligt von iu erslagen.
ja enkan ich nimmer mêre die mîne mâge verklagen."

10 „Jane sî wir niht sô schuldic," sprach dô Hagene.
„ez giengen ze diseme hûse die iuwer degene
gewafent wol ze vlîze mit einer schar sô breit.
mich dunket, daz diu maere iu niht rehte sint geseit."

11 „Waz sol ich mêr gelouben? mir saget Hildebrant,
dô mîne recken gerten von Amelunge lant,
daz ir in Rüedegêren gaebet ûz dem sal,
dô bütet ir niwan spotten den mînen recken her ze tal."

12 Dô sprach der voget von Rîne: „si jâhen wolten tragen
Rüedegêr von hinne. den hiez ich in versagen
Etzeln ze leide und niht den dînen man,
unze daz dô Wolfhart dar umbe schelten began."

13 Dô sprach der helt von Berne: „ez muoste et alsô sîn.
Gunther, künic edele, durch die zühte dîn
ergetze mich der leide, diu mir von dir sint geschehen,
und süene ez, ritter küene, daz ich dir des mege gejehen.

14 Ergip dich mir ze gîsel, du und dîn man,
sô wil ich dich behüeten, so ich aller beste kan,
daz dir hie zen Hiunen nieman iht entuot.
du solt an mir niht vinden niwan triuwe und allez guot."

15 „Daz enwelle got von himele," sprach dô Hagene,
„daz sich dir ergaeben zwêne degene,
die noch sô werlîche gewâfent gein dir stênt,
und noch sô ledeclîche vor ir vîanden gênt."

16 „Ir sult ez niht versprechen," sô redete hêr Dietrîch,
„Gunther unde Hagene. ir beide habet mich
sô sêre beswaeret, daz herze und ouch den muot,
und welt ir michs ergetzen, daz irz vil billîche tuot.

17 Ich gibe iu mîne triuwe und sicherlîche hant,
daz ich mit iu widere heim rîte in iuwer lant.
ich geleite iuch nâch den êren, oder ich gelige tôt,
und wil durch iuch vergezzen der mînen groezlîchen nôt."

18 „Nû enmuotet sîn niht mêre," sprach aber Hagene.
„von uns entzimt daz maere niht wol ze sagene,
daz sich iu ergaeben zwên alsô küene man.
nû siht man bî iu nieman wan eine Hildebranden stân."

19 Dô sprach meister Hildebrant: „got weiz, hêr Hagene,
der iu den vride biutet mit iu ze tragene —
ez kumt noch an die stunde, daz ir in möhtet nemen.
die suone mînes hêrren mehtet ir iu lâzen zemen."

20 „Jâ naeme ich ê die suone," sprach aber Hagene,
„ê ich sô lasterlîche ûz einem gademe
vlühe, meister Hildebrant, als ir hie habet getân.
ich wânde ûf mîne triuwe, ir kundet baz gein vînden stân."

21 Des antwurte Hildebrant: „zwiu verwîzet ir mir daz?
nu wer was, der uf dem schilde vor dem Wasegen steine saz,
dô im von Spanje Walter sô vil der mâge sluoc?
ouch habet ir noch ze zeigen an iu selben genuoc."

22 Dô sprach der hêrre Dietrîch: „daz enzimt niht helde lîp,
daz si suln schelten sam diu alten wîp.
ich verbiute iu, meister Hildebrant, daz ir iht sprechet mêr.
mich ellenden recken twingent groezlîchiu sêr.

23 Lât hoeren," sprach hêr Dietrich, „recke Hagene,
„waz ir beide sprâchet, vil snelle degene,
dô ir mich gewâfent zuo iu sâhet gân.
ir jahet, daz ir eine mit strîte woldet mich bestân."

24 „Ja enlougent iu des niemen," sprach Hagen der degen,
„ich enwelle ez hie versuochen mit den starken slegen,
ez ensî, daz mir zebreste daz Nibelunges swert.
mir ist zorn, daz unser beider hie ze gîsel ist gegert."

25 Dô Dietrîch gehôrte den grimmen Hagenen muot,
den schilt vil balde zucte der snelle degen guot.
wie balde gein im Hagene von der stiegen spranc!
Niebelunges swert daz guote vil lûte ûf Dietrîch erklanc.

26 Dô wesse wol her Dietrîch, daz der küene man
vil grimmes muotes waere. schirmen im began
der hêrre von Berne vor angestlîchen slegen.
vil wol erkante er Hagenen den vil zierlîchen degen.

27 Ouch vorhte er Balmungen, ein wâfen starc genuoc.
under wîlen Dietrîch mit listen wider sluoc,
unze daz er Hagenen mit strîte doch betwanc.
er sluoc im eine wunden, diu was tief unde lanc.
28 Dô gedâhte der hêrre Dietrîch: „du bist in nôt erwigen:
ich hân es lüzel êre, solt du tôt vor mir geligen.
ich wil ez sus versuochen, ob ich ertwingen kan
dich mir ze einem gîsel.“ daz wart mit sorgen getân.
29 Den schilt liez er vallen. sîn sterke diu was grôz:
Hagenen von Tronje mit armen er beslôz.
des wart dô betwungen von im der küene man.
Gunther der edele dar umbe trûren began.
30 Hagenen bant dô Dietrîch und vuorte in dâ er vant
die edelen küniginne, und gab ir bî der hant
den küenesten recken, der ie swert getruoc.
nâch ir vil starkem leide dô wart sie vroelîch genuoc.
31 Vor liebe neic dem degene daz vil edele wîp:
„immer sî dir saelic dîn herze und ouch dîn lîp.
du hâst mich wol ergetzet aller mîner nôt.
daz sol ich immer dienen, mich ensûme der tôt.“
32 Dô sprach der hêrre Dietrîch: „ir sult in lân genesen,
edeliu küniginne. und mac daz noch gewesen:
wie wol er iuch ergetzet daz er iu hât getân!
er sol des niht engelten, daz ir in gebunden sehet stân.“
33 Dô hiez si Hagenen vüeren an sînen ungemach,
dâ er lac beslozzen und dâ in niemen sach.
Gunther der künic edele ruofen do began:
„war kom der helt von Berne? der hât mir leide getân.“
34 Dô gie im hin engegene der hêrre Dietrîch.
Guntheres ellen daz was vil lobelîch.
dô enbeit ouch er niht mêre: er lief her vür den sal.
von ir beider swerten huop sich ein groezlîcher schal.
35 Swie vil der hêrre Dietrîch lange was gelobet,
Gunther was sô sêre erzürnet unde ertobet:
wan er nâch starkem leide dô sîn vîent was:
man saget ez noch ze wunder, daz dô hêr Dietrîch genas.
36 Ir ellen unde ir sterke beide wâren grôz.
palas unde türne von ir slegen dôz,
dô si mit den swerten hiuwen ûf die helme guot.
ez hête der künic Gunther einer hêrlîchen muot.
37 Sît twanc in der von Berne, als Hagenen ê geschach.
daz Blut man durch die ringe dem helden vliezen sach
von einem starken swerte: daz truoc hêr Dietrîch.
dô hête gewert hêr Gunther nâch müede lobelîche sich.
38 Der hêrre wart gebunden von Dietrîches hant,
swie künege niene solten lîden solhiu bant.
er dâhte, ob er si lieze den künec und sînen man,
alle die si vunden, die müesten tôt vor in bestân.
39 Dietrîch von Berne der nam in bî der hant:
dô vuorte er in gebunden da er Kriemhilde vant.
si sprach: „willekomen, Gunther, ûz Burgunden lant.“
„nû lône iu got, Kriemhilt, ob mich iuwer triuwe des ermant.“
40 Er sprach: „ich solde iu nîgen, vil liebiu swester mîn,
ob iuwer grüezen mehte genaediclîcher sîn.
ich weiz iuch, küniginne, sô zornec gemuot,
daz ir mir und Hagenen vil swachez grüezen getuot.“
41 Dô sprach der held von Berne: „vil edeles küneges wîp!
ez enwart nie gîsel mêre sô guoter ritter lîp,
als ich iu, vrouwe hêre, an in gegeben hân.
nû sult ir die ellenden mîn vil wol geniezen lân.“
42 Si jach, si taete ez gerne. dô gie hêr Dietrîch
mit weinenden ougen von den helden lobelîch.
sît rach sich grimmiclîche daz Etzeln wîp:
den uzerwelten degenen nam si beiden den lîp.
43 Si lie si sunder ligen durch ir ungemach,
daz ir sît dewedere den andern nie gesach,
unz si ir bruoder houbet hin vür Hagenen truoc.
der Kriemhilde râche an in beiden genuoc.
44 Dô gie diu küniginne dâ si Hagenen sach.
wie rehte vîntlîche si zuo dem recken sprach:
„welt ir mir geben widere daz ir mir habet genomen,
sô meget ir noch wol lebende heim zen Burgunden komen.“
45 Dô sprach der grimme Hagene: „diu bete ist gar verlorn,
vil edeliu küniginne. jâ hân ich des gesworn,

daz ich den hort iht zeige die wîle, daz si leben,
deheiner mîner hêrren, so enwirt er nieman gegeben."

46 „Ich bringe ez an ein ende," so sprach daz edele wîp.
dô hiez si ir bruoder nemen dâ den lîp.
man sluog im abe daz houbet: bî hâre si ez truoc [genuoc.
vür den helt von Tronje. do wart im leide

47 Alsô der ungemuote sînes hêrren houbet sach,
wider Kriemhilde dô der recke sprach:
„du hâst ez nâch dînem willen ze einem ende brâht,
und ist ouch rehte ergangen als ich mir hête gedâht.

48 Nû ist von Burgunden der edele künic tôt,
Gîselher der junge und ouch Gêrnôt.
den schaz weiz nû nieman wan got unde mîn:
er sol dich vâlandinne immer gar verholn sîn."

49 Si sprach: „sô habet ir übele geltes mich gewert.
sô wil ich doch behalten daz Sîvrides swert.
daz truoc mîn holder vriedel, dô ich in jungist sach,
an dem mir herzen leide vor allem leide geschach."

50 Si zôch ez von der scheide: daz kunde et niht erwern.
dô dâhte si den recken des lebenes behern.
si huob ez mit ir handen, daz houbet si im abesluoc. [genuoc.
daz sach der künic Etzel: dô was im leide

51 „Wâfen," sprach der vürste, „wie ist nû tôt gelegen
von eines wîbes handen der aller beste degen,
der ie kom ze sturme oder ie schilt getruoc.
swie vînt aber ich im waere, ez ist mir leide genuoc."

52 Dô sprach der alte Hildebrant: „ja geniuzet si es niht,
daz si in slahen torste. swaz halt mir geschiht, [nôt,
swie er mich selben brâhte in angestlîche
jedoch sô wil ich rechen des küenen Tronjaeres tôt."

53 Hildebrant der alte ze Kriemhilde spranc:
er sluoc der küniginne einen swertes swanc.
jâ tete ir diu sorge von Hildebrande wê.
waz mahte si gehelfen, daz si vil groezlîche schrê? [lîp.

54 Dô was gelegen über al dâ der veigen
ze stucken was gehouwen dô daz edele wîp.
Dietrîch und Etzel weinen dô began:
si klageten inneclîche beidiu mâge unde man.

55 Diu vil michel êre was dâ gelegen tôt.
die liute hêten alle jâmer unde nôt. [zit,
mit leide was verendet des küneges hôch
als ie diu liebe leide ze aller jungiste gît.

56 Ich enkan iu niht bescheiden, waz sider dâ geschach:
wan ritter unde vrouwen weinen man dâ sach, [tôt.
dar zuo die edelen knehte ir lieben vriunde
hie hât daz maere ein ende: diz ist der Nibelunge nôt.

Gudrun,

etwa im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts gedichtet, nächst dem Nibelungenliede das bedeutendste Product der volksthümlichen Epik. — Inhalt: Der erste Theil behandelt die Jugendgeschichte Hagen's, der als Kind von einem Greifen geraubt wurde, und sich mit der Königstochter Hilde aus Indien vermählt, die gleichfalls von einem Greifen entführt ist. Im zweiten Theil wirbt Hettel, König der Hegelingen, um Hagen's Tochter, die ebenfalls Hilde heißt, durch drei Boten: Wate, Frut und Horant, deren letzterer die Braut durch seinen Gesang für seinen Herrn gewinnt und entführt. Im dritten Theil, der Hauptmasse des Gedichts, werden die Schicksale Gudruns, der Tochter Hettel's und der Hilde, besungen. Verlobt mit Herwig, dem Königssohne von Seeland, wird sie von Hartmut, dem Sohne des Normannenkönigs Ludwig, geraubt und an dessen Hof gebracht. Da sie sich weigert, ihn zu heirathen, muß sie von seiner Mutter Gerlinde die härtesten Mißhandlungen erdulden und dreizehn Jahre lang niedrige Hausdienste verrichten. Einst stand sie, mit der Reinigung der Wäsche beschäftigt, barfuß im Schnee am Meeresufer, da erschienen Herwig und ihr Bruder Ortwin mit einer Flotte, aber nicht, um sie heimlich zu entführen, sondern durch offenen Kampf zu ergreifen. Ludwig fällt durch Herwig's Hand, Gerlinde wird von Wate erschlagen. Das Gedicht schließt mit einer Versöhnung der Streitenden und einer dreifachen Heirath: Herwig wird mit Gudrun, Ortwin mit Hartmut's Schwester Ortrun, und Hartmut mit Hildeburg, der treuen Leidensgefährtin Gudruns, vermählt.

Wie suoze Hôrant sanc.

1 Daz kom an einem âbent daz in sô gelanc,
daz von Tenemarke der küene degen sanc
mit sô hêrlîcher stimme, daz ez wol gevallen
muose al den liuten. dâ von gesweic der vogellîne schallen.

2 Daz hôrte der künic gerne und alle sîne
man, [gewan.
dâ von der Tene Hôrant der vreude vil
ouch hete ez wol gehoeret diu alte küniginne.
ez erhal ir durch daz venster, dâ sî was ge-
sezzen an der zinne.
3 Dô sprach diu schoene Hilde: „waz hân
ich vernomen?
diu aller beste wîse ist in mîn ôren komen,
die ich ze dirre welte von ieman hân er-
vunden.
daz wolte got von himele, daz sî mîne ka-
meraere kunden.“
4 Sî hiez ir den gewinnen, der sô schône
sanc. [danc,
dô sî sach den recken, si sagete ims grôzen
daz ir der âbent waere mit vreuden hin ge-
gangen.
von vroun Hilden wîben wart der helt wol
enpfangen.
5 Dô sprach diu küniginne: „ir sult uns
hoeren lân
die wîse, die ich hînte von iu vernomen hân.
daz gebet mir ze einer gâbe ze allen âbunden,
daz ich iuch hoere singen, sô wirt iwer lôn
wol ervunden.“
6 „Vrowe, ob irs geruochet, welt ir mirs
sagen danc,
ich singe iu ze allen zîten alsô guotez sanc,
swer ez rehte erhoeret, daz im sîn leit ver-
swindet
und minnert gar sîn sorgen, der mîne süeze
wîse rehte ervindet.“
7 Er sprach, er diente ir gerne. dâ mite
schiet er dan.
sîn singen alsô grôzez lôn ze Irlant gewan,
daz man im nie dâ heime gelônte alsô verre.
alsô diente Hetelen ûz Tenemarke der herre.
8 Dô sich diu naht verendet und ez be-
gunde tagen,
Hôrant begunde singen, daz dâ bî in den
hagen
geswigen alle vogele von sînem süezen sange.
die liute, die dâ sliefen, die enlâgen dô niht
lange.
9 Sîn lût erklang im schône, ie hôher
unde ie baz.
Hagene ez selbe hôrte: bî sînem wîbe er saz.
ûz der kemenâten muostens in die zinne.
der gast wart wol berâten. ez hôrte ez diu
junge küniginne.
10 Des wilden Hagenen tohter und ouch
ir magedîn
die sâzen unde loseten, daz diu vogellîn
vergâzen ir doene ûf dem hove vrône.
wol hôrten ouch die helde, daz der von Te-
nemarke sanc sô schône.
11 Dô wart im gedanket von wîben und
von man.
dô sprach von Tene Fruote: „mîn neve
möhtes lân
sîn ungevüege doene, die ich in hoere singen.
wem mac er ze dienste als ungevüege tage-
wîse bringen?“
12 Dô sprâchen Hagenen helde: „herre,
lât vernemen.
nieman lebet sô siecher, im möhte wol ge-
zemen
hoeren sîne stimme, diu gêt ûz sînem munde.“
„daz wolte got von himele,“ sprach der künec,
„daz ich sî selbe kunde.“
13 Dô er drî doene sunder vol gesanc
alle, die ez hôrten, dûhte ez niht sô lanc.
sî haetens waerlîche niht einer hende wîle,
obe er solte singen, daz einer möhte rîten
tûsent mîle.
14 Dô er nû hete gesungen und er von
sedele gie,
die junge küniginne vroelîcher nie
wider morgen wart gekleidet mit liehtem ir
gewande.
diu junge maget edele nâch ir vater Hage-
nen sî dô sande.
15 Der herre gie balde dâ er die maget vant
in trûreclîcher wîse. dô was der magede hant
an ir vater kinne. si bat in vil sêre.
si sprach: „liebez vaterlîn, heiz in hie ze
hove singen mêre.“
16 Er sprach: „liebiu tohter, ze âbendes
stunt
wolte er dir dienen, ich gaebe im tûsent pfunt.
nû sint sô hôchvertic die geste mîne,
daz uns niht wol erklingen hie ze hove die
doene sîne.“
17 Swaz si gebieten kunde, der künic
dannen gie.
dô vleiz sich aber der wîse Hôrant, daz er nie
gesanc sô ritterlîche. die siechen zuo den
gesunden
sich niht mit ir sinnen dannen wol geschei
den kunden. [stên.
18 Diu tier in dem walde ir weide liezen
die würme, die dâ solten in dem grase gên,
die vische, die dâ solten in dem wâge vliezen,
die liezen ir geverte. jâ kunde er sîner
vuoge wol geniezen.
19 Swaz er dâ dienen mohte, daz dûhte
nieman lanc. [sanc.
sich minnerte in koeren dâ von der pfaffen
die glocken niht klungen sô wol alsam ê.
allez, daz in hôrte, dem was nâch Hôrande wê.

Wie Gûdrûn wart ir kunft kunt getân.

1 Nû swîgen wir der degene. ich wil iuch
lân vernemen,
die wol mit vreuden wæren, wie den daz
mac gezemen,
daz sî müezen waschen in dem vremeden
lande.
Gûdrûn unde Hildeburc die wuoschen alle
zît ûf einem sande.

2 Ez was in einer vasten umb einen mitten tach.
ein vogel kam gevlozzen. Gûdrûn dô sprach:
„owê vogel schoene, du erbarmest mir sô sêre,
daz dû sô vil gevliuzest ûf diseme vluote,“ sprach diu maget hêre.

3 Dô sprach der vogel schoene: „dû mâht dich wol versehen,
maget vil ellende: dir sol grôz liep geschehen.
wilt dû mich vrâgen von dîner mâge lande,
ich bin ein bote der dînen, wan mich got ze trôste dir here sande.“

4 Dô sprach diu gotes arme: „sît Krist dich hât gesant
uns vil ellenden ze trôste in dize lant,
dû solt mich lâzen hoeren, bote nû vil guoter:
lebet noch inder Hilde? diu was der armen Gûdrûnen muoter.“

5 Dô sprach der vil hêre: „ich wil dir verjehen.
Hilden dîne muoter hân ich gesunt gesehen,
dô sî dir her daz groezest vrumte her ze lande,
daz witewe oder künne durch lieber vriunde willen ie gesande.“

6 Dô sprach diu maget edele: „bote dû vil hêr,
lâ dich des niht verdriezen, ich wil dich vragen mêr.
lebet noch indert Ortwîn, der künec von Nortlande,
und Herwîc mîn vriedel? diu maere ich harte gerne erkande.“

7 Dô sprach der vogel schoene: „daz tuon ich dir wol kunt.
Ortwîn unde Herwîc die sint wol gesunt.
die sach ich in den ünden ûf des meres muoder.
die ellenthaften degene zugen vil gelîche an einem ruoder.“

8 Sî sprach: „sô hôrte ich gerne, hâst dû daz vernommen,
sol von Tenemarke Hôrant here komen
mit den sînen helden, die mich in sorgen liezen?
den weiz ich als biderben, daz ich armiu sin wol möhte geniezen.“

9 „Dir kumt von Tenemarke Hôrant der neve dîn
ûf urliuge starke er und die recken sîn.
er sol das Hilden zeichen tragen in sînen handen,
sô die Hegelinge koment zuo den Hartmuotes landen.“

10 Dô sprach aber Gûdrûn: „kanst dû mir gesagen,
lebet noch Wate von Stürmen? sô wolte ich niht klagen.
des vreuten wir uns alle, swenne daz geschaehe,
daz ich ouch Fruoten den alten bî mîner muoter zeichen gesaehe.“

11 Dô sprach aber der bote: „dir kumt in dize lant [hant
Wate von den Stürmen. der hât an sîner
ein starkez stiurruoder in einem kiel bî Fruoten.
bezzer vriunde deheiner darftu niht bî urliuge muoten.“

12 Dô muoste von in scheiden der bote vil hêr.
die ellenden vrouwen vrâgten dô niht mêr.
jâ was in mit gedanken liep unde swaere,
die in dâ helfen solten, wâ daz vil werde ingesinde waere.

Wie Herwîc unde Ortwîn wieder zuo dem here kômen.

1 Nû hoeren wir ein maere, des hab wir niht vernomen.
Ortwîn unde Herwîc wâren nû balde komen
dâ sî ir recken vunden noch ûf dem wilden sande. [linge lande.
dô liefen in engegene die helde ûz Hege-

2 Die boten si wol enpfiengen und bâten in daz sagen, [dagen.
waz sî maere braehten: sî soltens niht ver-
Ortwîn den küenen, den man darumbe sande,
sî vrâgten: „lebet noch Gûdrûn in des künic Ludewîges lande?“

3 Dô sprach der ritter edele: „ich mag iu niht gesagen
allen besunder: jâ muoz ich iuch verdagen,
unz unser beste vriunde bî mir gestênt vil nâhen:
sô lâze wir iuch hoeren, swaz wir vor Hartmuotes bürge sâhen.“

4 Dô sagete manz den helden: der kam ein michel kraft.
dô wurdens umbestanden mit grozer ritterschaft.
dô sprach der degen Ortwîn: „nû bringe ich iu maere,
möhte ez sich gevüegen, der ich mit mînem vriunde gerne enbaere.

5 Nû hoeret michel wunder, daz ist hie geschehen.
Gûdrûn mîne swester die hân ich gesehen
unde Hildeburgen die maget ûz Irrîche.“
dô er in daz sagete, dô heten êz vür lüge sumelîche.

6 Dô sprâchen sumelîche: „den spot mugt ir wol lân,
wan wir nâch ir gesinnet nû lange zîte hân,
wie wir sî wider braehten von Ludewîges lande.
Ortwîn und sîne degene die sint noch ûf schaden unde schande.“

7 „Nû vrâget Herwîgen, der hât sî ouch gesehen
und alsô, daz uns kunde leider niht geschehen.
nû gedenket, all ir mâge, ob uns daz sî dehein schande:
wir vunden Gûdrûnen und Hildeburgen waschen ûf dem sande.“

8 Dô weinten alle mâge, die man dâ sach.
Wate der vil alte zorneclîche sprach:
„ir gebâret alle wîben vil gelîche,
ir enwizzet, war umbe. jâ stêt ez helden niht lobelîche.

9 Welt ir Gûdrûnen helfen ûz der nôt,
sô sult ir nâch der wîze diu kleider machen rôt,
diu dâ habent gewaschen ir vil wîze hende.
dâ mite sult ir ir dienen, sô mac sî komen ûz ir ellende.“

10 Dô sprach von Tene Fruote: „wie viengen wir daz an,
daz wir ze ir lande koemen, ê Ludewîges man,
und Hartmuotes helde ervunden disiu maere,
daz Hilden ingesinde bî in in Ormanîe waere?“

11 Dô sprach Wate der alte: „da kan ich râten wol. [ich sol,
ich getrowe in vor der halde gedienen als
gelebe ich die zîte, daz ich in kum sô nâhen.
ir helde, ir sult ez hie rûmen, und sult gegen Ormanîe gâhen.

12 Der luft ist sô heiter. sô rîche und sô breit
der mâne schînet hînte: des bin ich gemeit.
nû gâhet von dem sande, ir tiurlichen helde,
ê ez tage morgen, daz wir sîn ze Ludewîges selde.“ [Waten rât,

13 Sî wurden harte unmüezic durch den
e sî zen schiffen braehten ir ros unde ir wât.
sî îlten, swaz sî mohten, des nahtes zuo dem lande.
ê daz ez tagen begunde, sî wâren vor der bürge ûf dem sande.

14 Wate der bat swîgen daz here über al,
daz sî sich sanfte legten ûf den griez ze tal.
den wazzermüeden helden den wart daz erloubet:
sî strakten nider die schilde. dar ûf legten sumelîche ir houbet.

15 „Swer an dem morgen vrüeje gerne welle gesigen,“
sprach Wate der alte, „der sol sich niht verligen.
jâ hân wir dirre verte erbiten harte kûme.
sô wir den morgen kiesen, daz iuch recken ihtes iht danne sûme.

16 Und wil iuch warnen mêre: ûf und ouch ze tal
swer sô hoere diezen mînes hornes schal,
daz der sich sâ ze stunde rihte gên dem strîte,
künde ich iu den morgen, daz iwer deheiner dâ niht lenger bîte.

17 Dô ich ander stunt geblâse, des sult ir niht lân,
iu ensî gesatelet. ze rosse sult ir gân
und stêt dâ bî reite, unz ich den tag erkiese,
ze rehter sturmes zîte daz nieman dâ sîn arbeit verliese.“

18 Sî jâhen, daz siz gerne taeten swaz er geriet. [schiet
waz er dâ schoener vrouwen von ir vriunden
mit verchtiefen wunden in den herten strîten!
sî warten al gemeine niewan gên des tages zîten.

19 „Sô ich drî stunt geblâse, ir lieben vriunde nûn,
sô sult ir wol gewâfent ûf den rossen sîn.
dannoch sult ir degene mîn gerne bîten,
unz ir mich sehet gewâpent nâch der schoenen Hilden zeichen rîten.“

20 Dô legten sich die müeden ûf den wert ze tal.
sî wâren dâ vil nâhen vor Ludewîges sal.
swie ez bî der naht waere, den sâhen sî doch alle.
die stolzen helde maere lâgen dâ mit wênegem schalle. [gân.

21 Nû was der morgensterne hôch ûf ge-
dô kam ein maget schoene in ein venster gestân. [solte,
sî spehete, wanne ez waere daz ez tagen
dô mite sî grôze miete an vroun Gûdrûnen dienen wolte.

22 Dô kôs diu maget edele ein teil des morgens schîn, [sîn,
und gên des wazzers brehene, als ez solte
sach sî liuhten helme und vil der liehten schilde.
diu burc was besezzen: von gewaefen lûhte al daz gevilde. [vant:

23 Dô gienc sî hin widere dâ sî ir vrowen
„wachet, maget edele! allez dize lant
und disiu burc veste mit vînden ist besezzen.
unser vriunt dâ heime habent unser armen niht vergezzen.“

24 Gûdrûn diu hêre ûz dem bette spranc:
gâch was ir in daz venster. sî saget der meide danc
dirre boteschefte. dâ von wart sî riche.
von ir grôzen swaere sî goumte nâch ir vriunden vlîziclîche.

25 Dô sach sî rîche segele wagen ûf dem sê.
dô sprach diu maget edele: „nû ist mir êrste wê. [gewan!
owê ich gotes armiu, daz ich ie den lîep
man siht hie hiute sterben manegen waetlîchen man.“

26 Dô sî daz geredete, daz liut noch meiste slief.
Ludwîges wahtaere krefticlîchen rief:
„wol ûf, ir stolzen recken! wâfen here wâfen!
ir küene von Ormanîe, jâ waene ich ir ze lange habet geslâfen.“

27 Dize erhôrte Gêrlint, Ludewîges wîp.
dô liez sî ligen slâfen des alten küneges lip.
dô gâht sî harte balde selbe in eine zinne.
dô sach sî vil der geste. unmâzen leit was dô der tiuvelinne.

28 Sî îlte hin widere dâ sî den künic vant.
„wachâ, herre Ludewîc! dîn burg und ouch dîn lant
daz ist umbemûret von gesten ungehiure.
daz lachen Gûdrûnen koufent dîne recken hiute tiure.“

29 „Swîget,“ sprach dô Ludewîc, „ich wil sî selbe sehen.
wir müezens alles erbîten, swaz uns nû mac geschehen.“
dô gieng er harte snelle in sîn palas schouwen.
er hete des tages geste, den er übele mohte getrouwen.

30 Dô sach er vanen breite vor sîner bürge wagen.
dô sprach der künic Ludewîc: „ja sul wir ez sagen [rîne
mîme sune Hartmuote. ez sint lîhte pilgeund ligent hie durch koufen vor der stat und vor der bürge inne.“

31 Man wakte Hartmuoten. do ez im wart geseit,
dô sprach der degen guote: „lât iu niht wesen leit. [landen.
ich erkenne vürsten zeichen wol in zweinzic
ich waene, daz die vînde wellen rechen an uns ir alten anden.“

Der Riese Sigenot.

Der Riese Sigenot begegnet in einem Walde dem auf Abenteuer ausgezogenen Dietrich, besiegt ihn und wirft ihn in einen mit bösen Würmern gefüllten Thurm. Auch Hildebrand wird von Sigenot bezwungen, schlägt aber später mit Dietrich's Schwerte dem Feinde das Haupt ab, und befreit dann, mit Hülfe eines Zwerges, Dietrich aus seiner Haft, worauf beide Helden heimkehren.

Eingang.

1 Woltent ir herren nû gedagen,
ich wolt iu vroem diu maere sagen
von grôzer ungeferte
daz her Dietrich nie meit,
von Bern vil mengen strît er streit
und daz in got ernerte
dô kund ez niemer sin ergan.
Er reit dik eine von Berne
durch menge ungefuegen tan,
daz mugt ir hoeren gerne;
liep und leid im dâ geschach.
er sluoc vil mengen degen tôt,
darnâch er Ecken stach.

2 Ein schilt den vuort er vor der hant,
dô vant er einen wîgant
slafent in dem walde,
der was der allerkuonste man,
der daz leben ie gewan.
dô erbeist der degen balde,
als er in verrost sach zehant,
sîn huot im sere glaste,
sînen voln er sere bant
ze eines boumes aste,
als er in unter ougen sach,
er wacht in hart unsanfte,
des uns daz maere iach.

3 Als in der rise ane sach
daz wort er zorneclîchen sprach:
dû bist der Bernaere,
dû vûerst den arn von lewen keln.

* * *

daz ist mir harte swaere.
dîn uibermuot ist grôz an mir,
des hân ich ser engolten;
rich ich mînen neven an dir,
des bin ich unbescholden.
ich sag dir junger degen eben
und gib dirs mîne truewe,
ez kostet dich dîn leben. [man,

4 Her Dietrich sprach zuo dem küenen
„helt, dû solt mich rîten lan,
des hast eht iemer êre.
vund ich dich slafent alle tag,
daz wort ich dir benamen sag,
ich gewact dich niemermêre;
daz dû mîn vîant woltest sîn,
daz wiz ich niht ze ware;
nû sprichest dû hast gehüetet mîn
vil dik in disem jare.
strîtes soltû mich erlân.“
dô sprach der rise küene,
„zwâr daz mac niht ergân.“

5 Die stang er dâ ze handen nam
und sluoc den wunder küenen man,
den edeln vogt von Berne
ein alsô creftiolîchen slac,
daz er dâ vor im nider lac.
daz mugt ir hoeren gerne,
wie dem helde dâ gelanc
dem küenen Bernaere.
Ez geschach im sunder sînen danc
und was im harte swaere.
er hât dem tôt ergeben sich,
wan in der rise küene
truoc harte cresteclîch.

Ecken Ausfahrt.

Ecke, ein riesiger Held, der in Köln, der Hauptstadt des Landes Gripiar (Agrippina) saß, zieht aus, den hochgepriesenen Dietrich zu suchen und zu bekämpfen. Nach mancherlei Fahrten begegnet er ihm, und wird in wiederholten Kämpfen von ihm bezwungen und getödtet. Dietrich hat hierauf, wegen Eckens Tod, noch mehrere schwere Kämpfe zu bestehen, kehrt aber endlich (wie aus der spätern Umarbeitung des Gedichts durch Caspar von der Roen erhellt) siegreich nach Bern zurück.

Ecke sucht den kühnen Dietrich.

(Strophe 36 — 43, aus F. H. von der Hagen's Heldenbuch, Leipz. 1855.)

36 Hiemitte hat' er irz verseit.
urloup nam er zer schoenen meit
da harte minnekliche.
Die drig' künegin beliben hie,
ze fuoze er von dannan gie,
hin liuf der ellentriche;
Alsam ein lebart, in den walt,
sach man in wite springen,
den heln man horte mänikvalt
wider uz dem walt erklingen,
reht alsam ein glogge wær' erschalt:
swa in ein aste geruorte, mit klang er im daz galt.

37 Der don in daz gebirge gie
schellende dort und hie,
waz er des wildes erschrahte
Jetwederhalb hin in den walt!
der vogel' stim wart mänigvalt,
do er sie so erwahte.
Der schilt, den er zem arme truok
wolt' klingens nie geswigen,
vogel' und(e) tier genuog
diu haton zuo den stigen
und sch[o]uton si(n) wol swinde vart:
sus im von wilden tieren vil nach gekaphet wart.

38 Von vogeln wart ob im ein schal,
den walt den l(i)uf er hin ze tal,
er kam uf eine geriute,
An ein vil eng gebuwen lant,
einen einsidelen er vant,
den vragt er, als ich tiute,
Ob im iht kundig möhte sin,
wie ver noch waer' ze Berne.
„triuwen," sprach er, „herre min,
daz sag' ich iu vil gerne.
ir sont talank al hie bestan:
dar sin noch zwelf mile, dar mugent ir niht gegan."

39 Diu naht begund im gesigen an,
herr Egge sprach: „ich wil hie bestan,
die naht unz an den morgen."
In 'weiz, gab im sin wirt genuog,
swaz er des sinen dar getruog,
daz tet er gar mit sorgen.
Wie dikke er ob dem tische sprach:
„wirt, bist iht dik ze Berne?
des landes togt ich nie gesach,
den saeh' ich harte gerne." —
„herre, ich was nähtint spate da,
do sach ich in da heime, er ist niht anderswa." —

40 „Wirt, du hast mir genuog gegeben,
und sol ich keine wile leben,
ich danke dir der maere,
Und ouch der handelunge din,
daz hab' du uf die triuwe min,
und vind' ich den Bernaere,
Daz ist von dinen schulden komen,
und vind' ich da den veigen."
hie mit wart urloup da genomen,
den stik bat er im zeigen.
„nu beitent unz ez werde tak."
er sprach: „mich twinget min herze, daz ich niht slafen mak."

41 Vor dem tac so schiet er dan,
er kam uf ein getriben ban,
diu truog in hin ze Berne;
Die langen naht geruowet er nie,
des morgens in die stat er gie,
den bu den sach er gerne.
Swa er hin in den strazan gie,
daz liut begund' in fliehen
uf die türn', nu merkent, wie:
si gesan nie man so schiehen.
daz hort' man im ze Berne jehen,
er moht' von rehter wilde zen fuezen niht gesehen.

42 Do gab in der straze schin
ietwederhalp diu brünne sin,
als ob (si) entzündet waere,
Reht alsam ein gluensende gluot,
luht' im sin schilt und ouch sin huot.
do sprach sich ein Bernaere:
„Ja, herre, wer ist jener man,
der dort stat in dem fiure?
er treit so liehten harnasch an,
und ist so ungehiure:
und stat er keine wile da,
die guoten stat ze Berne verbrennet er ie sa."

43 Lute rief der ellentrich':
„wa ist von Bern her Dieterich?
den han ich vil gesuochet.
Won mich hant vruowan uz gesant,
und han erftrichen vrömdiu lant
nach (im), ob ers geruochet.
Si sint rich, schoen' und edel genuok,
des lat iuch niht verdriezen.
si saehen gern, si sint so kluok,
er möht ir wol geniezen.
ich wart nie mere vrouwan bot': [durch got."
ich han durch si geloufen noch mere, dan

Die Schlacht vor Ravenna.

Dietrich, von seinem Oheim **Ermenrich** aus seinem väterlichen Reiche vertrieben, findet bei **Etzel** freundliche Aufnahme. Er zieht gegen Ermenrich, von Etzel's zwei Söhnen begleitet, für deren Sicherheit er sich verbürgt. Er übergibt sie dem tapfern **Ilsan** zur Obhut. Sie entfernen sich aber von diesem und werden von dem starken **Witege** erschlagen, der von Dietrich abgefallen und zu Ermenrich übergetreten ist. Unterdessen besiegt Dietrich den Ermenrich vor Ravenna in elftägiger Schlacht. Witege entflieht seiner Rache. Seine tiefe Trauer um Etzel's Söhne. Auf **Rüdiger's** Fürsprache erhält Dietrich die Verzeihung Etzel's und seiner Gemahlin **Helche**.

Dietrich's Rückkehr zu Etzel.

(Schluß des Gedichts.)

1134 Nach grôzer herzen swaere
wart (her) Dietrîch hôch gemuot.
Hie mit disem mære
reit (gegen Hiunen) der rekke guot;
Hin z' Etzelburk sicherlîchen
brâht Ruedegêr den herren Dietrîchen.
1135 Hie kômen mit schalle,
bêde, jung und alt,
Die Etzeln rekken alle,
sie enphiehen den helt balt,
Uf den sal gie (her) Dietrîche:
dô gruozt' in trâge Etzel der rîche.
1136 Dietrîch bôt sîn houpt nidere
Etzeln ûf den vuoz.
Daz erbarmte [vroun] Helken sidere.
in ir grôzen unmuoz'
Begunden si weinen sêre:
siu moht' die barmunge an gesehen niht mêre.
1137 Der herre Dietrîche
zuo Etzelen dô sprach:
„Edel künik rîche,
rich an mir dîn ungemach
Und dîn lieb' süne beide,
von mînem leben dû mich ie zuo scheide.“
1138 Etzele in ûf zukte,
sprechen er began,
An sich er in drukte:
„swaz dû mir leides hâst getân,
Des solt dû haben hulde:
jâ gib' ich dir an mîn(en) kinden deheine schulde!“ —
1139 „Genâde, lieber hêrre!“
sprach her Dietrîch.
„Dîn triuwe sich ich (nû) verre,
dû tuost an mir küniglîch,
Nu geloube mir diu maere,
ich gelige (danne) tôt, oder ich gerich dîn swaere.“
1140 Hie mit gewan hulde
der herre Dietrîch;
Sie vergâben ihm sîn schulde,
Etzel und diu künigin(ne) rîch.
Vrô wart der Bernaere.
hie mit hât ein ende ditze maere.

Hug- und Wolfdietrich.

Hugdietrich, König von Constantinopel, gewinnt, als Jungfrau verkleidet, die Gunst der schönen **Hildburg**, der Tochter des Königs **Walgunt** von Salnek (Solonichi), und zeugt mit ihr den **Wolfdietrich**, der, ausgesetzt, von einer Wölfin in ihre Höhle getragen und später dort aufgefunden wird. Hugdietrich heirathet Hildburg und erhält von ihr noch zwei Söhne, die nach seinem Tode Wolfdietrich als unebenbürtig vertreiben. Nach vielfachen Abenteuern heirathete er (wie wir jedoch nur aus der spätern Bearbeitung der Sage durch Caspar von der Roen wissen) Ortnit's Wittwe, kehrte in die Heimath zurück, nahm seine Brüder gefangen, und zog sich zuletzt in ein Kloster zurück, wo er noch mit den Geistern der von ihm Erschlagenen kämpfte.

Wolfdietrich wird bei den Wölfen gefunden.

1 Des morgens welt der künic jagen, als er pflac;
dô gesach er gânde den wolf bî einem hac;
dô wart daz gejegde ûf den wolf gelân:
si jagten in ze walde, der den schaden hete getân. [daz hol
2 Er vlôch gên dem berge zen jungen in
(der alten wâren zwêne, als ich iuch bescheiden sol):
dô was nieman sô küene, der dar în wolte gân. [wolve hân.“
dô sprach künic Walgunt: „Ich muoz die
3 Ritter unde knehte muosten sêre graben
unde vor dem berge michel arbeit haben,
biz man die alten zwêne in dem loche erstach, [ersach.
und ouch daz kleine kindel mit ougen dâ
4 Nû die alten zwêne dâ wâren gelegen tôt,
hin în slouf ein jegere, her vür er si bôt,
und ouch die vier jungen: ir mohten ni mê gesîn; [kindelîn.
dô er her ûz wolt scheiden, dô weinte daz
5 Er truog ez zuo dem liehte, schouwen erz began:
er sach mit sînen ougen nie kint sô wunnesam.

„Schouwe von Salnecke künic Walgunt!
ich hân alhie vunden einen rîchen vunt.
6 Nu luoge, künic rîche, wie ein kindelîn!
Ich gloub, daz in der werlte kein schoenerz mac gesîn.“
In daz hol si giengen und suochten ouch daz wîp,
ob die wolve haeten genomen ir den lîp.
7 Dô man dâ der vrouwen in dem berc niht vant,
vor des küniges ougen man daz kint ûf bant:
si sâhen dô wol alle, daz ez êrst war geborn.
„Du muost mich iemer riuwen, soltu sîn verlorn!“
8 Swaz sol sîn oder werden, daz muoz ouch geschehen.
Nu mac man dize wunder an künige wol spehen:
sîn vaterlîchiu triuwe in dar zuo betwanc,
daz er daz beste gewaete um daz kindelîn swanc.
9 Ern wolt ez nieman lâzen, er nam ez selbe an den arn.
„Wir sullen vrôlîche gên Salnecke varn.“
Rittern unde knehten erz dô niht bevilt:
si vuorten gên Salnecke daz kint und ouch daz wilt.

II. Lyrisches.

Der von Kürenberg,

um 1150, wahrscheinlich aus der Burg Kürenberg bei Kinzingen im Breisgau stammend. Seine Gedichte tragen, was Form und Anschauung betrifft, noch ein volksthümliches Gepräge, so daß er kaum zu den höfischen, ritterlichen Dichtern gezählt werden kann.

Der Falke.

1 Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr;
dô ich in gezamete, als ich in wolte han,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe unt fluoc in anderiu lant.
2 Sît sach ich den valken schône vliegen:
er vuorte an sînem vuoze sîdîne riemen,
unt was im sîn gevidere al rôt guldîn:
Got sende si zesamene, die geliep wellen gerne sîn!

Dietmar von Aist,

um 1150 aus dem Thurgau (nach Andern aus Oesterreich). In seinen Gedichten tritt noch der volksthümliche Charakter hervor.

Der Falke.

Ez stuont ein vrouwe aleine
unt warte uber heide,
unt warte ir liebes;
sô gesach si valken vliegen.
„Sô wol dir, valke, daz du bist!
du vliugest, swar dir lieb ist,
du erkiusest dir in dem walde
einen boum, der dir gevalle;
alsô hân ouch ih getân:
ih erkôs mir selben einen man,
den erwelten mîniu ougen;
daz nîdent schône vrouwen:
owê, wan lânt si mir mîn liep?
jo engerte ih ir dekeiner trûtes niet!“
Sô wol dir, sumerwunne!
daz gevogel sanc ist gesunde,
alse ist der linden ir loup,
jâr lanc truobent mir ouh
mîniu wol stênden ougen.
mîn trût, du solt dih glouben
anderre wîbe,
wan, helt, die soltu mîden.
dô du mih êrste sâhe,
dô duhte ih dih ze ware
so rehte minneclîche getân;
des man ih dih, lieber man!“

Spervogel,

wahrscheinlich um 1150, unbekannt woher, bürgerlichen Stammes (die Manessische Sammlung nennt ihn „Meister"). Seine Gedichte größtentheils voll kernhafter Lebensweisheit; auch religiöse Lieder.

Ermuthigung.

Ez zimt wol helden, daz si vrô nâch leide sîn:
kein ungelücke wart nie sô grôz, dâ enwaere bî
ein heil; des süln wir uns versehen,
uns mac wol vrum nâch schaden geschehen:
wir haben verlorn ein veigez guot, vil stolze helde, enruochet,
dar ümbe süln wir niht verzagen, ez wirt noch baz versuochet.

Der Frauen schönstes Kleid.

Treit ein reine wîp niht guoter kleider an,
sô kleidet doch ir tugent, als ich mich kan enstân,
daz si vil wol geblüomet stât,
alsô diu liehte sunne ûf gât,
diu gegen den morgen schînet vruo, sô lûter unde reine;
swie vil ein valsche kleider treit, doch sint ir êre kleine.

Osterlied.

Krist sich ze marterenne gap,
er liez sich legen in ein grap;
daz tet er dur die goteheit;
dâ mit lôst er die Kristenheit
von der heizen helle.
er getuot ez niemer mêr;
dâr an gedenke, swer sô der welle.
An dem ôsterlîchem tage
dô stuont sich Krist ûz dem grabe,
Künic aller Keiser,
vater aller weisen,
sîne hantgetât er lôste.
in die helle schein ein lieht;
dô kom er sînen kinden ze trôsten.

Gotteslob.

Wurze des waldes
und erze des goldes
und elliu apgrunde
diu sint dir, hêrre, kunde,
diu stênt in dîner hende;
allez himeleschez her
daz enmöhte dich niht volloben an ein ende.

Heinrich von Veldeke,

(Siehe oben Seite 41.)

Minnelied.

Tristan muose sunder danc
stæte sîn der küniginne,
Wan in der poisûn dar zuo twanc
mêre, dan diu kraft der minne.
Des sol mir diu guote danc
wizzen, daz ich solchen tranc
nie genam und ich si doch minne
baz, danne er; unt mac daz sîn
wol getâne,
valsches âne
lâ mich wesen dîn
unde bis dû mîn!

Winterlied.

Sît diu sunne ir liehten schîn
gegen der kelte hât geneiget,
Und diu kleinen vogellîn
al ir sanges sint gesweiget,
Trûric ist daz herze mîn:
ich wæne, ez wil nû winter sîn,
der uns sîne kraft erzeiget
an dien bluomen, die man siht
in liehter varwe
erblichen garwe:
dâ von mir beschiht
leit, und anders niht.

Die Alten und die Jungen.

Man seit al vür wâr
manic jâr,
Diu wîp hazzen grâwez hâr;
daz ist mir swâr:
Und ist ir misse prîs,
die lieber hât ir amîs
tump, danne wîs.

Dest mê, noch dest min,
daz ich grâ bin:
Ich hazze an wîben kranken sin,
daz si niuwez zin
Nement vür altez golt:
si jehent, si sîn den jungen holt
durh ungedolt.

Heinrich von Morungen,

um 1200, wahrscheinlich vom sächsischen Stamme der Morungen (dessen Burg bei Göttingen am Flüßchen Mor lag).

Der Beglückte.

1 In sô hoher swebender wunne
sô gestuont mîn herze an frouden nie:
Ich var, alse ich fliegen kunne,
mit gedanken iemer umbe sie,
Sît daz mich ir trôst enphie,
der mir dur die sêle mîn
mitten in daz herze gie.

2 Swaz ich wunneclîches schouwe;
daz spil gegen der wunne, die ich hân:
Luft und erde, walt und ouwe
sulnt die zît der froude mîn enphân.
Mir ist kom ein hügender wân
unde ein wunneclîcher trôst,
des mîn muot sol hôhe stân.

3 Wol dem wunneclîchen maere,
daz so suoze dur mîn ôre erklanc,
Und der sanfte tuonder swaere,
diu mit frouden in mîn herze sanc;
Dâ von mir ein wunne entspranc,
diu vor liebe, alsam ein tou,
mir ûz von den ougen dranc.

4 Saelic sî diu suoze stunde,
saelic sî diu zît, der werde tac,
Dô daz wort gie von ir munde,
daz dem herzen mîn sô nâhe lac,
Daz mîn lîp von froude erschrac,
unde enweiz von liebe joch,
waz ich von ir sprechen mac.

Reinmar der Alte,

um 1190, lebte längere Zeit an dem Hofe Herzogs Leopold VI. von Oesterreich.

Lenz und Liebe.

1 Dô ich daz grüene loup ersach,
dô liez ich vil der swære mîn.
Von einem weibe mir geschach,
daz ich muoz iemer mêre sîn
Vil wunneclîchen wol gemuot;
ez sol mich allez dunken guot,
swaz si mir tuot.

2 Ich sach vil wunneclîchen stân
diu heide mit den bluomen rôt.
Der viol, der ist wol getân;
des hât diu nahtegal ir nôt
Wol überwunden, diu si twanc;
zergangen ist der winter lanc;
ich hôrte ir sanc.

3 Si schiet von sorgen mînen lîp,
daz ich deheine swære hân;
Wan âne si vier tûsent wîp
dien hetens alle niht getân.
Ir güete wendet miniu leit;
ich hân si mir ze vriunde bereit,
swaz ieman seit.

Klage um Leopold VI. von Oesterreich.

1 Si jehent, der sumer der sî hie,
diu wunne, diu sî komen,
unt daz ich mich wol gehabe als ê;
Nû ratent unde sprechent wie:
der tôt hât mir benomen,
daz ich niemer überwinde mê.
Waz bedarf ich wunneclîcher zît,
sît aller vröuden hêrre, Liupolt, in der erde lît,
den ich nie tac getrûren sach.
ez hât diu werlt an im verlorn,
daz ir an manne nie
sô jæmerlîcher schade geschach.

2 Mir armen wîbe was ze wol,
swenne ich gedahte an in,
unt wie mîn heil an sîme lîbe lac.
Sît ich des nû niht haben sol,
des gât mit jâmer hin,
swaz ich iemer nû geleben mac.
Mîner wunnen spiegel, der ist verlorn,
den ich mir hete ze sumerlîcher ougenweide erkorn,

des muoz ich leider âne sîn.
dô man mir seite, er waere tôt,
ze hant viel mir daz bluot
von dem herzen ûf die sêle mîn.
3 Die vröude mir verboten hât
mîns lieben hêrren tôt,
alsô daz ich ir mêr enberen sol.
Sît des nû niht mac werden rât,
in ringe mit der nôt,
daz mir mîn klagendez herze ist jâmers vol.
Diu in iemer weinet, daz bin ich:
wan er vil sælic man, jô trôste er wol ze lebene mich.
der ist nû hin: waz töhte ich hie?
wis im genædic, hêrre Got!
wan tugenthafter gast
kam in dîn gesinde nie.

Walther von der Vogelweide,

um 1200 (etwa zwischen 1170 — 1230), vermuthlich aus der Schweiz (Thurgau, nach Andern aus Oesterreich) stammend, hielt sich viel in Wien auf, führte längere Zeit ein wanderndes Leben, war auch am thüringischen Hofe, stand in näherem Verhältnisse zu Kaiser Friedrich II., der ihm ein kleines Lehen gab, scheint auch an einem Kreuzzuge Theil genommen zu haben. Er starb in Würzburg. — Walther nimmt unter den Minnesängern durch Schönheit und Mannigfaltigkeit der Form, durch Reichthum und Kraft der Ideen und die Tüchtigkeit der Gesinnung den ersten Platz ein. Besonders bemerkenswerth sind seine politischen Lieder, in denen er auf Seiten des Kaisers gegen den Papst stehend erscheint.

Der winter.

1 Uns hât der winter geschadet über al:
heide unde walt sint beide nû val,
dâ manic stimme vil sûoze inne hal.
sæhe ich die megde an der strâze den bal
werfen, so kæme uns der vogele schal.
2 Möhte ich verslâfen des winters zît!
wache ich die wîle, sô hân ich sîn nît,
daz sîn gewalt ist sô breit und sô wît.
weizgot er lât ouch dem meien den strît:
sô liese ich bluomen, dâ rife nû lît.

Des meien wunder.

1 Sô die bluomen ûs dem grase dringent,
same si lachen gegen der spilden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
Und diu kleinen vögellîn wol singent
in ir besten wîse die si kunnen,
waz wünne mac sich dâ gelichen zuo?
Es ist wol halb ein himelriche.
suln wir sprechen waz sich deme geliche,
sö sage ich, waz mir dike baz
in mînen ougen hât getân,
und taete ouch noch, gesæhe ich daz.
2 Swâ ein edeliu schœne frowe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,
dur kurzewîle zuo vil liuten gât,
Hovelîchen hôhgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênic under stunden,
alsam der sunne gegen den sternen stât:
Der meie bringe uns al sin wunder,
waz ist dâ sô wünneclîches under,
als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâzen alle bluomen stân,
und kapfen an daz werde wîp.
3 Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen,
gên wir zuo des meien hôhgezîte!
der ist mit aller sîner krefte komen.
Seht an in und seht an schœne frouwen,
wederz ir daz ander überstrîte;
das bezzer spil, ob ich daz hân genomen.
Owê der mich dâ wellen hieze,
deich daz eine dur daz ander lieze,
wie rehte schier ich danne kür!
hêr Meie, ir müezet merze sîn,
ê ich mîn frowen dâ verlür.

Der troum.

1 Do der sumer komen was,
und die bluomen dur daz gras
wünneclîchen sprungen,
aldâ die vogele sungen,
dar kom ich gegangen
an einen anger langen,
Da ein lûter brunne entspranc:
vor dem walde was sîn ganc,
dâ diu nahtegale sanc.
2 Uf dem anger stuont ein boum,
dâ getroumde mir ein troum.
ich was zuo dem brunnen
gegangen von der sunnen,
daz diu linde mære
den küelen schaten bære.
Bî dem brunnen ich gesaz,
miner swære ich gar vergaz,
schier entslief ich umbe daz.
3 Dô bedûhte mich zehant,
wie mir dienten elliu lant,

wie mîn sêle wære
ze himel âne swære,
und wie der lîp solte
gebâren swie er wolte.
Dâ ne was mir niender wê.
gôt der waldes, swiez ergê:
schœner troum enwart nie mê.
4 Gerne slief ich iemer dâ,
wan ein unsæligiu krâ
diu begonde schrîen.
daz alle krâ gedîen
als ich in des günne!
si nam mir michel wünne.
Von ir schrîenne ich erschrac:
wan daz dâ niht steines lac,
sô wær ez ir suontac.
5 Wan ein wunderaltes wîp
diu getrôste mir den lîp:
die begond ich eiden.
nû hât si mir bescheiden
waz der troum bediute;
das hœret, lieben liute:
Zwên und einer daz sint drî;
dannoch seit si mir dâ bî,
daz mîn dûme ein vinger sî.

Der sich selber twinget.

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen unt disen?
Daz tuot jener der sich selber twinget
und alliu sîniu lit in huote bringet
ûz der wilde in stæter zühte habe.
geligeniu zuht und schame vor gesten
mugen wol eine wîle erglesten:
der schîn nimt drâte ûf unt abe.

Versagen bezzer danne liegen.

Swelch hêrre nieman niht versaget,
der ist an gebender kunst verschraget,
der muoz iemer nôtic sîn ald triegen.
zehen versagen sint bezzer danne ein liegen.
geheize minre unde grüeze baz,
well er ze rehte umb êre sorgen.
swes er niht müge ûz geborgen
noch selbe enhabe, versage doch daz.

Kindes zuht.

1 Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten:
den man zêren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.
Dem ist ein wort als ein slac,
den man zêren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten.

2 Hüetent iuwer zungen:
daz zimt wol dien jungen.
stôz den rigel für die tür,
lâ kein bœse wort dar für.
Lâ kein bœse wort dar für,
stôz den rigel für die tür:
daz zimt wol dien jungen.
hüetent iuwer zungen.
3 Hüetent iuwer ougen
offenbâr und tougen:
lânt si guote sîte spehen
und die bœsen übersehen.
Und die bœsen übersehen
lânt si, guote sîte spehen
offenbâr und tougen:
hüetent iuwer ougen.
4 Hüetent wol der ôren,
oder ir sint tôren.
lânt ir bœsiu wort dar in,
daz gunêret iu den sin.
Daz gunêret iu den sin,
lânt ir bœsiu wort dar in,
oder ir sint tôren.
hüetent wol der ôren.
5 Hüetent wol der drîer
leider alze frîer.
zungen, ougen, ôren sint
dike schalchaft, zêren blint.
Dike schalchaft, zêren blint
zungen, ougen, ôren sint.
leider alze frîer
hüetent wol der drîer.

Tiuschiu zuht.

1 Ir sult sprechen willekomen:
der iu mære bringet, daz bin ich.
Allez daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.
Ich wil aber miete:
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte, daz iu sanfte tuot.
seht waz man mir êren biete.
2 Ich will tiuschen frowen sagen
solhiu mære, daz si deste baz
Al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuon ich daz.
Waz wold ich ze lône?
si sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege und bite si nihtes mêr,
wan daz si mich grüezen schône.
3 Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
Uebel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

4 Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an Ungerlant
Sô mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
Kan ich rehte schouwen
guot gelâz unt lîp, [wîp
sem mir got, sô swüere ich wol daz hie diu
bezzer sint danne ander frouwen.

5 Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
Swer si schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil, [vil:
der sol komen in unser lant: da ist wünne
lange müeze ich leben dar inne!

Fride unde reht ligent dar nider.

(Nach dem Tode Heinrich's VI., gest. 28. Sept. 1197.)

Ich saz ûf eime steine,
und dahte bein mit beine,
dar ûf sazt ich den ellenbogen:
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange,
dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer werlte solte leben:
deheinen rât kond ich gegeben,
Wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe.
diu zwei sint êre und varnde guot,
daz dicke ein ander schaden tuot:
das dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde:
die wolte ich gerne in einen schrîn.
jâ leider desn mac niht gesîn,
Daz guot und weltlich êre
und gotes hulde mêre
zesamene in ein herze komen.
stîg unde wege sint in benomen,
untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze.
fride unde reht sint sêre wunt:
diu driu enhabent geleites niht, diu zwei enwerden ê gesunt.

Philippe, setze den weisen ûf.

(März 1198.)

Ich hôrte ein wazzer diezen
und sach die vische fliezen,
ich sach swaz in der werlte was,
velt, walt, loup, rôr unde gras.
swaz kriuchet unde fliuget
unde bein zer erde biuget,
daz sach ich, unde sage iu daz:
der keiner lebet âne haz.
Daz wilt und daz gewürme
die strîtent starke stürme;
sam tuont die vogel under in,
wan daz si habent einen sin:
si dûhten sich ze nihte,
si enschüefen starc gerihte.
Si kiesent künege unde reht,
si setzent hêrren unde knecht.
Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât!
bekêre dich, bekêre!
die cirkel sint ze hêre;
die armen künege dringent dich:
Philippe, setze en weisen ûf, und heiz si treten hinder sich.

Neidhard,

(Nithart), ein höchst fruchtbarer Lyriker, wahrscheinlich aus Baiern stammend (Grimm hält ihn für einen Oesterreicher), war in Baiern ansässig (Dorf Riuwenthal, Reuenthal), nahm an einem Kreuzzuge Theil, verlor gegen 1230 die Gunst des Herzogs von Baiern, und wandte sich nach Oesterreich, wo er vom Herzog Friedrich II. freundlich aufgenommen wurde, starb in Wien, wo sein Grab in der Stephanskirche sich befindet. Er begründete die höfische Dorfpoesie, welche die Freude und Lust des Landvolks den höfischen Kreisen singt, und einen scharfen Gegensatz zur Sentimentalität der eigentlichen Minnelieder bildet. Ihre Derbheit artet nicht selten in Plattheit aus. Nithart hat indeß auch eigentliche Minnelieder gedichtet.

Frühlingslieder.

I.

1 Uf dem berge und in dem tal
hœrt man aber der vogele schal;
hiure als ê
siht man klê;
rûm ez, winder! du tuost wê.

2 Die buome, die dâ stuonden grîs,
die habent alle grüenez rîs,
vogele vol;
daz tuot wol,
dâ von nimt der mei den zol.

II.

1 Nû ist der küele winder gar zergangen;
diu naht ist kurz, der tac beginnet langen;
sich hebet ein wünneclîchiu zît,
diu alder werlde vreude gît;
baz gesungen nie die vogele ê noch sît.
2 Komen ist uns ein liehtiu ougenweide;
man siht der rôsen wunder ûf der heide,
die bluomen dringent durch daz gras;
wie schône ein wise getouwet was,
dâ mir mîn geselle zeinem kranze las.

III.

1 Der walt stuont alle grîse
vor snê und ouch vor îse,
der ist in liehter varwe gar;
nemt sîn war,
stolziu kint,
und reiet, da die bluomen sint!
2 Uf manigem grüenem rîse
hôrt ich süeze wîse
singen kleiniu vogellîn,
bluomen schîn
ich dâ vant;
heide hât ir lieht gewant.
3 Ich bin holt dem meien,
dar inne sach ich reien
mîn liep under der linden schat;
manic blat
ir dâ wac
für der heizen sunne tac.

Reinmar von Zweter,

um 1250 blühend, in den Rheinlanden geboren, in Oesterreich aufgewachsen, lebte längere Zeit in Böhmen, besuchte aber auch als wandernder Sänger verschiedene Länder und Höfe, scheint gegen 1270 gestorben zu sein. — Außer zwei größern Gedichten hat er nur Sprüche verfaßt, sämmtlich in derselben Strophenform (s. die beiden Proben), aber von großer Mannigfaltigkeit des Inhalts.

Daz bœste vleisch.

Daz bœste vleisch, daz ie getruoc
wolf oder hunt in sînem munde, daz was bœse genuoc;
des bœsen menschen zunge ist bœser vil; sô wê in, die si tragen!
Mit worten krenket si den luft,
und senket jene, die si tragent, in der helle gruft.
knierûnen, lugelosen, meinswern, spotten, smeichen, vluoch bejagen,
Das kan diu bœze zunge und dannoch mêre.
si enzündet schande unt leschet hoves êre;
si snabelsnellet ûf die besten
das bœste, daz si vinden kan.
diu werlt nie bœser vleisch gewan;
des müezen sich die maden an ir mesten!

Diu reine zunge.

Diu reine zunge ist alsô guot,
daz si Gote mit den worten sanfte in sînen ôren tuot;
si sûenet unt samnet vriunt, unt leschet mangen swæren zorn.
Wol im, der si behûset hât,
und ouch dem herzen, daz der zungen schenket solhen rât!
er sî, swes kint er welle, ich wil in haben vür edel unt wol geborn.
Diu reine zunge lât sich niht ermieten,
die miete kan sich niemen angebieten,
daz si sich zuntriuwen valde.
diu reine zunge erwerben kan
guot wîp ze vriunde und werden man;
er sælic munt, der reiner zungen walde!

Ulrich von Lichtenstein,

aus einem steiermärkischen Geschlechte, geboren um 1200, führte ein höchst abenteuerliches Leben, welches er in einem erzählenden Gedicht, Frauendienst (1255) betitelt, dargestellt hat. Im Jahre 1268 bei einem von König Ottokar in Breslau veranstalteten Feste des Hochverraths angeklagt, mußte er ein halbes Jahr in Böhmen in Haft zubringen. Er starb um 1275. Seine sämmtlichen Minnelieder hat er in den „Frauendienst“ eingeflochten, welches Werk, obwohl ohne großen poetischen Werth, in sofern wichtig ist, als es die Schattenseiten des Minnedienstes klar erkennen läßt. Außerdem verfaßte er ein didaktisches Gedicht „Itwitz (Vorwurf, Spott) oder der Frauen Buch“ (1257).

Aus dem Frauendienst.

1 Den guoten wîben sî genigen
von mir, swie si mich doch verzigen
nâch dienest ofte ir lônes hânt.
her, waz si tugent doch begânt!
der werlde heil gar in stât,
ich wæn, Got niht sô guotes hât,

als ein guot wîp. daz ist alsô:
des stât ir lop von schulden hô.

2 Man muoz mirs jehen, wan ez ist wâr,
daz wîbes güete niemen gar
volloben an ein ende mac;
ir lop sich breitet als der tac.
wô endet sich der sunnen schîn?
swer mir daz ûf die triuwe sîn
kan gesagen, dem muoz ich jehen,
daz er vil verre hab gesehen.

3 Ir schîn durchliuhtet elliu lant;
dâ von ist mir vil unbekant
ir schînes sprunc, ir schînes ort.
sich endent sanfter elliu wort,
und swindent lihter elliu jâr,
ê daz der wîbe güete gar
und ouch ir hôhiu werdekeit
mit worten werde gar volseit.

4 Wie sol man des vol ze ende komen,
des ende nimmer wirt vernomen,
und daz für wâr niht endes hât?
Alsô diu werlt nû gar zergât,
dannoch ist der wîbe brîs
ze himel und in paradîs;
dâ von mîn sin und mîn gedanc
in lop ze sprechen ist ze kranc.

5 Wîp sint reine, wîp sint guot,
wîp sint schœne und wol gemuot,
wîp sint guot für senediu leit,
wîp die füegent werdekeit,
wîp die machent werden man.
wol im, der daz verdienen kan,
daz si im bietent vriundes gruoz!
dem wirt vil maneger sorgen puoz.

6 Wîp sint hôher sælden rîch;
den engeln nie niht sô gelîch
wart, alsam ir schœner lîp.
ein tugentrîche reine wîp,
diu sich vor wandel hât behuot,
diu hât für wâr wol engels muot!
ir lîp hât ouch wol engels schîn;
daz nim ich ûf die triuwe mîn.

7 Nach diesem lob sô heb ich an
ein mære, als ich beste kan;
in Gotes namen ich ez hebe,
unt wünsche des, daz er iu gebe
gein mir sô zühterîchen muot,
daz ez iuch alle dunke guot;
sô wirt mîn arbeit niht verlorn.
ich hab daz liegen dran versworn.

Konrad von Würzburg.

(Siehe oben Seite 53.)

Minnelied.

1 Jar lanc wil diu linde
vom winde
sich velwen,
Diu sich vor dem walde
ze balde
kan selwen;
Trûren ûf der heide
mit leide
man üebet;
sus hât mir diu minne
die sinne
betrüebet.

2 Mich hânt sende wunden
gebunden
ze sorgen;
Die muoz ich von schulden
nû dulden
verborgen.
Diu mit spilnden ougen
vil tougen
mich sêret,
diu hat min leit niuwe
mit riuwe
gemêret.

3 Genâde, vrouwe reine,
du meine,
mich armen!
Lâ dich mînen smerzen
von herzen
erbarmen!
Mîn gemüete enbinde
geswinde
von leide!
ûz der minne viure
dîn stiure
mich scheide!

Winterlied.

(Nur eine Strophe, als Probe, wie weit die Spielerei mit Reimen ging.)

1 Gar bar lît
wît walt kalt,
snê wê tuot;
gluot sî bî mir.
Gras was ê,
klê spranc blanc,
bluot guot schein;
ein hac pflac ir.

Schœne dœne klungen
jungen liuten, triuten
inne minne mêrte;
sunder wunder bære
swære wilden bilden
heide, weide rêrte,
dô vrô sâzen die
der ger lâzen spil wil hie.

Aus der goldenen Schmiede.

(Eingang.)

Ei künd ich wol enmitten
in mînes herzen smitten
getihte ûz golde smelzen
und liehten sin gevelzen
von karfunkel schône drîn,
dir hôhiu himelkeiserîn,
sô wold ich dîner wirde ganz
ein lop durchliuhtic unde glanz
dar ûz vil harte gerne smiden.
nû bin ich an der künste lîden
sô meisterlîchen niht bereit,
daz ich nach dîner werdekeit
der zungen hamer künne slahen
oder mînen munt alsô getwahen,
daz er ze dînem prîse tüge,
ob immer ûf ze berge vlüge
mîn rede alsam ein adelar,
dîn lop enkünd ich nimmer gar
mit sprüchen überhœhen u. s. w.

Der Meißner,

ohne Zweifel aus Meißen, zwischen 1260 und 1280 blühend, zu den wandernden Sängern gehörig. — In seinen Gedichten zeigt sich die Hineigung zum Didaktischen.

Die Zunge.*)

Sô unreine noch sô arc wart nie kein spinne, [versinne,
sô giftic, sô valsch, sô unnütze, alsô ich mich
sô diu boese zunge des menschen ist.
Sie liuget, triuget, smeichet, manigen mort sie stiftet, [giftet;
ir untriuwe, ir lüppikeit alle gift über-
vervluochet unt verwâsen ist ir list.
Sô ist diu guote dâ bî sô guot, daz man ir muoz lobes bekennen,
sie sliuzet zuo die helle unt tuot den himel ûf, alliu dinc kan sie nennen,
sie hât wunsches gewalt gegen Gotes barmunge, [guote zunge;
unde aller sælden segen, sô guot ist diu
des muoz sie Got gewern ân alle vrist.

Meister Johannes Hadlaub,

aus Zürich, um 1290 blühend. — Seine Minnelieder gehören theils der ritterlichen Minnedichtung, theils der durch Nithart angebahnten höfischen Dorfpoesie an.

Die breiten Hüte.

Der sîte ist in Oesterrîch
unminnenklîch,
daz schoene frouwen
tragent alle hüete breit;
Wan ir minnenklîchen var
mag man gar
selten geschouwen,
sos ir hüet hânt ûfgeleit.
Manigen wær diu zît gar unverdrozzen,
sæch man dicker ir wengelîn
und ir liehten ougen schîn.
wan wæren die hüet geflozzen
Tuonowe ab, sô möhte ez sîn!

*) Vergleiche oben die Lieder von Reinmar von Zweter.

Heinrich Frauenlob,

geboren zu Meißen um 1260, begab sich früh auf die Wanderschaft (nach Dänemark, Rügen, Brandenburg, Böhmen, Baiern, Kärnthen 2c.), lebte später zu Mainz, wo er den 30. November 1318 starb, und von Frauen zu Grabe getragen wurde. Der Sage nach soll er dort die erste Meistersängerschule gestiftet haben. — Er war ein sehr fruchtbarer Dichter: Lieder, Leiche, Sprüche.

Lob der Frauen.

Ich spriche ez wol ûf mînen eit,
daz in der werlde doch niht ist,
Daz alle sorge und allez leit
vertiuwern müge mit süezer list
Baz, denne ein rein, trût, sælic wîp.
Ahi! wie wolgemuot ein man
muoz sin, swenn si in lachet an!
den spiegel heiz ich leitvertrîp.

An die Frauen.

Ir hôhen vrouwen, reine wîp,
ich han daz reht, daz ich iu sage:
Waz mac getiuren iuwern lîp
ie baz unt baz von tage zu tage,
Wan daz ein von der andern niht
mit willen hoere ein swachez wort?
Beschützet hie und decket dort,
daz ist ein süeze zuoversiht.

Priameln.

Swer zeiget kunst, dâ man ir niht erkennet,
swer ungezemtiu jungiu ros unkunde vürte rennet,
swer lange krieget wider reht,
swer vil verstolnes koufet,
Swer vil mit nâchgebûren sich gebâget,
swer ungewizzenlîchen gar die ungezogenen vrâget,
swer streichet dicke vremden hunt,
swer alte juden toufet,
Swer dienet, dâ man sîn niht gert,
swer sich mit lügen wil machen wert,
swer spotten wil der alten,
swer ûf die verre vriunt sich sêre fîdet,
swer sîn getriuwe sælic wîp durch valsche minne mîdet,
sol dem ez allez wol ergân,
dez muoz gelücke walten.

Barthel Regenbogen,

von unbekannter Heimath, ein Schmied, Zeitgenosse Frauenlob's bei dem er sich lange in Mainz aufgehalten zu haben scheint. — Er hat in gewisser Hinsicht Aehnlichkeit mit Hans Sachs.

Macht des Berufs.

Ich Regenboge
ich was ein smit,
ûf hertem anebôz
gewan gar kümberlich mîn brôt.
armuot hât mich besezzen;
ez wart niht lenger ûf gezogen,
dar nâch gar schier greif ich ein anderz an.
Nach sanges gir
sô vuor ich wît;
het ich die rehten mâz,
an rîmen lit ich keine not,
die kan ich wol gemezzen,
daz sült ir al gelouben mir,
daz ich wil tihten als ein künstlic man.
Ez hât mich dick unt vil gerûwen, daz ich hân getân:
mir zæm ouch baz zwei hendlin wîz, dâ zuo ein müezic leben;
ie doch sô lâz ich niht dâ von,
sît sich mîn herz in solich kunst hât geben.

III. Didaktische Poesie.

Thomasin von Zirclärе,

wahrscheinlich aus dem Geschlecht der Circlaria in Friaul stammend, zu Otto's IV. und Friedrich's II. Zeiten lebend, schrieb um 1216 den „welschen Gast,“ ein didaktisches Gedicht, worin die staete (Beharrlichkeit) als Quelle der Tugenden und die unstaetekeit als Quelle der Laster dargestellt wird. Es enthält 14,752 Verse, ist aber bis jetzt nur in Bruchstücken veröffentlicht.

Der arme und der rîche.

(Der welsche Gast, Vers 2677 — 2697.)

Der arm hât müe und ouch der rîche,
ez ist allez geteilt gelîche.
derz wol mit sinne ersehen han,
jâ hât niht wirs der arme man.
dem armn ist wê mit der armuot,
dem rîchen ist wê mit sînem guot.
sol man mir iht, sô ist mir leit,

daz diu werunge ist niht bereit.
sol aber ich iht, sô ist mir swær,
daz ich nien hân wâ mit ich wer.
derz allez wol erahten wil,
si habent nâch gelîchez zil.
swer nien hât, dem nimt man niht,
dem rîchen man vil abe briht.
der rîche durch sîn eigen guot
muoz dicke haben trüeben muot,
urliuge, zorn und grôzen haz;
im wær der âne lihte baz.
der rîch durchz guot muoz vil vertragen;
wil erz ave vertragen niht,
leit im amme guote geschiht.

Der wîse man.

(V. 9001 — 9030.)

Der kan grammaticâ wol,
der rehte lebet, als er sol.
ob er niht rehte sprechen kan,
sô ist er doch ein wîse man.
der kan dialecticâ ze reht,
der an guoten dingen ist sleht,
und sich vor lugen hüeten kan,
daz er niht triege einn andern man.
der kan rhetoricâ garwe,
der mit der einvalte varwe
verwen sîne rede kan;
wizzet, daz er ist ein wîse man,
ob er ez tuot ân boesen list,
sô weiz ich daz er wîse ist.
der kan gêometrie wol,
der nimêre tuot danner sol,
und der niht minner ze tuon muot
danne er von rehte tuot.
swer arithmeticâ kunnen wil,
der sol âne zal harte vil
guotes tuon nâch sîner maht
beidiu tac unde naht.
der kan die musicâ ze reht,
der sîn leben sô machet sleht,
daz er machet sîner worte dône
mit den werken eben hellen schône.
ir solt wizzen, daz der man
wol astronomîe kan,
swer sich zieret mit der tugent
sterne an alter und an jugent.

Aus Freidank's Bescheidenheit.

Es ist noch unentschieden, ob Freidank ein wirklicher oder angenommener Name (Freidenker) sei; nach Einiger Vermuthung ist Walther von der Vogelweide der Verfasser. Der Dichter nahm an Friedrich's II. Kreuzzuge Theil und schrieb sein Werk um 1229. Bescheidenheit bezeichnete damals „Einsicht, Verständigkeit, richtige Beurtheilung der Dinge.“ Das Gedicht verbreitet sich in der Form von Sprüchen über die mannigfachsten Lebensverhältnisse.

Ich bin genant BESCHEIDENHEIT,
diu aller tugende krône treit.
Mich hât berihtet VRIDANC,
ein teil von sinnen, die sint kranc.

Von gote.

Gote dienen âne wanc
deist aller wîsheit anevanc. —
Swer umbe dise kurze zît
die êwigen vröude gît,
der hât sich selber gar betrogen
unt zimbert ûf den regenbogen. —
Swer die sêle wil bewarn,
der muoz sich selben lâzen varn. —
Swer got minnet als er sol,
des herze ist aller tugende vol. —
Swelch mensche lebt in gotes gebote,
in dem ist got, und er in gote. —
Gote ist niht verborgen vor,
er siht durch aller herzen tor. —
Wir suln mit allen sinnen
got vürhten unde minnen. —
Got hât allen dingen gebn
die mâze, wie si solten lebn. —
Die liute snîdent unde mænt
von rehte, als si den acker sænt. —
Ein iegelîcher lôn enpfât
dar nâch, als im sîn herze stât. —
Got hôrte Môyses gebet
daz er den munt nie ûf getet:
swes noch ein reine herze gert,
des wirt ez âne wort gewert. —
Got elliu dinc geschaffen hât
von nihte. swer die kraft verstât,
den dunket daz ein wunder niht,
das sît geschach unt noch geschiht. —
Swer mit Kriste wil bestân,
der muoz ouch kristen glouben hân.

Von der werlde.

Diu werlt gît uns allen
nâch honge bitter gallen. —
Zer werlde mac niht süezers sîn
dan ein wort, daz heizet mîn. —
Hiute liep, morne leit,
deist der werlde unstætikeit. —
Daz herze weinet manege stunt,

sô doch lachen muoz der munt. —
Swie grôz der werlde vröude sî,
da ist doch todes vorhte bî.

Von sünden.

Swer sünden buoze in alter spart,
der hât die sêl niht wol bewart. —
Swer næme sîner sünde war,
der verswige die vremden gar. —
Swer mit sünden sî geladen,
der sol in herze riuwe baden. —
Swie grôz sî iemens missetât,
got dannoch groezer gnade hât. —
Sô wazzer ûf ze berge gât,
sô mac des sünders werden rât:
ich mein so'z vliezet tougen
vonme herzen ûf zen ougen.

Von den wîsen unde tôren.

Ez enhât nieman wîsen muot
niuwan der gotes willen tuot. —
Sin selbes sin er mêret,
der wîsheit gerne lêret. —
Wîsheit michel elter ist
danne kunst und al der werlde list. —
Daz nieman wîsheit erben mac
noch kunst, daz ist ein grôzer slac. —
Die wîsen manegez irret,
daz tôren lützel wirret. —
Ich næme eins wîsen mannes muot
vür zweier rîcher tôren guot. —
Die wîsen kurzewîle hant,
sô si mit tôren umbe gant. —
Bî rede erkennich tôren,
den esel bî den ôren.
Swaz an den tôren wandels sî,
dâ bezzern sich die wîsen bî.
Wir gevallen alle uns selben wol,
dez ist daz lant der tôren vol. —
Swer wænet daz er wîse sî,
dem wont ein tôre nâhe bî.

Von der zungen.

Daz wirste lit, daz ieman treit,
deist diu zunge, sô man seit. —
Swaz wir übels hân vernomen,
deist meisteils von der zungen komen. —
Diu zunge reizet manegen zorn,
da lîp mit sêle wirt verlorn. —
Diu zunge reizet manege nôt,
die nieman wendet wan der tôt.
Diu zunge hât nehein bein,
unt brichet bein unde stein. —
Diu übele zunge scheiden kan
liebez wîp von lieben man. —
Vür schande wart nie bezzer list
dan der der zungen meister ist. —
Swâ diu zunge rehte tuot,
so ist nehein lit sô guot.

Der Winsbecke,

in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, oder spätestens um die Mitte desselben gedichtet, enthält Lehren eines Vaters an seinen Sohn, dem er zu einem frommen, tugendhaften und thätigen Leben Anweisung gibt. — Aehnlicher Art, ohne Zweifel eine Nachahmung des Winsbecke, ist die Winsbeckin, worin eine Mutter ihre Tochter Lebensweisheit lehrt.

Eingang.

1 Ein wîser man hêt einen suon,
der was im liep, als manger ist;
er wolt in lêren rehte tuon,
er sprach alsô: „mîn sun, dû bist
mir liep; ân allen valschen list
bin ich dir, sam dû selber dir;
so volge mir ze dirre vrist,
die wîle ich lebe: ez ist dir guot;
ob dich ein vremder ziehen sol,
du weist niht, wie er ist gemuot.
2 Sun, inneclîche minne Got,
sô enkan dir niemer missegân;
er hilfet dir ûz aller nôt.
nû sich der werlte goukel an,
wie si ir volger triegen kan,
und waz ir lôn ze jungest ist,
daz soltû sinneclîche verstân:
si wigt ze lône sündiu lôt;
swer ir ze willen dienen wil,
derst lîbes und der sêle tôt.
3 Sun, merke wie daz kerzen lieht,
die wîle ez brinnet, swindet gar;
geloube daz dir sam geschiht
von tage ze tage, ich sage dir war.
des nim in dînem sinne war,
unt rihte hie dîn leben alsô,
daz dort diu sêle wol gevar.
swie hôch an guote wirt dîn nam,
dir volget niht wan alsô vil
ein lînîn tuoch für dîne scham.
4 Sun, gip im, der dir hât gegeben
und aller gâbe hat gewalt;
er gît dir noch ein iemerleben
und ander gâbe manicvalt,

mê danne loubes hât der walt.
und wilt dû koufen disen hort,
in sînen hulden dich behalt,
unt sende guote boten vür,
die dir dort vahen wîten rûm,
ê daz der wirt verslahe die tür.
Sun, elliu wîsheit ist ein wiht,
diu herze sîn ertrahten kan,
hât man ze gote minne niht,
unt siht in niht mit vorhten an.
ez sprach hie vor ein wîser man,
daz dirre werlte wîsheit sî
vor gote ein tôrheit sunder wân,
dâ von sô rihte dînen sîn,
daz dû in sînen hulden lebest,
unt lâ dich aller dinge an in.

Der Stricker,

um 1235 blühend, ein Oesterreicher. — Außer didaktischen Gedichten („Die Welt," Sammlung von Beispielen oder Fabeln, Klage über den Verfall der Sitten u. A.), noch der Pfaffe Amis und eine Umarbeitung des Rolandsliedes.

Gleichniß.

Swelch boum des bluodes wunder birt,
dâ doch niht obezes ûfe wirt,
des blüen wirt schiere unmære.
Er glîchet dem lügenære,
der mêr geheizet, danne vil,
des er doch geben niht enwil.
Des boumes bluot und jenes geheiz,
daz ist mir rehte, als ich wol weiz.

Parabel.

Ein jæger fuor in einen walt,
dâ wârn die affen ungezalt:
dâ wold er jagen inne.
Dô sach er ein äffinne;
den hunden er vaste dar schrei.
Diu äffin het ir kinde zwei,
der was si einem vil holt;
an dem andern het si wol verdolt,
daz ez hindr ir bliben wære:
daz was ir gar unmære.
Si truoc daz liebe kint hin;
dô het daz leide den sin,
daz ez si umbe den hals gevienc
und ir sô vaste ane hienc,
daz siz ouch hin muoste tragen.
Dô begunde der jæger alsô jagen,
daz si im niht mohte entrinnen.
Des wart si vil wol innen
unt warf daz lieber kint von ir.
Daz wære ir wille und ir gir,
daz si von dem leiden wær entladen.
Daz machet ir vil grôzen schaden:
ez hienc ir an unz an die vart,
daz si dâ mite gevangen wart.
Nû hoeret unde merket mich,
waz dem jæger sî gelîch,
der die äffinne brâht in nôt:
daz ist der vil gewisse tôt,
der uns allen ist beschaffen:
der jaget vil mangen affen.
Nû merket diu kint beide,
daz liebe und daz leide.
Daz liebe kint ist werltlich guot,
des man sich müelich abe getuot;
daz hât mangr unz an den tac,
daz erz niht mêr gehaben mac.
Die sünde sint daz leide kint:
swie leit si doch den menschen sint,
si halsent sich sô vaste an in!
Sô erz guot muoz werfen hin,
und ez niht fürbaz bringen kan,
sô hangent im die sünde an,
unz in der tievel væhet.
Het er si ê versmæhet,
unt hete sich ir abe getân,
sô wurder manger nôt erlân.
Die affen sint junc oder alt:
ir aller muot ist sô gestalt,
daz si vrömde fröude borgent
unde selten rehte sorgent
umbe dehein künftige nôt:
daz ist vil manges affen tôt.

Ulrich Boner,

Predigermönch in Bern, häufig in Berner Urkunden von 1324 — 1349 erwähnt, hat 100 Fabeln und Erzählungen (bischafte) zu einem Ganzen unter dem Namen „Edelstein" zusammengestellt, um 1300.

Von einem tôrechten schuolpfaffen.

Von natiurlicher tôrheit.

Von einem ritter list man daz,
daz er in hôhen êren saz,
in rîchtuom unde in wirdekeit.
Sînen sun hât er geleit
ze schuol. Nû kam er ûf die trift
daz er diu buoche unde diu schrift
gar kleinen geriet verstân.

Der ritter wolde nicht abe lân,
er het vil gern ein pfaffen guot
ûz im gemacht; daz war sîn muot.
Ze schuol sant er in gên Pâris;
in künsten sold er werden wîs.
Mit grôzer koste er dô was,
doch er nicht vil der buochen las.
Er vant dâ der gesellen vil,
die alle uobten seitenspil;
ze Pâris lebt er mangen tac,
vil kleiner wîsheit er enpflac;
sîn zêrunc waz unmâzen grôz,
des sînen vatter sêr verdrôz.
Dô er wider ze lande kan,
und solde kunst gelernet hân,
sîn vatter was unmâzen frô.
Ein grôze wirtschaft macht er dô;
sîn friunde luot er al gemein,
beide, arme, rîche, grôz und klein.
dô si zesemen kamen dar,
si nâmen des pfaffen eben war;
sîn gebærde wâren kluoc
nâch pfaffenlichen sitten gnuoc.
Nû sach er an die stubentür;
dô was ein loch geboret für,
darîn was ein kuozagel geslagn.
Do geriet der hôhe pfaffe sagen:
„mîn herze hât grôz wunder gnomen,
wie dur daz loch diu kuo sî komen,
und in der tür beliben ist
der zagel.“ — Zuo der selben frist
gieng er von den liuten ûz,
und stelt sich für sîs vatter hûs,
und luogte vast den himel an.
Der mond geriet gar schôn ûf gan.
Der pfaffe sach vast umb sich dô;
sîn friunde wâren alle frô;
si wânden alle sicher wesen,
er het astronomiam gelesen,
und wær ein her in hôher kunst.
Dô was noch witze noch vernunst.
Dô er den mont sô ane sach,
er gieng wider în und sprach:
„eis dinges mich grôz wunder nint,
daz ich mit flîze hab besint
daz der mont sô gelîch ûf gât
dem monde, den ich in der stat
sach zuo Pâris; des wundert mich;
sî sint einander sô gelich;
er muoz sîn ein gar wîser man,
der die zwên underscheiden kan.“
Dô der ritter daz ersach,
ze sînen friunden er dô sprach:
„von schulden ist mîm herzen zorn!
Kost und erbeit ist gar verlorn
an mîme sun, daz dunct mich wol,
wan er ist aller tôrheit voll.“
Der vatter und die friunde sîn
muosten in ein tôren lâzen sîn.
Wer von natur ist unbesint,
und minder witz hât den ein kint,
den mag diu schuole zuo Pâris
an sinnen niemer machen wîs.
Ist er ein esel und ein gouch,
daz selb ist er zuo Pâris ouch.
Wâ diu natûr verirret ist,
waz schict dâ hôher pfaffen list?
waz hilft daz einr ze schuole vert,
und grôz gelt âne nutz verzert,
und hoert vil hôhe meister lesen?
ein tôr muoz er doch iemer wesen.
Guote buoch gewint er wol,
guot pfaffe er niemer werden sol.
Hie heim ein tôr, ein narre dort,
tôrecht sîn werc und tumb sîn wort
Er was ze schuole, als man las;
er wurde kein pfaffe furbaz.

Zweiter Abschnitt.

1300 bis 1525.

Halb Suter,

aus Luzern gebürtig, nahm Theil an der Schlacht bei Sempach (1386) und besang sie.

Winkelried's Tod.

(Aus dem Liede „Von dem strit ze Sempach.“)

1 Des adels hör was veste,
in ordnung dick und breit:
das verdross die frommen geste.
Ein Winkelried, der seit:
„He! wend irs geniessen lon
mim fromme kind und frowen,
so wil ich ein frevel beston!“

2 „Trüwen lieben Eidtgenossen,
min leben verlür ich mitt.
Si hand ir ordnung gschlossen:
wir mögends in brechen nitt.
He! ich wil ein inbruch han:
des wellend ir min gschlechte
in ewig geniessen lan!“

3 Hiemit do tett er fassen
ein arm voll spiess behend;
den sinen macht er ein gaſsen,

sin leben hatt ein end.
He! er hat eins löwen muot;
sin manlich dapfer sterben
was den vier Waltstetten guot.

4 Also begundentz brechen
des adels ordnung baldt
mit howen und mit stechen.
Gott siner selen walt!
He! wo er des nit het gethan,
so wurds dEidtgnossen han kostet
noch mengen biderman.

5 Si schluogend unverdrossen,
erstachend mengen man;
die frommen Eidtgenossen
sprachend ein andern trostlich an.
He! den löwen es ser verdross;
der stier tett vintlich sperren,
dem löwen gab er ein stoss.

6 Der löw fieng an ze mawen
und tretten hinder sich;
der stier starzt sine brawen
und gab im noch ein stich,
he! das er bleib uff dem plan:
„Ich sag dir, rucher löwe,
min weid muost mir hie lan!“

Schlußstrophe.

Halbsuter unvergessen,
also ist er genant,
z Luzern ist er gesessen
und alda wol erkant;
he! er was ein vrölich man!
dis lied hat er gedichtet,
als er ab der schlacht ist kan.

Heinrich der Teichner,

lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts meistens zu Wien, wo er auch gestorben zu sein scheint, einer der fruchtbarsten didaktischen Dichter seiner Zeit. — Mehr als 300 Spruchgedichte sind uns erhalten.

Das nyemant der welt gevallen chan.

Ein pawr uber ein markcht rait,
der was gros, lanck und prait,
und das rössel cklein und smal.
Dem paurn hingen die fues ze tal
paidenthalben auf das mos.
Do sprachen die lewt: „Der rait ein ros,
es ist ckleiner vil, dann er,
er trueg es vil leichter her,
dann es in mag getragen.“
Da gedacht er ym: „Das wil ich wagen.“
Da er an die herberg ckam,
das rössel er auf die achsel nam,
und trugs hin wider durch die lewt.
Da sprachen sy: „Nu wol mir heut,
wer sach yee so spähen synn?
Ein pauer trait sein ros dahin;
ist es nicht ein fremder syt?“
Da gedacht er: „Da pruef ich mit,
das sich nyemant senen sol
aller welt gevallen wol.“ —
Yeder man treib sein pesten synn,
Und lass sagen auf und nider, her und hin.

Peter Suchenwirt,

ein Oesterreicher, dichtete in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, hielt sich meistens in Wien auf. Er gehörte zu den Wappendichtern, welche die Wappen und ihre Träger besangen. — Historische Gedichte und Spruchgedichte.

Aus dem Loblied auf den Teichner.

Nu dar, her sinn, seit ir berait
mit willicleicher arbait,
so sawmbt ew nicht, des ist czeit;
der tugende schacz begraben leit
hie in des todes zimmer;
den scholten chlagen ymmer
priesterschafft und werde weib.
Er hat mit chewschait seinen leib
uncz an sein end behalten;
gottleicher weisheit walten
begund er für der werlde spot;
im liebet in dem herzen got
für alle werltleich ere;
sein rat, sein weise lere
ist in der werlde garten
gesät mit worten czarten
der werlt zu trost und got zu lob;
mit guten sitten swebt er ob
allen den, die getichtes phlegen;
spil, lueder liez er underwegen;
swern, schelten, pose wort
wart nie chains von im gehort;

was den eren nicht enczam,
darauf het er vorcht und scham;
got fürchten und minnen
mit herczen und mit sinnen
von gewonheit er nicht lie.
Des morgens, wann der tag her gie,
so was czu dinst er berait
mit ganczes herzen innerchait
got und aller engel schar,
piz alle mess ein ende gar
in gottes dienste namen.
. . . .
Wez im got het hie beschert,
daz wart nicht uppichleich verzert:
spital, kirchen nam er war,
und tailt es mit der armen schar
in gottes lieb mit milter hand. — —
Mit trewen pit ich Suchenwirt
Got für die seel andechtichleich.
O Teychner, piderber Hainreich,
dein leben was rain und guet;
des werd die seele dein behuet
vor hiz der hellen flammen
durch got nu sprechet Amen!

Muscatblüt,

in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts (lebte noch 1437), soll mit Beifall an Höfen gesungen haben.

Frühlingslied.

1 Nach lust reit ich,
da freut ich mich
der sommer zyt;
der anger wyt
stund lusteclich gezieret.
Do hat die heyd
ir winter cleit
gezogen ab,
mit richer hab
hat sie sich gemüssieret.
Min hertz gantz voller freuden was,
ich sah die blumen knopfen;
so clein was nirgent nit ein gras,
daran do hingen tropfen.
von süssem taw
hat sich die auw
lusticlich überzogen
mit lilgen und mit rosen rot;
usz sender not
kam myn gemüt;
des meyen güt
hat mich noch nie betrogen.

2 Schaut, wie der walt
gar manigfalt
in grüne stat,
ein yglich blat
nach siner art gezinnet.

Seht, wie das ryss
treit hohen briss
ins meyen crafft:
sin linder safft
durch hertes holtz uss rynnet.

Schaut an, wie wunneclichen stat
berg, heyd und auch der anger
mit manger lusticlichen sat;
das felt ist worden swanger
mit rechter frucht;
manch liebe zucht,
die nur der mey kan bryngen,
mit liechten blumen wol gefar;
die sonne clar
giebt liechten schin
die vögelin
schoen in dem walde singen.

Heinrich von Laufenberg,

zwischen 1415 und 1458, Decan zu Freiburg im Breisgau. — Geistliche Lieder.

An meine Seele.

1 Ach döhterlin, min sel gemeit,
wiltu der hell endrinnen
und schowen Got in ewikeit,
so ker din muot von hinnen.
2 Din fründ, vater und muoter din,
gewalt der zit und eren,
daz muost du alles lassen sin,
wiltu ze Got dich keren.
3 Die welt gat in der sünden naht
und irret in den sinnen:
ach edle sele, daz betraht
und ker din herz von hinnen,
4 Halt us mit rüwens bitterkeit,
din herz soltu verbinden,

und wer es aller welte leit,
so hüet dich vor den sünden.
5 Got füert dich zuo der rehten hand
us diser welt ellende,
und setzt dich in daz vater land,
do fröud het niemer ende.
6 Do blibst du tag und ouch die naht
mit Gottes minn umbvangen,
waz herzen fröuden ie erdaht,
die best on als belangen.
7 Stand uf, stand uf, du sele min,
ker dich ze Gottes muoter,
und bit die edle künigin,
daz si dich hab in huote.

8 Sprich wilkom, edli künigin,
die gnad vor Got het funden,
enphah mich in die gnade din
an mines todes stunden.

9 Es ist mir dick und vil geseit,
ich wolt es nie gelouben,
der valschen welte trugenheit;
nun seh ichs mit den ougen.

10 Slah mirs nit under ougen min,
lasz mich dich, herr, erbarmen!
ach, durch die edle muoter din
enphah mich in din armen!

Meistergesang.

In der Chorweise.

1 Frölich wil ich heben an
mit meinem gsang uff diser ban.
In meiner hand füer ich ein fan,
daran findt man gezieret stan
ein kranz von rosen wol getan:
wer mir den abgewinnen kan
mit schallen und mit singen!
Ich hab ein krenzlin ausgehenkt;
wie schön es an der stangen schwenkt!
Wer sich nach seinen blumen lenkt,
der wird an künsten unbekrenkt;
und ob er die rechten mass erdenkt,
dem wird das krenzlin hie geschenkt;
ich wil ims selber bringen.
Das krenzlin ist gebunden da
mit einem seiden faden gra,
rot rosen dar in und veiel bla,
mit ganzem fleiss gemachet,
nach lust gespiegelt als ein pfa;
und wer das krenzlin ane sah,
der denkt in seinem herzen ja:
Wer ich mit kunst besachet!
Sein kunst er dennoch fliessen la
züchtiglich an alle dra,
das er der blumen nit verjah,
dadurch er werd geschwachet.

2 Hat er zu gueten kunsten fleiss,
singt er züchtig und auch weis,
er sei jung, alt oder greis,
der hie schon gewinnet preis,
so bin ich selber wol so weis,
ich biet im meines kranzes reis,
er wird im uffgesetzet.
Wer umb ein krenzlin singen well,
der tracht, das er die reime stell,
zal und mass dar von nit fel;
weis und wort er nit vertrell,
das recht gesang von herzen schnell,
und auch kein falscher ton nit grell,
dadurch er werd geletzet.
Ich wil im geben weise ler,
wie er sich zu dem krenzlin ker,
das er die bletter nit verser,
wenn er singens wil pflegen.
Singt er von der keuschen maget her,
eines teils von gotes leiden mer,
der ist für uns gemartert ser
und an dem kreutz gelegen;
singt er von dem planeten her,
die element und die acht sphär:
so wirbt er umb des kranzes er;
den trag ich im entgegen.

Priameln.

1 Wer ain bock zu aim gertner setzt,
und schaf und genss an wolff hetzt,
und sein zen sturt mit ainem scheit,
und hunden bratwurst zu behalten geit,
und gute kost saltzt mit eschen
und sein gelt legt in locherich deschen,
und in ain reusen geusst wein:
der dunckt mich nit wol witzig sein.

2 Wer baden wil ainen rappen weiss,
und daran legt sein gantzen fleiss,
und an der sunnen schne wil derren,
und wint wil in ain kisten sperren,
und ungluck wil tragen fayl,
und alle wasser wil binden an ain sail,
und ainen kalen wil bescherń,
der tut, das da unnutz ist, gern.

Veit Weber,

wahrscheinlich aus Freiburg im Breisgau gebürtig, wohnte den Schlachten bei Herikort und Murten bei. — Von ihm haben sich fünf, sämmtlich auf die Burgunderkriege sich beziehende Lieder erhalten, worunter eines auf die Schlacht bei Murten (1476).

Die Schlacht bei Murten.

(Die sieben ersten Strophen und die Schlußstrophe.)

1 Min hertz ist aller fröwden voll,
darumb ich aber singen sol
und wie es ist ergangen;
mich hat verlanget tag und nacht,
biss sich der schimpf nun hat gemacht,
nach dem ich han verlangen.
2 Der hertzog von Burgunn genant,
der kam für Murten hin gerant;
sin schaden wolt er rechen,
den man im vor Granson hat getan:
sin zelten spien er uff den plan,
Murten wolt er zerbrechen.
3 Thurn und muren schoss er ab;
darumb man im gar lützel gab:
sy liessen es Got walten.
Darinn so warent mannlich lüht;
umb den Burgunnen gabens nüt,
die statt hand sy behalten.
4 An einer nacht da stürmt er fast,
er lies in weder ruh noch rast,
Murten wolt er haben,
Des kament die Walchen in grosse not;
wol tusent bliben wund und tod;
mit Walchen füllt man die graben.
5 All die in Murten sind gsin,
die hand gros ehre geleget in:
will ich von inen sagen;
und welcher es vermöcht am guot,
so riet ich das in minem muot,
man het in zu ritter geschlagen.
6 Ein edler houptman wol erkant,
von Bubenberg ist ers genant,
er hat sich ehrlich gehalten;
sin büchsenmeister schussen wol,
fürbas man nach im stellen sol,
wo man ein statt wil behalten.
7 Das wart der Eidgenossen geseit,
und wie das Murten wer beleit;
den pund thet man in schriben;
sy solten komen, es thete not.
Wie bald man inen das entbott,
daheim wolt nieman bliben. — —
32 Vit Weber hat dis lied gemacht,
er ist selbs gewesen an der schlacht,
des schimpfes was er verdorben:
des danket er den Eidgnossen
und denen, so er guotes gann;
hand ihm umb anders geworben. Amen.

Hans Rosenblüt,

zubenannt der Schnepperer, ein Nürnberger Meistersänger, der um 1440 blühte, ist besonders durch Schwänke und Fastnachtsspiele bekannt geworden, in denen sich jedoch die unanständigste Ausgelassenheit kund gibt. Geziemender gehalten sind seine „Weingrüße" und „Weinsegen," wodurch er sich den bessern Lyrikern seiner Zeit angereiht hat.

Weingruß.

Nu grusse dich Got, du edels getrangk!
frisch mir mein lebern, sie ist krank,
mit deinen gesunden heylsamen tropffen;
du kanst mir all mein trawer verstopffen.
Selig sey der hecker, der umb dich hackt;
selig sey der leser, der dich abtzwakt
und dich in ein kubel legt;
selig sey der, der dich in die kaltern tregt;
selig sey der putner und die hant,
die dich mit reiffen umb pant
und dir da macht ein hultzein hawss;
selig sey der, der dich ruffet awss;
selig sey der wirdt, der schencken erdacht;
selig sey der pot, der dich herebracht;
selig sey der, der dich hat eingeschenckt;
unselig sey der, der ein sollichs erdenckt,
das man die mass sol machen clein!
Nu behut dich Got vor dem hagelstein
und vor des kalten reiffes frost,
du gantze labung, du halbe kost!
Nu mussen alle die selig sein,
die da gern trincken wein!
Den muss Got alltzeit wein bescheren
und speise, damit sie den leib erneren.
So wil ich der erst sein, der anfecht,
und wil einen trunck wol tun und recht.

Hans Folz,

aus Worms gebürtig, seines Berufs ein Barbirer, scheint früh nach Nürnberg gewandert zu sein, und dichtete dort in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Fastnachtsspiele, Schwänke, erzählende Gedichte und Meistergesänge. Er wird von der Nürnbergischen Gesangschule als der letzte ihrer zwölf alten berühmten Meister genannt.

Aus „Salomon und Markolf."

Do kumen die zwu frauen. Die gut frau spricht, so tregt die pos das kint:

Herr kunik, nu gib uns urtail darumb!
die frau pracht heint ir kindlein umb,
und leget es tot zu mir verholn,
hat mir mein lebendigs kint gestoln;
in einer kamer was unser ru.

Salomon:

Freulein, was sagt ir darzu?

Die pos Frau:

Herr kunik, sie leugt; mein kint, das lebt;
darumb ir mir das nit vergebt!
Lasst ir ir totes kindelein!

Salomon dicit:

So tragt mir pald ein schwert herein!
Das lebendig kint ich tailen wil,
so werden wir des krieges stil.

Die gut frau:

O kunik, gib ir das kint allein hin!
Meines tails ich gern geraten wil:
des pit ich dich durch all dein er,
solt ich es sehen nimmer mer.

Die pos frau:

Herr kunik, dein urtail halt fest,
als du erkent hast zu lest;
acht nit, ob sie vast clag und wein!

Salomon:

Hör, weip, reich ir das kint allein,
wann sie des kinds rechte mutter ist.

Die gut frau:

O kunik, zu loben du des pist!
Du pist allzeit gerecht und weis,
des ich dich fürpas ewig preis.

Reineke Vos,

1498 zu Lübeck erschienen, niederdeutsche, theilweise erweiternde Uebersetzung eines ältern niederländischen Originals. Es ist noch nicht festgestellt, ob der Verfasser der erstern Hälfte Willem di Matoc (im 12. Jahrhundert), der zweiten Hendrick van Alkmar, und Nicolaus Baumann (gestorben 1256) der Uebersetzer gewesen.

Der König Nobel hält Hof.

(Vers 1 bis 32.)

It geschach up enen pinkstedach,
dat men de wolde unde velde sach
grone stan mit lof unde gras,
unde mannich vogel vrolik was
mit sange in hagen unde up bomen;
de krüde sproten unde de blomen,
de wol röken hier unde dar:
de dach was schone, dat weder klar.
Nobel, de konnink von allen deren,
helt hof, unde let den utkrejeren
syn lant dorch over al.
Dar quemen vele heren mit grotem schal,
ok quemen to hove vele stolter gesellen,
die men nicht alle konde tellen:
Lütke de kron unde Marquart de hegger,
ja, desse weren dar alle degger:
wente de konnink mit synen heren
mende to holden hof mit eren,
mit vrouden unde mit grotem love,
unde hadde vorbodet dar to hove
alle de dere, grot unde klene,
sunder Reinken den vos allene.
He hadde in dem hof so vele misdan,
dat he dar nicht endorste komen noch gan.
De quat deit, de schuwet gern dat licht,
also dede ok Reinke de bosewicht;
he schuwede sere des konninges hof,
darin he hadde ser kranken lof.
Do de hof alsus angink,
en was dar nen, an allene de grevink,
he hadde to klagen over Reinken den vos,
den men helt ser valsch unde los.

Reineke angeklagt und verurtheilt.

(Vers 1792 bis 1824.)

Alsus wart dar en grot parlement.
De dere, de dar stunden ummentrent,
wolden Reinken syn lyf afwinnen;
se spreken en an mit allen sinnen,
mit velen klagen, de man dar horde:
ja, islikem gaf he schon antworde.
Ny wart gehort up enen dach
mere klage, alse dar geschach
van vogelen un wilden deren,
van nouwem rade un mannich viseren,
dat men dar horde unde vernam.
Men do Reinke to antwordt quam,

wart ny schonre entschuldinge gehort,
alse Reinke darsulvest brachte vort.
He entschuldigede sik in all den dingen,
de men over en mochte bringen,
dat al den heren dat wunder dede,
dat Reinke wuste so schone rede. —
Int leste, dat ik korte desse wort,
quemen etliche tüge dar vort,
dat weren uprichtige waraftige mans;
se tügeten over Reinken hel un gans,
schuldig to wesen in der missedat.
Do gink de konnink in den rat;
se sloten endrachtigen un enes modes:
„Reinke de vos ist schuldig des dodes!
Men schol in binden unde vangen,
darto by syneme halse uphangen!“ —
De konnink dat ordel sulven afsprak,
darumme Reinke gans sere verschrak,
unde wart to der sulven stunden
gevangen unde harde gebunden.

Sebastian Brandt,

geboren 1458 zu Straßburg, studirte Rechtswissenschaft in Basel, 1489 Dr. beider Rechte und Lehrer daselbst, 1500 Rechtsconsulent und 1503 Stadtschreiber in seiner Vaterstadt, kaiserlicher und kurfürstlich mainzischer Rath und kaiserlicher Pfalzgraf, starb 1521. — Außer zahlreichen wissenschaftlichen Schriften und lateinischen Poesien das „Narrenschiff,“ von 1494 — 1512 zwölfmal aufgelegt, in viele fremde Sprachen übersetzt und vielfach nachgeahmt und umgebildet.

Aus dem Narrenschiff.

Von wider Gott reden.

Solt gott noch unserm willen machen,
Ubel ging es jn allen sachen,
Wir wurden weynen me, dann lachen.

Der ist eyn narr, der macht eyn für,
Daz er dem sonnenschyn geb stür,
Oder wer fackeln zündet an,
Und will der sunnen glast zuo stan.
Vil mer, der gott strofft umb syn werck,
Der heisst wol Henn von Narrenberg;
Dann er all narren ubertrifft,
Syn narrheyt gibt er jn geschrifft.
Dann gotts gnad und fürsichtikeyt
Ist so voll aller wissenheyt,
Das sie nit darff der menschen ler,
Oder das mit ruom sie mer.
Darumb, o narr, was stroffst du gott?
Din wissheyt ist gen jm eyn spot.
Loss gott duon synen willen nach,
Es syg guottat, stroff oder rach.
Loss wittern jn, loss machen schön;
Dann ob du joch dar umb bist hön,
So geschicht es doch nit dester ee;
Din wünschen duot alleyn dir wee;
Dar zuo versündest dich gar schwär;
Vil wäger dir geschwygen wer.
Wir betten, das syn will der werd,
Als jn dem hymel, so uff erd;
Und du, narr, wilt jn stroffen leren,
Als ob er sich an dich müest keren?
Gott weiss all ding bass ordinieren,
Dann durch dyn narrecht fantisieren.
Das judisch volck das lert uns wol,
Ob gott well, das man murmeln sol.
Wer was syn ratgeb zuo der zyt,
Do er all ding schuof, macht uss nüt?
Wer hat jm geben vor und ee?
Der ruem sich das und stroff jn me!

Thomas Murner,

geboren den 24. December 1475 zu Straßburg, Franziscaner, studirte und lehrte schon zum Theil Theologie und Rechtswissenschaft in Paris, Freiburg, Cöln, Rostock, Prag, Wien und Krakau, 1506 vom Kaiser Maximilian zu Worms zum Dichter gekrönt, führte später ein sehr unstetes Leben (nacheinander in Straßburg, Freiburg, Bern, Trier, Bologna, Venedig, Basel, Straßburg, England, Lucern), starb wahrscheinlich zu Heidelberg um 1535. — Zahlreiche Schriften, von denen die „Narrenbeschwörung,“ die „Schelmenzunft“ und „Von dem großen Lutherischen Narren“ am bekanntesten sind.

Aus der Narrenbeschwörung.

Eingang.

Ich hab so manche nacht gewacht
Vnd alle ständt der welt betracht;
Manch hurnüss vnd manch bremenstich
Hab heimelich erlitten ich,
Biss ich zu disen eren kam
Vnd mich beschwörens ane nam,
Die narren von den lüten zu bringen.

Gloub mir, das ich in disen dingen
Verröret hab manch suren schweiss,
Vnd kratzt mich, do mich niemandt beiss.
Ich hab durchsuchet vnd durchlesen,
Ob yendert wer ein man gewesen,
Der mich die rechte kunst möcht leren,
Wie ich die narren solt beschweren;
Vnd hab durchwandelt manches landt,
Ee ich die rechte kunst erfandt,
Darin ich jetz bin meister worden,
Ein narr in aller narren orden.
Der narren orden ist so gross,
Das er fült all weg vnd stross,
Dörffer, stet, flecken, landt;
Die hat vns all Sebastian Brant
Mit jm bracht im narrenschiff,
Vnd meint, er hab ein sundern griff,
Ouch syent besunder künstrych sachen,
Vnd kynn nit yeder narren machen,
Er heyss dann, wie er sy genant,
Der narr Sebastianus Brant.
Ist er ein narr, als er das schrybt,
So weiss ich nit, wer wys belybt.
Er durt mich, das im wysheyt brist
Vnd er so gantz einfeltig ist;
Doch hab ich in für weyss geacht,
Das er sich selbs zum narren macht.

Theuerdank,

erfunden und angelegt vom Kaiser Maximilian I., überarbeitet und wohl auch im Einzelnen weiter ausgeführt von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing (geboren 1481 zu Nürnberg, gestorben als Probst zu Mainz 1535), erschien 1517 in prachtvoller Ausstattung und stellt in allegorischer Behandlung eine Reihe von Abenteuern aus dem Leben des Kaisers dar, mit der Brautwerbung um die Königstochter Ehrenreich (Maria von Burgund) beginnend. Als Feinde, die ihm auf der Brautfahrt Gefahren bereiten, erscheinen Fürwittig, Unfalo und Neidelhart.

Wie Tewrdannck durch Fürwittig in ein geferlichait mit einem löwen gefürt ward.

Eines tags da fürt Fürwittig
Den Helden mit Im velschigklich
Vmb spatziren durch ein gassen,
Darinn ein Leo, aus der massen
Gross vnnd freissam, gefangen lag.
Als pald der Fürwittig ersach,
Fiel Im in seinen syn: möcht Ich
Zu disem löben bringen dich
In das kleine hewslein hinein,
So hoffet Ich, es solt in pein
Derselb löb bringen dich fürwar.
In den gedanncken kamens dar;
Fing der Fürwittig an vnnd sprach:
„Her, in disem hültzem gemach
Man ein löben gefangen helt;
Warlich, der möcht werden gezelt
Für tewrlich freydig vnnd manhafft,
Der demselben löben aus krafft
Griff trutziglichen in seinen mundt;
Dann Er kenndt zu der selben stundt
Geleich einen freydigen man,
Vnnd lest In widerumb weg gan
Von Im genntzlichen on alles leyd.
Do so rat Ichs, bey meinem ayd,
Nit, das Ir solt Eüchs vnderfahen;
Dann wurdt Ir schaden empfahen;
So mocht mir darin werden die schuld
Gegeben, dardurch Ich Ewr huld
Verlur; das het ich nit geren.
Wolt Irs aber nit emperen,
So mügt Ir das thun, ob Ir welt.
Aber der Künigin es gefelt
Wol, wann Sy hört von einem man
Sagen, der sich darff vnderstan
Der geleichen erlich sachen.
Ewren namen wurdt Ir machen
In gar vil manchem fremden lanndt
Durch solch that mit eren bekanndt."
Der Tewrheld zu dem löwen ging
Vnnd sich das zu thun vnderfing,
Bedacht die sachen auch nicht pass,
Dann Er dafür hielt, alles das,
So Im der Fürwittig sagt vor,
Es beschech on list vnd wer war;
Greyff damit den löwen in schlundt,
Der stundt vor Im als ein zam hund,
Dann Er des Helds mandlich gemüet
Erkannt, darumb Er mit nicht wüet
Gegen Im, als er vor het than.
Tewrdannck ging on schaden daruon.

Dritte Periode.

Erster Abschnitt

1525 bis 1625.

Aus Mich. Vehe's katholischem Gesangbuche.

Umb den fryden.

1 Ewiger Gott, wir bitten dich,
gyb fryden in vnsern Tagen,
Das wir leben einmüttiglich
vnd stets nach deym willen fragen.
Denn, Herr, es ist keyn ander Gott,
der vor vns streittet in der nodt,
dann du, vnser Gott, alleyne.
2 Güttyger Gott, wir bitten dich,
gyb fryden in vnserm leben;
Verley vns dein hilff gnediglich,
den feynden zu wyderstreben.
denn niemant ist in dieser welt,
der fryden gybt vnd syg erhelt,
dann du, vnser Gott, alleyne.
3 Gnediger Gott, wir bitten dich,
laß vns in dem fryden sterben.
Erzeyg dich vns gantz vätterlich,
das wir endtlich nicht verderben.
Durch Jesum Christum, vnsern Herrn,
im heylgen geyst wir das begern
von dir, vnserm Gott, alleyne.
4 Eyniger Gott, wir bitten dich,
du wöllest das nit sehen an,
das wir also vielfaltiglich
den unfryden verschuldet han.
Mach vns von allen sunden reyn,
so wirdt das hertz recht frydlich seyn
in dir, vnserm Gott, alleyne.
5 Starcker Herr Gott, wir bitten dich,
gyb fryden vnserem hertzen;
Gyb fryd hie vnd dort ewiglich
wider die hellischen schmertzen.
Gyb vns hertzliche eynickeyt
vnd die ewige selickeyt
welche in dir steht alleyne.

Martin Luther.

(Siehe oben Seite 12.)

Der 46. Psalm.

Deus noster refugium et virtus etc.

1 Ein feste burg ist vnser Gott,
ein gute wehr vnd waffen;
Er hilfft vns frey aus aller not,
die vns itzt hat betroffen.
Der alt böse feind
mit ernst ers itzt meint;
gros macht vnd viel list
sein grausam rüstung ist;
auff erd ist nichts seins gleichen.
2 Mit vnser Macht ist nichts gethan,
wir sind gar bald verloren:
Es streit für vns der rechte man,
den Gott hat selbs erkoren.
Fragstu, wer der ist?
er heißt Jhesus Christ,
der HERR Zebaoth,
vnd ist kein ander Gott,
das felt mus er behalten.
3 Vnd wenn die welt vol Teuffel wer
vnd wolt vns gar verschlingen,
So fürchten wir vns nicht so sehr,
es sol vns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt
wie sawr er sich stelt,
thut er vns doch nicht,
das macht, er ist gericht,
ein wörtlein kann jn fellen.
4 Das wort sie söllen lassen stan
vnd kein danck dazu haben,
Er ist bey vns wol auff dem plan
mit seinem geist vnd gaben.
Nemen sie den leib,
gut, ehr, kind vnd weib:
las fahren dahin,
sie habens kein gewin,
Das Reich mus vns doch bleiben!

Fraw Musica.

Für allen freuden auff Erden
kan niemand kein feiner werden,
denn die ich geb mit meim singen

vnd mit manchem süssen klingen.
Hie kan nicht sein ein böser Mut,
wo da singen Gesellen gut;
hie bleibt kein zorn, zanck, haß, noch neid,
weichen mus alles hertzeleid;
geitz, sorg, vnd was sonst hart anleit,
fert hin mit aller trawrigkeit.
Auch ist ein jeder des wol frey,
das solche Freud kein sünde sey,
sondern auch Gott viel bas gefelt,
denn alle Freud der gantzen Welt:
dem Teuffel sie sein werck zerstört,
vnd verhindert viel böser Mörd.
Das zeugt David, des Kölnges, that,
der dem Saul offt geweret hat
mit gutem süssem Harffenspiel,
das er in grossen Mord nicht fiel.
Zum Göttlichen wort vnd warheit
macht sie das Hertz still vnd bereit:
solchs hat Eliseus bekand,
da er den Geist durchs harffen fand.
Die beste Zeit im jar ist mein,
da singen alle Vögelein,
Himel vnd Erden ist der vol,
viel gut Gesang da lautet wol.
Voran die liebe Nachtigal
macht alles fröhlich überal
mit jrem lieblichen Gesang:
des mus sie habem immer danck.
Viel mehr der liebe HErre Gott,
der sie also geschaffen hot,
zu seyn die rechte Sengerin,
der Musicen ein Meisterin.
Dem singt vnd springt sie tag vnd nacht,
seins lobes sie nichts müde macht:
Den ehr vnd lobt auch mein Gesang,
vnd sagt jm ein ewigen danck.

Niclas Hermann,

lebte lange als Cantor zu Joachimsthal in Böhmen (Geburtsort und Geburtsjahr ungewiß) und starb hier in höherem Alter im Jahre 1561. — Geistliche Lieder.

Der Morgensegen.

1 Die helle Sonn leucht jtzt herfür,
frölich vom schlaff auffstehen wir,
Gott lob, der vns heint diese nacht
behüt hat für des Teuffels macht!
2 HErr Christ, den tag vns auch behüt
für sünd vnd schand durch deine güt!
Las deine liebe Engelein
vnser hüter vnd Wechter sein!
3 Das vnser hertz in ghorsam leb,
deim wort vnd willen nicht widerstreb,
Das wir dich stets für augen han
in allem, das wir heben an.
4 Las vnser werck geraten wol,
was ein jeder ausrichten sol,
Das vnser arbeit, müh vnd vleis
gereich zu deim lob, ehr vnd preis! Amen.

Der Abendsegen.

1 Hinunter ist der Sonnenschein,
die finstre nacht bricht starck herein;
Leucht vns, HErr Christ, du wares liecht,
las vns im finstern tappen nicht!
2 Dir sey danck, das du vns den Tag
für schaden, fahr vnd mancher plag
Durch deine Engel hast behüt
aus gnad vnd veterlicher güt.
3 Womit wir han erzürnet dich,
dasselb verzeih vns gnediglich,
Vnd rechnes vnser Seel nicht zu,
las vns schlaffen mit fried vnd rhu.
4 Durch deine Engel die wach bestell,
das vns der böse feind nicht fell!
Für schrecken, gespenzt vnd fewers not
behüt vns heint, o lieber Gott! Amen.

Bartholomäus Ringwaldt,

geboren 1531 zu Frankfurt an der Oder, um 1550 Prediger in Langfeld bei Sonnenburg, gestorben gegen 1600. — Geistliche Lieder; Hauptwerke: „Die lauter Wahrheit, darinnen angezeiget, wie sich ein Weltlicher vnd Geistlicher Kriegßman in seinem Beruff verhalten soll" und „christliche Warnung des trewen Eckart," Vision eines Kranken von Himmel und Hölle.

Ein fein Lied vmb vergebung der Sünden.

1 Herr Jesu Christ, du höchstes gut,
Du brunquell der genaden,
Sieh doch, wie ich in meinem muth
Mit schmertzen bin beladen
Vnd in mir hab der pfeile viel,
Die im gewissen ohne ziel
Mich armen Sünder drücken.
2 Erbarm dich mein in solcher last,
Nimb sie aus meinem hertzen,
Dieweil du sie gebüsset hast

Am holtz mit todes schmertzen,
Auff dz ich nit für grossem weh
In meinen Sünden vntergeh,
Noch ewiglich verzage.
3 Fürwar, wenn mir das kömmet ein,
Wz ich mein tag begangen,
So felt mir auff dz hertz ein stein,
Vnd bin mit Furcht vmbfangen;
Ja, ich weis weder aus noch ein
Vnd müste stracks verloren sein,
Wenn ich dein Wort nicht hette.
4 Aber dein heilsam wort dz macht
Mit seinem süssen singen,
Dz mir dz hertze wider lacht
Vnd was begint zu springen,
Dieweil es alle gnad verheist
Denen, die mit zerknirschtem geist
Zu dir, o Jesu, komen.
5 Vnd weil ich denn in meinem sinn
(Wie ich zuuor geklaget)
Auch ein betrübter Sünder bin,
Den sein gewissen naget,
Vnd gerne möcht im blute dein
Von sünden Absolviret sein,
Wie David vnd Manasses:
6 Als komm ich auch zu dir allhie
In meiner angst geschritten,
Vnd thu dich mit gebeugtem Knie
Von gantzem hertzen bitten:
Verzeih mir doch genediglich,
Was ich mein lebtag wider dich
Auff Erden hab begangen.
7 O Herr, vergib, vergib mirs doch
Vmb deines namens willen,
Vnd thu in mir dz schwere joch
Der vbertrettung stillen,
Dz sich mein hertz zu frieden geb,
Vnd dir hinfort zu ehren leb
Mit kindlichem Gehorsam.
8 Sterck mich mit deinem frewden geist,
Heil mich mit deinen wunden,
Wasch mich mit deinem Todesschweis
In meiner letzten stunden,
Vnd nimb mich einst, wenns dir gefelt,
Im rechten glauben von der Welt
Zu deinen Außerwehlten! Amen.

Volkslieder.

Trinklied.

1 Den liebsten Bulen, den ich hab,
Der ligt beym Wirt im Keller:
Er hat ein höltzins Röcklin an
Vnd heißt der Moscateller.
Er hat mich nechten truncken gemacht,
Vnd frölich diesen Tag vollbracht,
Drumb geb ich jhm ein gute Nacht.
2 Von diesem Bulen, den ich meyn,
Wil ich dir bald eins bringen;
Es ist der aller beste Weyn,
Macht mich lustig zu singen,
Frischt mir das Blut, gibt freyen Mut:
Als durch sein Krafft vnd Eygenschafft.
Nun grüß ich dich, mein Rebensafft!

Das Glück.

1 Man sagt: wem's Glück wol pfeiffet,
Der mag wol lustig tantzen;
Wem's Glück zum Würffel greiffet,
Der gwinnt oft manche Schantzen,
Mit Frewden mag vmbher schwantzen.
2 Wem's Glück das Hörnel bläst,
Der fangt, wenn andre jagen.
Glück, wem du d' Felder säst,
Der mag das Traid heimb tragen,
Darff Niemands auch drumb fragen.
3 Wem's Glück ist Keller, Koch,
Der trinckt, wenn jhn thut dürsten,
Ißt, wenn jhn hungert noch.
Das Glück offt gleich thut biersten
Den Bettler wie den Fürsten.
4 Doch ist selbst jeder Schmid
Seins eignen Glücks alzeiten;
Wer wol jhm bett, damit
Wol auch wird liegn mit Frewden,
Ob man jhn gleich thut neyden.
5 Dein Glück fleugt nit von dir,
Was dir auff Erd beschaffen.
Schau nur, weil's ist vor der Thür,
Daß dus nit thust verschlaffen!
Brauch Mittel, Zeit vnd Waffen.

Hans Sachs,

geboren den 5. November 1494 in Nürnberg, 1506 Schuhmacherlehrling, ging 1511 auf die Wanderschaft, überall die Meistersängerschulen besuchend, kehrte 1516 in die Vaterstadt zurück und starb hier den 19. Januar 1576. — 6048 Gedichte; darunter 208 Dramen, 1700 Schwänke; viele Meistergesänge, Kirchenlieder, Kriegslieder, Erzählungen, Legenden, Fabeln u. s. w.

Sanct Peter und die Landsknechte.

Neun armer Landsknecht zogen auß
Vnd garteten von hauß zu hauß,
Dieweil kein Krieg im Lande was.
Eins morgens da trug sie jr straß
Hinauff biß für das Himel Thor;
Da klopfften sie auch an daruor,

Wolten auch in dem Himel garten.
Sanct Peter thet der pforten warten.
Als er die Landsknecht daruor sach,
Wie bald er zu dem Herren sprach:
„Herr, daussen steht ein arme rott,
Laß sie herein, es thut jn not,
Sie wolten geren hinnen garten."
Der Herr sprach: „Laß sie lenger warten."
Als nun die Landsknecht musten harren,
Fingens an zu fluchen vnd scharren:
„Marter, Leyden vnd Sacrament!"
Sanct Peter diser flüch nit kendt,
Maint, sie redten von gaistling Dingen,
Gedacht in Himel sie zu bringen,
Vnd sprach: „O lieber Herre mein,
Ich bitte dich, laß sie herein!
Nie frümmer lewt hab ich gesehen."
Da thet der Herr hinwider jehen:
„O Petre, du kenst jr nit recht;
Ich sich wol, das es sind Landsknecht,
Solten wol mit mutwilling sachen
Den Himel vns zu enge machen."
Sanct Peter der bat aber mehr:
„Herr, laß sie herein durch Dein ehr!"
Der Herr sprach: „Du mags lassen rein,
Du must mit jn behangen sein.
Schaw, wie dus wider bringst hinauß."
Sanct Peter war fro überauß,
Vnd ließ die frummen Landsknecht ein.
Bald sie in Himel kamen nein,
Gartens herumb bey aller welt;
Vnd bald sie zam brachten das Gelt,
Knockten sie zamen auff ein plan,
Vnd singen zu umbschantzen an.
Vnd eh ein vierteyl stund vergieng,
Ein Hader sich bey jn anfieng
Von wegen einer vmbeschantz.
So wurden sie entrüstet gantz,
Zuckten von leder sie allsamen,
Vnd hawten da mit krefften zamen,
Jagten ein ander hin vnd wider
In dem Himel da auff vnd nider.
Sanct Peter disen strauß vernumb,
Kam, zandt die Landsknecht an darumb,
Sprach: „Wolt jr in dem Himel palgen?
Hebt euch hinauß an liechten Galgen!"
Die Landsknecht jn dückisch ansahen,
Vnd theten auf Sanct Peter schlahen,
Das jn Sanct Peter must entlauffn,
Zum Herren kam mit echtzn vnd schnauffn,
Vnd klagt jm vber die Landsknecht.
Der Herr sprach: „Dir gschicht nit vnrecht;
Hab' ich dir nit gesaget hewt:
Laß sie dauß, es sind freche lewt?"
Sanct Peter sprach: „O Herr, der ding
Verstund ich nit; hilff, das ichs bring
Hinauß; soll mir ein witzung sein,
Das ich kein Landsknecht laß herein,
Weil sie sind so mutwillig lewt."
Der Herr sprach: „Eym engel gepewt,
Das er ein trummel nemb zu handt,
Vnd für des Himels pforten stand,
Vnd einen Lerman daruor schlag."
Sanct Peter thet nach seiner sag.
Bald der Engel den Lerman schlug,
Loffen die Landsknecht on verzug
Eylend auß durch das Himel thor,
Mainten, ein Lerman wer daruor.
Sanct Peter bschloß die himel pforten,
Versperrt die Landsknecht an den orten,
Der keiner seyt hinein ist kummen.
Weil Sanct Peter thut mit jn prummen.
Doch nembt auff schwanckweiß diß gedicht,
Wie Hans Sachs on als arges spricht.

Burkard Waldis,

geboren vor 1500 zu Allendorf an der Werra in Hessen, 1523 Mönch in Riga, trat zum Protestantismus über, machte große Handelsreisen, später (1544) Pfarrer zu Abterode in Hessen; Todesjahr unbekannt. — Fabeln, Psalter in Reimen, Fastnachtsspiel u. a.

---

1. Vom Bawren vnd dem Gott Hercule.

Es hett ein Bawr ein Karrn geladen,
Da fur er mit, zu grossem Schaden,
Mit seinem Pferdt in eine Pfützen;
Da blieb er in dem Kat besitzen.
Er rief bald an den Herculem,
Das er sich seins jamers annem,
Vnd hülf jm jtzt auß diesem kat;
Kein menschlich hülf er sonst nicht hat.
Da rief ein Stimm vom Himel rab:
„Kein grössern Narrn gesehen hab!
Dein vnnütz rufen ist nit wehrt;
Nim dein Geißel vnd schlag das pferdt,
Trit in die Pfützen vnters radt,
Brauch, was dir Gott gegeben hat,
Und ruf dann Herculem wider an,
Denn wird er trewlich bei dir stahn."

---

2. Vom Fuhrman vnd seinem Wagen.

Ein altes Radt knart an eim Wagen,
Das thet dem Fuhrman mißbehagen.
Er sprach: „Wie machst so groß geschrey,
Mehr, denn die andern alle drei?"
Der Wagen sprach: „Wir hans so funden:
Die Krancken klagn jr leydt den gsunden."

Ein alte Weiß ists, das die Krancken
Stets kröchzen, sehnen, kreisten, ancken;
An jn mit trösten, etzen, laben
Mehr, denn an gsunden, zu schaffen haben.

---

3. Vonn einem verdorbenen Kremer.

In Sachsen war eins Kremers Son,
Der het seins Vatters gut verthon,
Ein guten Kram bößlich verzert;
Zuletst der Knapsack jn ernert,
Lieff auff die Kirweih, wie man pflegt.
Eins mals da er het auß gelegt
Sein Pfennwert, all sein hab vnd wahr,
Kam einr, der het jn kent viel Jar,
Da er eh war gewesen reich;
Sprach: „Claus, wie kompts, jtz ists nit gleich,
Wies eh mit dir zu wesen pflag,
Da du wol lebtst, hetst gute tag
Bey deines Vatters grossem gut,
All tag ein guten freien muth.
Jtz ists viel anderst vmb dein sach."
Der Kremer antwort jm und sprach:
„Schlaf lang, jß fruh, mach feyßte backen:
Bringt lange schnür vnd kurze packen."
So gehts: wer lieb zu lieb will han,
Der muß das liebe fahren lan;
Denn viel verzeren, nit erwerben
Hilfft zu armut vnd zum verterben,
Wie das gemeyne sprichwort sagt,
Vnd der verdorben Reuther klagt,
Sprach: „Kalbes aug vnd Hasen Lung,
Hechts Lebern vnd Karpffen Zung
Vnd süßer Wein vnd Barben Maul
Brachten mich vmb mein grawen Gaul."

Johannes Fischart.

(Siehe oben Seite 16.)

Aus dem „Glückhafft Schiff."

Da frewten sich die Reysgeferten
Als sie den Rein da rauschen hörten,
Vnd wünschten auff ein newes Glück,
Das glücklich sie der Rein fortschick,
Vnd grüßten jn da mit Trommeten:
„Nun han wir deiner hilff von nöten,
O Rein, mit deinem hellen Flus!
Dien du vns nun zur Fürdernuß!
Las vns genisen deyner Gunst,
Dieweil du doch entspringst bey vns,
Am Vogelberg, bey den Luchtmannen,
Im Rheintzierland, von alten anen,
Vnd wir dein Thal, dadurch du rinnst,
Mit bawfeld zirn, dem schönsten dienst.
Schalt diß Wagschifflein nach begeren,
Wir wöllen dir es doch verehren.
Leyt es gen Straßburg, deine zird,
Darfür du gern laufst mit begird,
Weil es dein strom zirt vnd ergetzt,
Gleich wie ein Gstein im Ring versetzt."
Der Rein mocht diß kaum hören auß,
Da wund er vmb das Schiff sich kraus,
Macht vmb die Rüder ein weit Rad,
Vnd schlug mit Freuden anß gestad,
Vnd ließ ein rauschend Stimm da hören,
Drauß man mocht dise wort erklären:
„Frisch dran, jr liebe Eydgenossen,"
Sprach er, „frisch dran, seit vnverdrossen,
Also folgt eweren Vorfaren,
Die diß thaten vor hundert jaren:
Also muß man hie Rhum erjagen,
Wann man den Alten will nachschlagen.
Von ewerer Vorfaren wegen
Seit jr mir willkumm hie zu gegen. —
Ich hab vil ehrlich leut vnd Schützen,
Die auff mich inn Schiff thäten sitzen,
Geleit gen Straßburg auff das schiessen,
Dafür mit Freuden ich thu flisen;
Aber keyne hab ich geleit
Noch heut des tags mitt solcher Freud.
Fahr fort, fahr fort, laßt euch nichts schrecken,
Vnd thut die lenden daran strecken;
Die Arbeit trägt darvon den Sig,
Vnd macht, das man hoch daher flig
Mit Fama, der Rhumgöttin, herrlich;
Dan was gschicht schwärlich, das würd ehrlich."*)
Solch stimm der Gsellschaft seltzam war,
Vnd schwieg drob still erstaunet gar;
Es däucht sie, das sie die Stimm fül,
Als wann ein wind bließ inn ein hül.
Derhalb jagt sie jr einn ein mut,
Gleichwie das horn vnd ruffen thut
Des Jägers, wann es weit erschallt,
Den hunden inn dem finstern wald,
So sie im tieffen Thal verlauffen
Vnd die berg auff vnd ab durchschnauffen,
Alsdann jn erst die waffel schaumpt
Vnd kommen auff die spur vngsaumpt.
Also war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu rudern erst ein grimm,
Thäten so starck die Rüder zucken,
Als wolten fallen sie an rucken,
Inn gleichem zug, inn gleichem flug.
Der Stewrman stand fest an dem pflug,

---

*) Die Rede des Rheins ist um 60 Verse abgekürzt.

Vnd schnit solch Furchen inn den Rein,
Das das vnderst zu oberst schein.
Die Sonn hat auch jr freud damit,
Das so dapffer das Schiff fortschrit
Vnd schin so hell inn d' Ruderrinnen,
Das sie von fern wie Spiegel schinen.
Das Gestad schertzt auch mit dem Schiff,
Wann das wasser dem land zulieff;
Denn es gab einen widerthon,
Gleich wie die Rüder thäten gon.
Ein Flut die ander trib so gschwind,
Das sie eim vnderm gsicht verschwind;
Ja, der Rein wurf auch auff klein wällen,
Die dantzten vmb das schiff zu gsellen;
In summa, alles freudig war,
Die Schiffart zu vollbringen gar.

Georg Rollenhagen,

geboren den 22. April 1542 zu Bernau in der Mark, 1575 Rector in Magdeburg, gestorben 1609. — Der Froschmäusler (durch die Homerische Batrachomyomachie hervorgerufen); außerdem mehrere lateinische und deutsche Schriften.

Sehebold Bausback, der Froschkönig, hält ein Freudenspiel.

(Aus dem „Froschmäusler.")

Wie nun anfieng der grüne Mey,
Wolt der König, von sorgen frey,
Mit seines Hoffes Dienern all
Ein freudenspiel halten ein mahl,
Und satzt sich aus dem Sonnenschein
Besonders hin von der Gemein
Auff ein Hügel, mit grünen moß
Ueberwachsen schön weich und loß,
Das die Bachmünzen und Poley
Auch schatten gnug machten dabey;
Und ließ für ihm seine Trabanten,
Und die seine Herrschafft erkanten,
Sich da üben im Ritterspiel,
Da kurtzweil auch treiben gar vil
Mit Wassertreten, untersincken
Mit offnem Maul, doch nicht vertrincken,
Ein Mück in einem sprung erwischen,
Künstlich ein rotes Würmlein fischen,
Auff gradem Fuß auffrichtig stehen,
Und also einen kampff angehen,
Ein ander mit tantzen und springen
Im grossen vortheil überwinnen.
Etlich die unterleffs auch hiengen
In See und fiengen an zu singen:
Sol fa, ut ut, sol fa, sol ut;
Concordia ist zu allen dingen gut;
Zu guter stund sing Alt und Jungk:
Concordia klunckerlekunck.
Dazu quackten im nassen graß
Etlich den untersatzten baß;
Fürwar ein Thor derselbig war,
Der lieber ausstund aller gefahr,
Denn das er Concordiam bewart,
Veracht Coard, Morx, Marx, Marquard.
Die andern den zuwider thaten,
Aus Ufer aus dem Wasser traten,
Damit sie zu der andern singen
Die Regal stim könten einn bringen,
Rieffen: das hat gethan gar geksch
Koachs, Wrecke, Uky, Kekechs,
Ryller, Tryller, Kulo, Tulunck,
Das beklaget sich alt und junck,
Zerten so mit dem Wasser klang
Die Waltvöglein zum kampff gesang,
Das man durch wassr und wald diß krachen
Ein wunder freudenschal hört machen.
Wie Jung Gesellen zu Sommerszeit
Am Wasser und Wiesen suchen freud,
Wie auff den Schulen die Studenten
Baden und tauchen gleich den Enten,
Schwimmen künstlich, wie Genß und Schwanen,
Fischen, fahren im Schiff und Kanen,
Fechten, schlagen Ball, springens Kleid,
Wissen von keiner Trawrigkeit,
Singen auch ihr vielstimmige Reyen
In Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen
Fein kunstreich nach der Musen arth:
Kein frölicher Volck funden ward.
Also theten die Fröschlein auch,
Hielten ohn sorg ihr spiel und brauch.

Zweiter Abschnitt

1625 — 1725.

Friedrich von Spee,

aus dem jetzt gräflichen Geschlecht der Spee von Lengenfeld, geboren 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf, trat 1610 zu Cöln in den Jesuiten-Orden, wirkte von 1627 an im Auftrage seiner Obern als Seelsorger in Paderborn, dann in Franken, besonders in Bamberg und Würzburg, später im Bisthum Hildesheim, zuletzt in Trier, wo er, in seinem Berufe wirkend, 1635 einem bösartigen Fieber erlag. Anonym erhob er sich in seiner cautio criminalis gegen die Hexenprozesse. — Trutznachtigall (Sammlung religiös-lyrischer Gedichte), Gülden Tugendbuch (Erbauungsschrift mit eingestreuten Parabeln und Gedichten).

Eingang zur Trutznachtigall.

1 Wann Morgenröth sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich Sternentanz,
Gleich lüstet mich spazieren
In grünen Lorbeerwald,
Allda dann musicieren
Die Pfeiflein mannigfalt.

2 Die flügelreiche Schaaren,
Das Federbürschlein zart,
In süßem Schlag erfahren,
Noch Kunst noch Athem spart;
Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingen's wunderfein,
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichten Rüderlein.

3 Der hohle Wald ertönet
Ab ihrem krausen Sang;
Mit Stauden stolz gekrönet
Die Kruften geben Klang;
Die Bächlein krumm geflochten
Auch lieblich stimmen ein,
Von Steinlein angefochten
Gar süßlich sausen drein.

4 Die sanfte Wind' in Lüften
Auch ihre Flügel schwach
An Händen, Füß und Hüften
Erschüttlen mit Gemach;
Da sausen gleich an Bäumen
Die lind gerührte Zweig',
Zur Musik sich nit säumen;
O wohl der süßen Streich'!

5 Doch süßer noch erklinget
Ein sonders Vögelein,
So seinen Sang vollbringet
Bei Mond- und Sonnenschein;
Trutznachtigall mit Namen
Es nunmehr wird genannt,
Und vielen wild und zahmen
Obsieget unbekannt.

6 Trutznachtigall man's nennet,
Ist wund von süßem Pfeil;
Die Lieb' es lieblich brennet,
Wird nie der Wunden heil;
Geld, Pomp und Pracht auf Erden,
Lust, Freuden es verspott,
Und achtet's für Beschwerden,
Sucht nur den schönen Gott.

7 Nur klingelt's aller Orten
Von Gott und Gottes Sohn,
Und nur zun Himmelspforten
Verweiset's allen Ton;
Von Bäum zun Bäumen springet,
Durchstreichet Berg und Thal,
In Feld und Wäldern singet,
Weiß keiner Noten Zahl.

8 Es thut gar manche Fahrten,
Verwechselt Ort und Luft;
Jetzt findet man's im Garten
Betrübt an hohler Kluft;
Bald frisch und munter singlet
Zusamt der süßen Lerch,
Und lobend Gott umzinglet
Den Oel- und andern Berg.

9 Auch schwebet's auf den Weiden
Und will bein Hirten sein,
Da Cedron kommt entscheiden
Die grüne Wiesen rein,
Thut zierlich sammen raffen
Die Verslein in Bezwang,
Und setzet sich zun Schafen,
Pfeift manchen Hirtensang.

10 Auch wieder da nit bleibet,
Sich's hebt in Wind hinein,
Den leeren Luft zertreibet
Mit schwanken Federlein,
Sich setzt an grober Eichen
Zur schnöden Schedelstatt,
Will kaum von dannen weichen,
Wird Kreuz noch Peinen satt.

11 Mit ihm will mich erschwingen
Und, Manchem schwebend ob,
Den Lorbeerkranz ersingen
Mit deutschem Gotteslob.
Den Leser nicht verdrieße
Der Zeit und Stunden lang,
Hoff', ihm es noch ersprieße
Zu gleichem Citherfang.

Erkenntniß und Liebe des Schöpfers aus den Geschöpfen.

1 Das Meisterstück mit Sorgen
Wer nur will schauen an,
Ihm freilich nicht verborgen
Der Meister bleiben kann.
Drum wer nun heut und morgen
Erd', Himmel schauet frei,
Denk' Nachts mit gleicher Sorgen,
Wie je der Meister sei.
O Mensch, ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

2 Von oben wird uns geben
Das Licht und goldner Schein,
In stetem Lauf und Leben
Sonn', Mond und Himmel sein.
Des Tags bis auf den Abend
Die Sonn' gar freundlich lacht,
Zu Nacht der Mond, Gott lobend,
Führt auf die Sternenwacht.
O Mensch, ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

3 In etlich tausend Jahren
Viel tausend Sterne klar
Kein Härlein sich verfahren,
Gehn richtig immerdar.
Wer deutet ihn die Straßen?
Wer zeiget ihn den Weg,
Daß nie sie unterlaßen
Zu finden ihre Steg'?
O Mensch, ermeß u. s. w.

4 In lauter grüne Seiden,
Gar zierlich ausgebreit,
Das Erdreich sich thut kleiden
Zur lieben Sommerzeit.
Die Pflanzlein in den Feldern
Sich lieblich putzen auf,
Die grüne Zweig' in Wäldern
Auch schlagen aus mit Hauf.
O Mensch, ermeß u. s. w.

5 In Gärten merk' ich eben
Die schönen Blümelein,
Wie freudig sie da schweben,
Wann Wind nur spielt hinein.
O fröhlich Gartenjugend!
O frisch und zartes Blut!
Ohn Zahl hast Farb' und Tugend,
Wer's denkt in stillem Muth.
O Mensch, ermeß u. s. w.

6 Und wie werdt denn gemohlet,
Ihr Blümlein mannigfalt?
Weil Alles ihr doch holet
Aus schwarzer Erde kalt;
All Saft und Kraft und Wesen
Ihr nehmt von schlechter Erd;
Und doch wer euch geht lesen,
Nichts Zierlichers begehrt.
O Mensch, ermeß u. s. w.

7 Die Brünnlein sich ergießen,
Und ihre Wasser klar
Wie Silberstrahlen schießen
Von Felsen offenbar;
Die Sonn' es bald erblicket,
Drin kühlet ihren Schein,
Die Thier' es auch erquicket,
Wann's heiß und durstig sein.
O Mensch, ermeß u. s. w.

8 Frisch hin und her gehn wanken
Die klaren Bächlein krumm,
Und mit den Steinlein zanken,
Wann's müssen fließen um;
Allweg sie süßlich sausen,
Zum Sang und Gang gewohn;
Das ganze Jahr ohn Pausen
Man höret ihren Ton.
O Mensch, ermeß u. s. w.

9 Die Flüss' und breiten Wässer
In still und sanftem Trab
Schiff, Nachen, Pack und Fässer
La'n führen auf und ab.
So pur und rein sie laufen,
Muß kecklich sagen das,
Wer's will gar zierlich taufen,
Der nennt's geschmolzen Glas.
O Mensch, ermeß u. s. w.

10 Das wilde Meer nun brauset
Und wüthet ungestüm;
Nun still es wieder sauset
Liegt fest in runder Krümm';
Gar lieblich thut's bestrahlen
Die Sonn' mit sanfter Glut,
Wann sie zu vielen Malen
Sich drein bespiegeln thut.
O Mensch, ermeß u. s. w.

11 Wer will die Bäume zählen
In jen und jenem Wald?
Sind deren doch ohn Fehlen
So tausend tausendfalt.
Gar hoch die Wipfel klimmen
In klare Luft hinauf,
Und gleich den Wolken schwimmen,
Wenn stößt ein Windlein drauf.
O Mensch, ermeß u. s. w.

12 Der Zweig' und Aest' sind tausend
Und tausend tausend viel;
Mehr tausend tausend tausend
Der Blättlein und der Stiel'.
Doch Aederlein beineben
Man noch mehr zählen thut;
Da nähret sich das Leben
Und Seel' in grünem Blut.
O Mensch, ermeß u. s. w.

13 Wann dann schallt auf den Zweigen
Gesang der Vögelein,
Noch Laut, noch Harf', noch Geigen
Klingt also süß und rein.
Ihr lieblich Musiciren
Mich dünkt so sauber gut,
Ihr künstlich Coloriren
Bringt lauter Freudenmuth.
O Mensch, ermeß u. s. w.

14 Die Nachtigall ob allen
Steigt immer auf und auf;
Gar freudig thut's erschallen,
Wann's geht in vollem Lauf.
Man sagt, daß etlich starben,
Zu hoch wann's wollten gahn
Und mit zu starken Farben
Ihr Stimmlein streichen an.
O Mensch, ermeß u. s. w.
15 Wer wollt' nun überdenken
Der vielen Vögel Zahl?
Die Sonn' sich würde senken,
Eh man sie nennet all.
Wer wollt' ihr' Federn zählen
Und Federfarben zart?
O Gott, muß Dir's befehlen;
Es sind unzählbar Art.
O Mensch, ermeß u. s. w.
16 Von Thieren muß ich schweigen
Und lassen's ungezählt,
In's Meer will auch nicht steigen,
Daß ich von Fischen meld'.
Von Mensch und Menschenkindern
Will gar nicht regen an;
Kein End' ich da könnt' finden,
Will's in der Still' umgahn.
O Mensch, ermeß u. s. w.
17 El'phanten sammt Kameelen,
Roß, Löwen, Hirsch und Bär,
All Würm' und alle Seelen,
So sind im wilden Meer,
Wer Mensch mag's je beschreiben
Ihr Eigenschaft und Art?
Thut weislich, wer's läßt bleiben,
Wer Wort und Feder spart.
O Mensch, ermeß u. s. w.
18 O Schönheit der Naturen,
O Wunderlieblichkeit,
O Zahl der Creaturen,
Wie streckest dich so weit?
Wer wollt' dann je nicht merken
Des Schöpfers Herrlichkeit
In allen seinen Werken
Ganz voller Zierlichkeit!
O Mensch, ermeß u. s. w.

Martin Opitz.

(Siehe oben Seite 18.)

Lebenslust.

1. Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir.
Es ist Zeit, hinaus zu schauen,
Und sich bei den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn
Und die Fischer Netze stellen.
2 Worzu dienet das Studieren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen lauft die Bach
Unsers Leben, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf ihr letztes Ende hin;
Dann kömpt ohne Geist und Sinn
Dieses alles in die Erden.
3 Hola, Junger, geh' und frage,
Wo der beste Trunk mag sein!
Nimb den Krug und fülle Wein!
Alles Trauren, Leid und Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Klotho fort gerafft,
Will ich in den süßen Saft,
Den die Traube gibt, vergraben.
4 Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht!
Schaue nur, daß nichts gebricht!
Jener mag der Heller schonen,
Der bei seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kränken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt!
Ich will, weil ich kann, mich letzen.
5 Bitte meine gute Brüder
Auf die Musik und ein Glas!
Nichts schickt, dünket mich, sich baß,
Als gut Trank und gute Lieder.
Laß ich gleich nicht viel zu erben,
Ei, so hab' ich edlen Wein;
Will mit Andern lustig sein,
Muß ich gleich alleine sterben.

Gutes Ziel.

1 Wer Gott das Herze giebet,
So nie sich von ihm trennt,
Und eine Seele liebet,
Die keine Falschheit kennt,
Der mag ohn Sorgen wachen,
Mag schlafen, wie er will,
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.
2 Laß böse Zungen sprechen,
Was ihnen nur gefällt,
Laß Neid und Eifer stechen,
Laß toben alle Welt,
So wird er dennoch machen,
Was sein Gemüthe will,

Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.
3 Ich lege Neid und Hassen
Beständig unter mich,
Und stelle Thun und Lassen
O Gott, allein auf Dich!
Du wirst es Alles machen,
Thun, was mein Herze will,
Weil seine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Flammentod der Liebe.

(Sonett.)

Ich will dies halbe Mich, das wir den Körper nennen,
Dies mein geringstes Theil, verzehren durch die Glut,
Will, wie Alkmenens Sohn, mit unverwandtem Muth
Hier diese meine Last, den schnöden Leib, verbrennen,
Den Himmel auf zu gehn. Mein Geist beginnt zu rennen
Auf etwas Bessers zu. Dies Fleisch, die Hand voll Blut,
Muß ausgetauschet sein vor ein viel besser Gut,
Das sterbliche Vernunft und Fleisch und Blut nicht kennen.
Mein Licht, entzünde mich mit Deiner Augen Brunst,
Auf daß ich dieser Haut, des finstern Leibes Dunst,
Des Kerkers voller Wust und Grauen, werd' entnommen,
Und ledig, frei und los, der Schwachheit abgethan,
Weit über alle Luft und Himmel fliegen kann,
Die Schönheit anzusehn, von der die deine kommen.

Grabschrift eines Eigennützigen.

Hier lieget Silvius, der nichts umsonst gethan;
Es schmerzt ihn, daß man dieß umsonst hier lesen kann.

Grabschrift eines Bettlers.

Ohn Haus hab ich gelebt, todt hab' ich eines hier;
Im Leben hatt' ich nichts, todt bin ich reich dafür;
Mein Leben war nur Flucht, das Grab ist meine Ruh;
Im Leben ging ich bloß, hier deckte man mich zu.

Paul Flemming,

geboren den 5. October 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge, studirte zu Leipzig die Medicin und zugleich Poesie, erhielt schon als Student die Würde eines Kaiserlichen gekrönten Poeten, schloß sich einer holsteinischen Gesandtschaft nach Moskau, und dann 1635 einer nach Persien an, kehrte 1639 zurück, erwarb sich in Leyden die medicinische Doctorwürde, wollte sich dann in Hamburg niederlassen, ward aber von einer heftigen Krankheit ergriffen, der er 1640 erlag. Er nimmt unter den Lyrikern seiner Zeit die erste Stelle ein.

Vor der Abreise nach Persien.

1 In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat.
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.
2 Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst;
Er mag's mit seinen Sachen
Nach seinem Willen machen;
Ich stell's in seine Gunst.
3 Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist.
Ich nehm' es, wie er's giebet:
Was ihm an mir geliebet,
Das hab' ich auch erkiest.
4 Ich traue seiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.
5 Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen
Und haben noch Geduld.
6 Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mich lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.
7 Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,

Und Christus ist bei mir;
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, so auch hier.

8 Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her,
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und Alles nach Begehr.

9 Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie.
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen,
Und wissen fast nicht wie.

10 Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.

11 Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

12 Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut:
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

13 Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblich's zu:
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh'.

14 Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, sein;
Wird beiderseits gewähren,
Was unsre Wünsch' und Zähren
Ihn bitten überein.

15 So sei nun, Seele, seine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
So gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

An sich.

(Sonett.)

Sei dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren!
Weich' keinem Glücke nicht, steh' höher als der Neid!
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Zeit und Ort verschworen.
    Was dich betrübt und labt, halt Alles für erkoren,
Nimm dein Verhängniß an; laß Alles unbereut!
Thu', was gethan sein muß, und eh' man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.
    Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein Jeder selbst. Schau' alle Sachen an:
Das alles ist in dir. Laß deinen eiteln Wahn;
    Und eh' du fürder gehst, so geh' in dich zurücke!
Wer sein selbst Meister ist, und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und Alles unterthan.

Grabschrift auf sich selbst,

(drei Tage vor seinem Tode gedichtet).

Ich war an Kunst und Gut, an Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren;
Mein Schall flog überweit, kein Landsmann sang mir gleich;
Von Reisen hochgepreis't, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies Alles wird verstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch!
    Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonst Alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.
    Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Friedrich Freiherr von Logau,

geboren 1604 zu Nassebrockut bei Nimptsch, studirte Rechtswissenschaft, später Canzleirath des Herzogs Ludwig von Brieg, starb 1655, der bedeutendste Epigrammendichter der Deutschen (über viertehalbtausend Epigramme).

1. Der Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzund eine Braut, künftig eine Mutter werde.

2. Demuth.

„Ich trachte nicht nach hohen Dingen,
Ich geh' gern auf der niedern Bahn!"
Fing Clepticus zu schreien an,
Da man ihn sollt' an Galgen schlingen.

3. Poeterei.

Es bringt Poeterei zwar nicht viel Brod ins Haus;
Was aber drinnen ist, wirft sie auch nicht hinaus.

4. Ausnahme von einem Naturgesetze.

Der gesagt hat, daß kein Leer'
In der Natur findlich wär',
Der hat nicht gesehn so weit
In die Beutel unsrer Zeit.

5. Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

6. Geld.

Wozu ist Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Muth;
Wer's hat, hat Sorglichkeit;
Wer's hat gehabt, hat Leid.

7. Die Sünde.

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch ist's, in Sünden bleiben,
Christlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

8. Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Damit man durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

9. Die beste Arznei.

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schließt dem Arzt die Thüre zu.

10. Emsigkeit.

Man kann im Ruhn
Doch etwas thun;
Man kann im Thun
Doch gleichwohl ruhn.

11. Namen ohne Sache.

Was hat doch wohl für Stärke
Ein Glauben ohne Werke?
Wozu sind doch die Titel,
Bei welchen keine Mittel?

12. Weltbeherrscher.

Gott, Fleiß und die Gelegenheit
Beherrschen Menschen, Welt und Zeit.
Gott ist in Nöthen anzuflehn,
Gelegenheit nicht zu versehn,
Der Fleiß muß fort und fort geschehn.

Simon Dach,

geboren den 29. Juli 1605 zu Memel, studirte zu Königsberg Theologie und Philosophie, 1633 Collaborator an der dortigen Domschule, 1639 Professor der Poesie an der Universität, starb 1659. — Geistliche und weltliche Lieder (er bildet mit Roberthin, Albert u. A. den Königsberger Dichterkreis).

Freundschaft.

1 Der Mensch hat nichts so eigen,
So wol steht jhm nichts an,
Als daß er Trew erzeigen
Vnd Freundschafft halten kan,
Wenn er mit seines gleichen
Sol treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Hertzen, Mund vnd Hand.

2 Die Red ist vns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor vns nur sollen leben
Vnd fern von Leuten sein;
Wir sollen vns befragen
Vnd sehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So vns betreten hat.
3 Was kan die Frewde machen,
Die Einsamkeit verhelt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt.
Der kan sein Leid vergessen,
Der es von Hertzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt.
4 Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt.
Dann sol mir auch gefallen,
Der mir sich hertzlich giebt.
Mit diesen Bunds-Gesellen
Verlach' ich Pein vnd Noth,
Geh' auff den Grund der Hellen,
Vnd breche durch den Tod.

5 O daß wir Menschen lebten
In Unschuld, so wie ihr,
Nicht unaufhörlich schwebten
In sorglicher Begier!

An die Vögelein.

1 Die Lust hat mich bezwungen
Zu wandern in den Wald,
Wo von der Vögel Zungen
Die gantze Luft erschallt.
2 Fahrt fort, ihr Unschulds-Kinder,
Ihr Fröhlichkeits-Verein
Vnd Freiheits-Volk nicht minder,
Singt eure Melodein!
3 Ihr lebt ohn alle Sorgen
Vnd preist die Güt' und Macht
Des Schöpfers von dem Morgen
Bis in die späte Nacht.
4 Ihr strebet nicht nach Schätzen
Durch Mißgunst, Müh' vnd Streit;
Der Wald ist eur Ergetzen,
Die Federn sind eur Kleid.

Es muß gelitten sein.

1 Kein Christ soll jhm die Rechnung machen,
Daß lauter Sonnenschein
Hier um jhn werde sein,
Vnd er nur schertzen müss' vnd lachen.
Wir haben keinen Rosengarten
Hie zu gewarten.
2 Wer dort mit Christo hofft zu erben,
Gedenk' auch für vnd für
In dieser Welt allhier
Mit Jhm zu leiden vnd zu sterben.
Hie wird, was Gott vns dort erkoren,
Durch Kreutz geboren.
3 Der Wein muß erst gekeltert werden,
Eh als sein süßer Saft
Das Trauwren von vns rafft.
Der Weitzen, so vns stärckt auf Erden,
Kömpt durch das Mahlen vnd durch Hitze
Vns erst zu nütze.
4 Gold, Silber vnd viel ander Wesen
Muß auch durch's Fewer gehn,
Eh' als es kan bestehn.
Ein Krancker, wil er recht genesen,
Wird über den Artznei-Geträncken
Sich nicht viel kräncken.
5 Wer hat den Sieges-Krantz getragen,
Der nicht vom Uebermuth
Der Feind', von Schweiß vnd Blut
Vnd Kummer hat gewußt zu sagen?
Wer wird das Ziel im Wette-Rennen
Ohn Staub erkennen?
6 Ist noch so viel vns widerfahren,
So ist doch dieses Leid
Nicht werth der Herrlichkeit,
Die Gott an vns wil offenbaren,
Weil sie nach diesen kurtzen Jähren
Sol ewig währen.

Paul Gerhardt,

der Meister im geistlichen Liede, geboren um 1606 zu Gräfenhainichen in Sachsen, lebte später in Berlin, 1651 Probst in Mittelwalde, 1656 Diakonus an der St. Nicolaikirche in Berlin, 1666 abgesetzt, starb als Archidiaconus zu Lübben, den 7. Juni 1676.

Christliche Sommerfreude.

1 Geh' aus, mein Hertz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben.
Schau an der schönen Garten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

2 Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narcissus und die Tulipan
Die ziehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seyde.
3 Die Lerche schwingt sich in die Lufft,
Das Täublein fleucht aus seiner Klufft
Und macht sich in die Wälder.
Die hochgelobte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

4 Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewahrt sein Haus,
Das Schwälblein speißt die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kömmt aus seiner Höh'
In's tieffe Graß gesprungen.
5 Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten.
Die Wiesen liegen hart dabey,
Und klingen ganz vom Lustgeschrey
Der Schaff und ihrer Hirten.

6 Die unverdroßne Bienenschaar
Fleugt hin und her, sucht hier und dar
Ihr edle Honigspeise;
Des süssen Weinstocks starker Safft
Kriegt täglich neue Stärk und Krafft
In seinem schwachen Reise.
7 Der Weitzen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet Jung und Alt
Und rühmt die grosse Güte
Deß, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüthe.

8 Ich selbsten kan und mag nicht ruhn,
Des grossen Gottes grosses Thun
Erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn Alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Hertzen rinnen.
9 Ach! denk' ich, bist du hier so schön,
Und läßt Du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was wil doch wol nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden!

10 Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wol in Christi Garten sein,
Wie muß es da doch klingen,
Da so viel tausent Seraphim
Mit eingestimmtem Mund und Stim
Ihr Hallelujah singen!
11 O wär' ich da! O stünd' ich schon,
Ach süßer Gott, für Deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wolt' ich, nach der Engel Weis',
Erhöhen Deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen.

12 Doch wil ich gleichwol, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Hertze sol sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu Deinem Lobe neigen.
13 Hilf mir und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich Dir stetig blühe!
Gib, daß der Sommer Deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spat
Viel Glaubensfrücht' erziehe!
14 Mach' in mir Deinem Geiste Raum,
Daß ich Dir werd ein guter Baum,
Und laß mich wol bekleiben!
Verleihe, daß zu Deinem Ruhm
Ich Deines Gartens schöne Blum'
Und Pflantze möge bleiben!
15 Erwähle mich zum Paradeis,
Und laß mich bis zur letzten Reis
An Leib und Seele grünen!
So wil ich Dir und Deiner Ehr
Allein, und sonsten Keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Vertrauen auf Gott.

Befiehl dem Herren deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. (Ps. 37.)

1 Befiehl du deine Wege
Und was dein Hertze kränckt
Der allertreusten Pflege
Deß, der den Himmel lenckt!
Der Wolcken, Lufft und Winden
Gibt Wege, Lauff und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.
2 Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wol ergehn;
Auff sein Werck mußt du schauen,
Wenn dein Werck soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten sein.
3 Dein' ew'ge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und siht,
Was gut sey oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was Du dann erlesen,
Das treibst Du, starcker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Rath gefällt.
4 Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt Dir's nicht;
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht;
Dein Werck kann Niemand hindern,
Dein Arbeit darff nicht ruhn,
Wenn Du, was Deinen Kindern
Ersprießlich ist, wilst thun.

5 Und ob gleich alle Teufel
Hier wolten widerstehn,
So wird doch ohne Zweiffel
Gott nicht zurückegehn.
Was Er Ihm vorgenommen,
Und was Er haben will,
Daß muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.
6 Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und sey unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer jagt,
Mit grossen Gnaden rücken;
Erwarte nur der Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.
7 Auff! auff! gib deinem Schmertze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was das Hertze
Betrübt und traurig macht!
Bist du doch nicht Regente,
Der Alles führen soll;
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.
8 Ihn, ihn laß thun und walten!
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wann Er, wie Ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinaußgeführet,
Die dich bekümmert hat.
9 Er wird zwar eine Weil
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solst du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Fragt Er doch nichts nach dir.
10 Wird's aber sich befinden,
Daß du Ihm treu verbleibst,
So wird Er dich entbinden,
Da du's am wengsten gläubst;
Er wird dein Hertze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem Bösen
Bißher getragen hast.
11 Wol dir, du Kind der Treue!
Du hast und trägst darvon
Mit Ruhm und Dankgeschreye
Den Sieg und Ehrenkron'.
Gott gibt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.
12 Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller unsrer Noth!
Stärck unsre Füß und Hände
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit Deiner Pflege
Und Treu empfohlen sein:
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Georg Neumark,

geboren den 16. März 1621 zu Mühlhausen in Thüringen, studirte Rechtswissenschaft in Königsberg, lebte 1649 und 1650 in Thorn, 1651 Bibliothekar zu Weimar, 1653 in die „fruchtbringende Gesellschaft" aufgenommen, starb als Herzoglicher Archivsecretair 1681. — Geistliche und weltliche Lieder (letztere unbedeutend).

Trostlied.

1 Wer nur den lieben Gott läst walten,
Und hoffet auf Ihn allezeit,
Der wird Ihn wunderlich erhalten
In aller Noht und Traurigkeit.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.
2 Was helfen uns die schwere Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreutz und Leid
Nur grösser durch die Traurigkeit.
3 Man halte nur ein wenig stille,
Und sey doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille
Wie sein Allwissenheit es fügt;
Gott, der uns Ihm hat auserwehlt,
Der weiß auch sehr wol, was uns fehlt.
4 Er kennt die rechte Freudenstunden,
Er weiß wol, wenn es nützlich sey;
Wenn Er uns nur hat treu erfunden
Und mercket keine Heucheley,
So kömmt Gott, eh wir uns versehn,
Und lesset uns viel Guts geschehn.
5 Denck nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seyst,
Und daß Gott dem im Schoße sitze,
Der sich mit stetem Glücke speist;
Die Folgezeit verändert viel,
Und setzet Jeglichem ein Ziel.

6 Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen,
Und ist dem Höchsten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich;
Gott ist der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald stürtzen kan.

7 Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird Er bei dir werden neu;
Den, welcher seine Zuversicht,
Auf Gott setzt, den verläst er nicht.

Johann Scheffler (Angelus Silesius),

geboren 1624 zu Breslau, 1643 auf der Universität zu Straßburg, dann in Holland, hierauf in Padua, wo er 1646 Dr. med. ward, 1649 Leibarzt des Herzogs von Oels, trat 1653 zur katholischen Kirche über und ward k. k. Hofmedicus, trat 1661 in den Minoritenorden, 1664 Hofmarschall des Fürstbischofs von Breslau, starb 1677. — Lyrische Gedichte (geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche); Sinngedichte (Cherubinischer Wandersmann); zahlreiche polemische Schriften (gegen den Protestantismus). Er erinnert an die Mystiker des 14. Jahrhunderts; seine Sinngedichte spielen theilweise in's Pantheistische hinüber.

Aus den „Hirtenliedern der in ihren Jesum verliebten Psyche.“

Psyche vermahnt zur Nachfolge Christi.

1. Mir nach! spricht Christus, unser Held,
Mir nach, ihr Christen alle!
Verläugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruff und Schalle,
Nehmt euer Kreutz und Ungemach
Auff euch, folgt meinem Wandel nach!

2 Ich bin das Licht, ich leucht euch für
Mit heil'gem Tugend-Leben;
Wer zu mir kommt und folget mir,
Darff nicht im Finstern schweben;
Ich bin der Weg, ich weise wol,
Wie man wahrhafftig wandeln sol.

3 Mein Hertz ist voll Demütigkeit,
Voll Liebe meine Seele;
Mein Mund der fleußt zu jeder Zeit
Von süssem Sanftmut-Oele;
Mein Geist, Gemüte, Krafft und Sinn
Ist Gott ergeben, schaut auff ihn.

4 Fällt's euch zu schwer? ich geh voran,
Ich steh euch an der Seite,
Ich kämpfte selbst, ich brech die Bahn,
Bin alles in dem Streite.
Ein böser Knecht, der still darff stehn,
Wenn er den Feldherrn an sieht gehn!

5 Wer seine Seel zu finden meynt,
Wird sie ohn mich verlieren;
Wer sie umb mich verlieren scheint,
Wird sie nach Hause führen.
Wer nicht sein Kreutz nimmt und folgt mir,
Ist mein nicht werth und meiner Zier.

6 So lasst uns denn dem lieben Herrn
Mit unserm Kreutz nachgehen,
Und wolgemut, getrost und gern
In allen Leiden stehen!
Wer nicht gekämpfft, trägt auch die Kron
Des ewgen Lebens nicht davon.

Aus dem „Cherubinischen Wandersmann.“

1. Die neue und alte Liebe.

Die Liebe, wenn sie neu, braust, wie ein junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie seyn.

2. Der Geist bleibt allzeit frey.

Schleuß mich, so streng du wilt, in tausend Eisen ein,
Ich werde doch ganz frei und ungefesselt sein.

3. Ohne Warum.

Die Ros' ist ohn Warum; sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

4. Wer Gott dient, ist hoch adelich.

Mir dient die gantze Welt. Ich aber dien' allein
Der Ewgen Majestät: wie edel muß ich seyn!

5. Dein Kerker bist du selbst.

Die Welt, die hält dich nicht; du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so starck gefangen hält.

6. In dir muß Gott geboren werden.

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

7. Ich thue es Gott gleich.

Gott liebt mich über sich; lieb' ich Ihn über mich,
So geb ich Ihm so viel, als Er mir gibt aus sich.

Joachim Rachel,

geboren den 28. Februar 1618 zu Lunden im Norderdithmarsen, studirte zu Rostock und Dorpat besonders die alten Sprachen, erst Hauslehrer, später Rector an mehrern Orten, zuletzt in Schleswig, wo er 1669 starb. — Satyren (er lehnt sich an Opitz an).

Sprachmengerei und Purismus.

(Aus der Satyre „der Poet.“)

Es kompt mir eben vor, als wenn man ein
Gesicht, [bricht,
Dem keiner Schönheit Zier noch Liebligkeit ge-
Nach eitler Weiber Art noch will mit Pflastern
schmücken,
Die künstlich sein geschnitzt als Käffer oder
Mücken.
O unbesonnen Werck! Was hat die stoltze Pracht
Nicht wider die Natur gewürckt und außgedacht!
Kähm irgends auff die Welt ein Kind mit sol-
chen Flecken,
Wie sorglich solte man die Mißgeburt verdecken!
Wann öffentlich Hans Wurst wil außgelachet seyn,
So fleckt er das Gesicht, wie euch nun ist ge-
mein.
Nun, solch ein Narr ist auch, und würdig sei-
ner Kappen,
Der unser schönes Teutsch mit der Franzosen
Lappen
Noch besser machen will. Vor vielen Jahren schon
Sprach auch ein geistlich Mann auß einem hohen
Thon: [Thüren
„Monsieur, ich bin nicht werth, daß ihr zu meiner
Und in mein schlecht Logis solt hin mit mir
marchiren;
Un mot! sprecht nur ein Wort! ich weiß, zu
dieser Stund
Et tout incontinent, so wird mein Knecht ge-
sund“ . . .
Der gute Redner wolt des Hauptmanns Wort
außsprechen,
Der zu dem Herren kam in Nöhten und Ge-
brechen,
Wie sonsten ist bekant. Nun aber, Danck sey
Gott,
Ist diese Mummerey den Teutschen nur ein
Spott. —
Hergegen andre sind (wie vorgesagt) zu finden,
Die, allzugar genau, uns suchen einzubinden,
Sie haltens einen Mord, wenn etwa dem Latein
Ein Wörtlein ohngefehr nur ähnlich solte seyn.
Ein solcher Klügling wird nicht leiden, daß man
sage, [trage,
Wie er an seinem Kopf auch Naaß und Ohren
Denn beydes ist Latein; der Fuß sieht Griechisch
auß, [und Mauß.
Der Spiegel ist nicht Teutsch, noch minder Katz
Nun, Lieber, laß uns auch was gutes doch er-
dencken, [lencken!
Und auch nach dieser Kunst die Zunge glücklich
„Ey, Liebste, gehet doch einmal zum Gleicher
hin,
Der Schnauber ist euch schwartz; sonst seyd ihr
meinem Sinn
Und gutem Urtheil nach mit allen Schönheits-
wahren [Haaren
Vollkommlich außgeputzt von Scheitel und den
Biß auf die Trittung hin. Wenn euer Pflanz-
herr wolt,
Und eure Seuge mir so zugethan und holdt
Noch heute könte seyn, daß sie, mein liebstes
Leben,
Euch mir zum Eigenthum besitzlich wolten geben,
So flög' ich voller Glück biß an das blau Ge-
zelt, [Welt!“
Wo Phöbus prächtig steht, der Süchtling aller
Wer hat das Zipperlein so schwer an Händ' und
Füßen, [müssen?
Der dieses Narren-Wercks nicht solte lachen

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau,

geboren den 25. December 1618 zu Breslau, studirte zu Leyden, bereiste dann die Niederlande, England, Frankreich und Italien, 1646 Rathsherr zu Breslau, 1657 kaiserlicher Rath und Director des Königlichen Burglehns Ramslau, starb 1679. — Lyrische Gedichte (siehe unten den Abriß der Literaturgeschichte).

Abriß eines falschen Freundes.

Was ist doch insgemein ein Freund in dieser
Welt?
Ein Spiegel, der vergröst und fälschlich schöner
machet,
Ein Pfennig, der nicht Strich und nicht Gewichte
hält,
Ein Wesen, so aus Zorn und bittrer Galle
lachet,
Ein Strauchstein, dessen Glantz uns Schand und
Schaden bringt,

Ein Glas, an Tituln gut, und doch mit Gifft erfüllet,
Ein Dolch, der schimmerend ist, und uns zu Hertzen dringt,
Ein Heilbrunn (wie er heist), aus dem Verderben quillet,
Ein Goldgestickter Strang, der uns die Gurgel bricht,
Ein Freund, der ohngefehr das Hertze hat verlohren,
Ein Honigwurm, der stets mit süssem Stachel sticht,
Ein weisses Henneney, das Drachen hat gebohren,
Ein falscher Crocodil, der weinend uns zerreist,
Ein recht Sirenen-Weib, das singend uns erträncket,
Ein Safft, der lieblich reucht, und doch die Haut durchbeist,
Ein Mann, der uns umhalst, wenn seine Hand uns hencket,
Ein Gifftbaum voller Blüth, ein Moloch Musicant,
Ein übergoldte Perl, ein Lock-Aß zu den Nöthen,
Ein Apffel von Damasc, ein falscher Diamant,
Ein überzuckert Gifft, ein Irrlicht, uns zu tödten,
Ein Pfeiffer in das Garn, ein Spötter unsrer Pein,
Ein göldner Urtels-Tisch und eine faule Stütze,
Ein Zeug, das bald verschleist, ein ungegründter Schein,
Dem Teuffel allzusehr, dem Menschen wenig nütze.
Ein mehres läßt mir jetzt die Ungeduld nicht zu;
Mein Leser, fleuch den Krahm von solchen falschen Waaren,
Was diesen Eifer-Reim erprest, das meide du!
Ach, hätt' ich, was ich schrieb, nicht auch zugleich erfahren!

Daniel Caspar von Lohenstein.

(Siehe oben Seite 21.)

Reihen der Tyber und der sieben Berge in Rom.

(Aus der „Epicharis.")

Die Tyber.

So muß ich ewig blutig fliessen?
Hat Rom sein sieben-bergicht Haupt
Sonst nirgends hin zu legen wissen?
Euch andern Strömen sey erlaubt,
Das Haupt der Welt euch zu vermählen:
Ich wünsch', ein Ufer, wo die Flut
Nicht wandelt ihr Crystall in Blut,
Mit meinen Nymphen zu erwählen.

Die Berge.

Fleuch, edler Fluß, biß an des Taurus Klüffte,
Fleuch hin, biß wo der Nil entspringt!
Verbirg dich gar in Calpens finstre Grüffte,
Und wo der Anas sich verschlingt;
Du wirst doch nur dein silbern Kleid beflecken,
Weil alle Klippen in der Welt,
Seit Nero Schwerdt und Zepter hält,
Geronnen Blut und blasse Leichen decken.

Die Tyber.

Der Blutbrunn muß nach Rom gesetzet
Durch das Verhängniß worden seyn;
Eh' es auff frembde Stahl gewetzet,
Weicht es durch Bruders-Blut sich ein.
Ja, wo hat sonst sich dis begeben,
Was Tullia dem Vater thut?
Vom Nero treufft der Mutter Blut,
Der Priester bleibt an Tempeln kleben.

Die Berge.

Ihr Schutzherrn, ihr, ihr sieben Irrgestirne,
Schlagt ihr so sehr uns aus der Acht?
Eröffnet doch, daß euer Eifer zürne,
Wenn uns der Blut-Fürst fleckigt macht.
Laßt lieber uns die Adern gar versengen,
Als daß aus ihnen Blut-Schaum quillt;
Wenn gleich kein Purpur uns umbhüllt,
So wolln wir euch doch sattsam Ehr erzeigen

Die Tyber.

Diana, Mutter alles Feuchten,
Nicht flösse deinen Thau mir ein!
Laß mir nicht mehr dein Antlitz leuchten,
Weil selbst durch meinen Wiederschein
Die weissen Ochsen sich beflecken.
Wo nicht, so regne Tag und Nacht,
Daß meiner Stürmen Wellen Macht
Den Bluthund möge gar erstecken.

Die Berge.

Stopff immer auff die Alabaster-Röhren,
Du heilger Vater Apennin,
Und lasse sich der Tyber Wellen mehren,
Daß sie den Bluthund reissen hin,
Den unsre Schulter kaum mögen tragen:
Denn wo verspielt der Menschen Witz,
Da müssen Berge, Flüsse, Blitz,
Ja Sternen selbst Tyrannen niederschlagen!

Hans Aßmann Freiherr von Abschatz,

geboren den 4. Februar 1646 auf dem Gute Wörbitz in Schlesien, studirte Rechtswissenschaft in Straßburg und Leyden, machte dann größere Reisen, lebte hierauf auf seinen Gütern, 1675 Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz, später vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben, starb 1699, der letzte Anhänger der Hoffmannswaldauischen Schule. — Lyrische Gedichte.

Ermunterung zur Freude.

1 Ergötzet die Sinnen
Mit frohem Beginnen;
Doch dencket dabey,
Daß Leyden und Scheiden
Der irdischen Freuden
Verwechselung sey.
2 Die Sähne vom Bogen,
Die immer gezogen,
Bricht endlich und reist;
In stetigem Trauren
Das Hertze vermauren
Ersteckt den Geist.

3 Vernünfftiges Schertzen
Ermuntert die Hertzen,
Erfrischet das Blutt;
Drum brauchet der Jugend
In Ehren und Tugend
Mit fröhlichem Mutt.

4 Lacht, spielet und singet,
Schwätzt, tantzet und klinget!
Die Blüthe geht hin.
Diß, was ihr empfunden
In lustigen Stunden,
Ist euer Gewinn.

Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz,

geboren den 27. November 1654 zu Berlin, studirte zu Leyden und Leipzig, bereiste dann Italien, Frankreich, England und die Niederlande, hierauf Kammerjunker beim großen Kurfürsten, 1682 Hof- und Legationsrath, 1688 Geheimrath, 1697 Reichsfreiherr, starb 1699. — Lyrische Gedichte; Satyren (seine Poesie ist der französischen nachgebildet).

Zufriedenheit in niedrigem Stande.

1 Ich trachte nicht nach solchen Dingen,
Die hoch und zu gefährlich sind;
Mein Geist scheint nirgend durchzudringen,
Als wo er leichte Bahne findt.
Ich ruhe sanfft bis an den Morgen,
Wenn mancher, welcher voller Sorgen,
Nach eitler Hoffnung ängstlich ringt,
Der blinden Göttin Weyrauch bringt.
2 Ich mercke, daß in unserm Leben
Was Göttliches mit unter spielt;
Wer sich will zu den Sternen heben,
Und diesen Trieb nicht bey sich fühlt,
Muß endlich gar ein Spott auf Erden,
In sich selbst Höll' und Hencker werden,
Weil der, der sich am meisten quält,
Zu erst offt seinen Zweck verfehlt.
3 Wer will, mag in den Lüfften fliegen,
Mein Ziel erstreckt sich nicht so weit;
Ich lasse mich mit dem begnügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut.
Ein andrer mag sich knechtisch beugen,
Um desto höher aufzusteigen;
Ich neid' ihn nicht in meinem Sinn
Und bleibe gerne, wer ich bin.

Christian Wernicke,

geboren in Preußen (wo?), besuchte 1685 die Universität Kiel, lebte eine Zeit lang am Hofe der Herzogin von Mecklenburg, erhielt später in England eine Anstellung bei einer Gesandtschaft, wohnte dann einige Jahre in Hamburg, wurde zuletzt dänischer Staatsrath und ging als dänischer Resident nach Paris, wo er um 1718 starb. — Epigramme.

Epigramme.

1. Auf gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wol. Der Reim? geschickt.
Die Wort? in Ordnung. Nichts, als der Verstand verrückt.

2. Auf gewisse Trauerspiele.

An stat Mitleiden oder Schrecken
In seinen Hörern zu erwecken,
So füllt Archombrotus mit viel
Gelahrtheit seine Trauerspiel'.
Er hält auch mehr an allen Orten
Von grossen, als geschickten Worten,

So daß man alle Helden sieht,
Die er auf seinen Schauplatz zieht,
Stat Römscher Tracht in sammtnen Peltzen,
Und stat der Socken gehn auf Steltzen.

3. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten.

Astolph beschreibt ein Thier, das in den Wäldern wohnt,
Und in der hohlen Eich als seinem Neste lebet,
Das um unwegsame Gebürge brummend schwebet,
Und offt auch nicht des Bluts des müden Pilgrims schont.
Merck aber, wie er dich durch falschen Pracht betrüge:
Du denkst, es sey ein Löw, und es ist eine Fliege.

4. Die Klagen über die itzige Zeit.

Man klagt, daß alte Lieb und Treue sey verlohren,
Daß aller Segen sich verkehrt in einen Fluch;
Allein wenn ich die Zeit, die vorhergeht, durchsuch',
So danck ich Gott, daß ich in dieser bin gebohren.

Barthold Heinrich Brockes,

geboren 1680 zu Hamburg, machte viele Reisen, 1720 Rathsherr in seiner Vaterstadt, vielfach an deutsche und auswärtige Höfe gesandt, 1735 Verwalter des Amtes Ritzebüttel, starb 1747. — Bilderreiche, fromme Naturschilderungen; Hauptwerk: „Irdisches Vergnügen in Gott;" Uebersetzungen (Jahreszeiten von Thomson u. a.).

Das Firmament.

Als jüngst mein Auge sich in die Sapphirne Tieffe,
Die weder Grund, noch Strom, noch Ziel, noch End' umschrenckt,
Ins unerforschte Meer des holen Lufft-Raums senckt',
Und mein verschlungner Blick bald hie bald dahin liefe,
Doch immer tieffer sanck: entsatzte sich mein Geist,
Es schwindelte mein Aug, es stockte meine Seele
Ob der unendlichen, unmässig'-tieffen Höle,
Die wol mit Recht ein Bild der Ewigkeiten heißt,
So nur aus Gott allein, ohn' End und Anfang stammen.
Es schlug des Abgrunds Raum, wie eine dicke Fluth
Des bodenlosen Meers auf sinckend Eisen thut,
In einem Augenblick auf meinen Geist zusammen.
Die ungeheure Grufft des tieffen dunckeln Lichts,
Der lichten Dunckelheit, ohn' Anfang, ohne Schrancken,
Verschlang sogar die Welt, begrub selbst die Gedancken;
Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punct, ein Nichts,
Und ich verlohr mich selbst. Diß schlug mich plötzlich nieder;
Verzweiflung drohete der gantz verwirrten Brust;
Allein, o heylsams Nichts! glückseliger Verlust!
Allgegenwärt'ger Gott, in dir fand ich mich wieder!

Johann Christian Günther,

geboren den 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien, studirte die Arzneiwissenschaft zu Wittenberg, ergab sich hier Ausschweifungen, versank in Schulden, führte später ein unstetes Leben und starb schon 1723. Goethe nennt ihn einen „Dichter im vollen Sinne des Wortes." — Lyrische Gedichte.

An Gott.

1 Was kann ich armer Mensch davor,
Wenn Noth und Angst zur Sünde zwingen?
Herr, neige, dein geneigtes Ohr!
Ich will ein kleines Opfer bringen:
Es blutet weder Schaf noch Rind,
Ich habe Weihrauch angezündt,
Nicht Weihrauch, den die Bäume schwitzen,
Ein ängstlich Herz und treu Gebet
(Du hast es ja noch nie verschmäht)
Soll wider Zorn und Rache schützen.

2 Die Größe Deiner Majestät
Erkenn' ich aus den kleinsten Dingen:
Dein Arm, der über Alles geht,
Kann Wasser aus dem Felsen zwingen;
Du sprichst ein Wort, so wird es licht;
Bedroh das Meer — es regt sich nicht;
Befiehl, so wird die Fluth zu Flammen;
Du winkst, so steht der Sonne Lauf,

So thun sich Tief' und Abgrund auf
Und werfen Erd' und Stern' zusammen.
3 Du zürntest ehmals, großer Gott,
Da wuchs das Wasser über Berge;
Der Starken Hochmuth war Dein Spott,
Auch Riesen fälltest du durch Zwerge.
Aegypten trotzt und stärkt sein Heer,
Ein Stock verjagt es in das Meer:
Da schwamm Volk, König, Roß und Wagen.
Der Wind bringt Fleisch,*) die Wüste Brod.
Manasse fällt, Du schickst ihm Noth;
Er weint, Du änderst Kett' und Klagen.
4 Dein Rath und Weg ist wunderlich,
Du wirst auch mir zu helfen wissen.
Ich hoff', ich trau Dir. Zeige Dich,
Mein Lästrer wird sich schämen müssen.
Kein Unglück schlägt die Zuversicht:
Du kannst, Du mußt, Du läßt mich nicht!
Die Buß ist hier, der Trost schwebt oben.
Kein menschlich Ansehn hebt die Pein; —
Getrost, mein Herz! So muß es sein:
Wir sollen bloß den Höchsten loben.

*) 2. Mos. 16, 13 (die Wachteln).

Karl Friedrich Drollinger,

geboren zu Durlach 1688, gestorben als Mitglied der Regierung zu Basel 1742. — Lyrische Gedichte, Satyren und Anderes.

Ueber die Tyranney der deutschen Dichtkunst.

(Satyre auf den Alexandriner.)

Ihr Musen helft! Der Verse Tyranney
Ist allzu schwär! O macht uns endlich frei!
Uns plagt ja schon mit seinem Schellenklang
Der Feind von Geist und Witz, der Reim, zu lang,
Der, von den rauhen Barden ausgeheckt,
Die strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt.
Was schreibt doch noch der deutsche Dichter-Chor
Für eine Versart sich zur Strafe vor:
Ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein,
Zu groß für Einen und für Zween zu klein.
Je mehr er hat, je mehr ihm stets gebricht;
Zwelff Füsse helfen ihm zum lauffen nicht;
Ihn macht dem Ohr kein Wechsel angenem,
Und kein geschicktes Maß dem Sinn bequem.
Er trabt betrübt daher mit schwärem Schritt,
Ein gleicher Tact bestimmt ihm jeden Tritt;
Beim Sechsten stellt, auch wenn er lauffen will,
Das strenge Reimgesätz ihn immer still.
Vernunft und Witz entweicht vor seinem Zwang,
Und findt ihn bald zu kurz, und bald zu lang;
Und wenn sein Tic und Tac beständig schallt,
Gleich einer Glocke, so entschläft man bald.
Schau, wie so oft ein Dichter ängstlich ringt,
Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt!
Er martert sich, verdreht, versetzt, verschränkt;
Der Sinn wird schwach, die Sprache wird gekränkt.
Ein Einfall fließt, doch kan er nicht bestehn,
Warum? Zween Füsse fehlen noch zu Zehn.
Was ist zu tuhn? Ein Flickwerk kömmt herbey,
Daß die geschworne Zahl nur richtig sey.
Die Zahl ist ganz. Das Werk will doch nicht fort;
Der Abschnitt fällt nicht recht auf seinen Ort.
Nach langer Müh gebihrt man eine Brut,
Von Wind und Luft erfüllt, für Geist und Blut;
Und ist sie nicht an Kraft und Geiste leer,
So zeigt ihr Leib den Zwang nur desto mehr.
Was Wunder, daß der Britten feiner Ohr
Ein Reimgebäude sich vorlängst erkohr,
Das, nicht so sehr vom Regelzwang beschränkt,
Sich nach des Dichters Wunsch bequemer lenkt,
Bald hier, bald dort den Abschnitt wechselnd stellt,
Und, wie die Regung will, so läufft, als hält.

Johann Christoph Gottsched.*)

(Siehe oben Seite 26.)

Ode an Herrn Magister Just Gottfried Rabenern.

1 Freund von altem Schrot und Korne,
Deutschgesinnter Ehrenmann!
Phöbus reizt mich itzt zum Zorne,
Daß ich mich nicht halten kann.
Aber sprich, wer hört mir zu?
Werther Rabner, das bist du.
2 Ruh einmal von deinen Schriften,
Schone deinen scharfen Kiel,
Der dir größern Ruhm wird stiften,

*) Siehe oben Anmerkung Seite 26.

Als mein schlechtes Seytenspiel,
Da zumal der deutschen Welt
Itzt nur Bav und Mäv gefällt.
3 Heraklit ist auszulachen,
Ist's nicht wahr, geliebter Freund?
Der bey allen Lumpensachen
Wie ein altes Weib geweint,
Und, was alle Welt ergetzt,
Herber Thränen werth geschätzt.
4 Tausend Dank sey euch, ihr Alten,
Die ihr durch manch ewig Blatt
Uns den Demokrit erhalten,
Dessen Ruhm nichts gleiches hat,
Weil er stets mit ganzer Macht
Aller Thoren Thun verlacht.
5 Freund, ich weiß, du kannst nicht pinseln,
Denn du bist kein Sauertopf;
Und wie schickt sich flehn und winseln
Für dergleichen muntern Kopf?
Ist's nicht wahr? ein kluger Scherz
Labet dir und mir das Herz.
6 Lache denn aus Herzensgrunde,
Lache doch, ich lache mit,
Wenn Serran und Kunigunde
Freudig in den Ehstand tritt,
Bloß weil keins von beyden sieht,
Was ihm schon für Elend blüht.
7 Lache, wenn die Einfalt pralet,
Und ihr hundertjährig Haus
Marmor-ähnlich übermalet,
Lache solch ein Babel aus,
Das mit seiner Farben Pracht
Narrenmasken schamroth macht.
8 Lache, wenn Pralanders Künste
Weiter nichts als Rauch und Wind,
Weiter nichts als faule Dünste
Seines kranken Hirnes sind,
Ob ihn gleich die halbe Welt
Für der Klugheit Muster hält.
9 Lache, wenn Asträens Krone
Schülern an der Scheitel blitzt,
Bloß weil Themis auf dem Throne
Mit verbundnen Augen sitzt,
Und sich selber zum Verdruß
Jeden Stümper krönen muß.
10 Lache, wenn sich junge Knaben,
Die den edlen Priscian
Noch nicht halb begriffen haben,
Pilzen gleich hervor gethan,
Und als Schüler im Latein
Doch der Weisheit Meister seyn.
11 Lache, — doch du wirst schon wissen,
Was recht lachenswürdig sey.
Es ist Zeit, mein Lied zu schließen;
Fällt dir's aber irgend bey,
Daß ich elend Zeug gemacht,
Gut, so sey es ausgelacht!

Johann Jakob Bodmer.

(Siehe oben Seite 27.)

Aus der Colombona (Gesang III.)

. . . . Die erdumfahrende sonne
Reist' indessen zum osten; schon lief das morgengold hüpfend
Auf dem silber der flut und verhieß dem glücklichen schiffe [glanze,
Eine schimmernde scene des tags in goldenem
Rein und gesund. Da steigt nicht aus der tiefe die fäulniß [dünsten;
In die luft und beschmüzt sie mit unterirdischen
Sondern ein kühler landwind belebt das blut in den adern,
Küßt das wasser und tanzt in der flut; glattschimmernde wellen
Saugen den lauen stral der sonn', und hier und da spielen
Thiere der see am rande. Colombo, der günstling des schicksals,
Hieng mit gestärktem aug' an des Horizonts südlicher eke. [rüken
Plötzlich sieht er ein düsteres land mit unebenem
Aus der flut aufsteigen und mit dem laufe des schiffes [zeigen,
Horizontal sich ziehen und stets verschiedlicher
Sieht es, mit waldichten bergen bekrönt, die meere begränzen,
Siehts, und arbeitet im sehn, mit dichten förstern beschattet.
Da er nun allen zweifel von optischer falschheit zerstreut sieht,
Oeffnet er seine Brust der lange gefangenen Freude,
Ruft dann oft wiederholend: „Land! land!“ Die hohen und niedern
Wallen von jedem geschäft, an welchem die fröhliche stimme
Jeglichen fand, auf die dek', und erforschten mit eigenen augen
Jeder das land, das ihnen sein wort verkündigt. Die landschaft [sich breiten.
Breitete sich in ufer und fluren; sie sahn sie
Sieghaft hüpfte die freude von jeder Brust auf die lippen,
Jauchzete laut: „Land! land!“ u. s. w.

Ueberblick der Literaturgeschichte.

§. 1. Die Literatur eines Volkes im weitern Sinne umfaßt seine sämmtlichen bedeutendern in der Schrift niedergelegten Geisteserzeugnisse. Wir beschränken hier aber die Geschichte der deutschen Literatur auf diejenigen schriftlichen Denkmäler unseres Volkes, die in deutscher Sprache verfaßt sind, und unter diesen wieder auf solche, die, aus einer freiern Geistesthätigkeit entsprungen, die geistige Entwicklung der Nation am deutlichsten abspiegeln, schließen demnach nicht bloß die von Deutschen in fremden Sprachen verfaßten Schriften, sondern auch die deutschgeschriebenen Werke der Gelehrsamkeit aus, die sich nicht zugleich in künstlerischer Form darstellen, es sei denn, daß sie durch eine besondere Einwirkung auf die innere Entwickelung der Nation, oder für die Geschichte der Sprache von Bedeutung geworden sind.

Wie jede Sprache, so zerfiel auch die deutsche schon in den ältesten Zeiten, von denen wir durch schriftliche Denkmäler Kunde haben, in viele Mundarten, die sich in folgende fünf Hauptmundarten zusammenfassen lassen: 1) die gothische, 2) die ober- oder hochdeutsche (das Alemannische oder Schwäbische, das Baierisch-Oesterreichische und das Fränkische umfassend), 3) die niederdeutsche (das Niederländische, Friesische und Sächsische), 4) die angelsächsische, 5) die nordische. Die beiden letztern, die sich (in England und Scandinavien) zu selbständigen Schriftsprachen ausgebildet haben, werden mit den in ihnen verfaßten Werken von diesem Ueberblick unserer Nationalliteratur ausgeschlossen. Dasselbe ist bei einem Zweige des Niederdeutschen der Fall. Einige ältere niederdeutsche Denkmäler sind jedoch zu wichtig für die Geschichte unserer Sprache und Poesie, um unberücksichtigt bleiben zu dürfen; und das Gothische, wenn es gleich früh mit dem Volke erloschen ist, verdient eine gleiche Berücksichtigung, weil ihm die ältesten Denkmäler deutscher Sprache angehören. Hauptsächlich hat sich aber die deutsche Literaturgeschichte mit den in hochdeutscher Sprache verfaßten Schriftwerken zu beschäftigen. Wir unterscheiden drei Hauptentwickelungsstufen des Hochdeutschen: 1) das Althochdeutsche, 2) das Mittelhochdeutsche, 3) das Neuhochdeutsche. Nehmen wir als Grenzscheide der ältern und der neuern Zeit die Epoche der Reformation, etwa das Jahr 1525 an, so gehören die beiden ersten Entwickelungsstufen der ältern Zeit, und die dritte der neuern Zeit an. Es wäre ein Irrthum, wenn man glaubte, daß unsere Sprache auf ihren frühern Entwickelungsstufen ganz ungebildet und roh gewesen sei. Vielmehr zeichnete sich die Sprache unserer Altväter, und namentlich die gothische, die als die Mutter der hochdeutschen betrachtet werden kann, durch würdevollen Wohllaut, durch Reinheit der Vocale, durch den kräftigen vollen Klang der Endungen, durch Fülle der Formen, durch Schärfe des Ausdrucks, durch Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen vor unserer neuhochdeutschen Sprache aus, wogegen diese ihr in Beweglichkeit des Satzbaus überlegen ist.

§. 2. Unsere Nationalliteratur hat den Vorzug, daß sie zwei classische Perioden gehabt (vgl. Handbuch II, Seite 274), und zwar die erste, nachdem der Geist des Christenthums mit dem germanischen verschmolzen war, die zweite, nachdem unsere Literatur den Geist des classischen Alterthums und den der neuern Culturvölker sich angeeignet hatte. Die erste Periode gehört der ältern Zeit (ihr Höhenpunkt dem letzten Viertel des 12. und dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts), die zweite der neuern Zeit an; Trägerin der ersten Blüthe war die mittelhochdeutsche, der zweiten die neuhochdeutsche Sprache. Jeder dieser beiden Blüthenperioden gingen Zeiten voran, in denen Altes und Neues im Kampfe miteinander lag; und so gliedert sich die Geschichte unserer Nationalliteratur zunächst in vier Perioden, zwei Vorbereitungs- und zwei Blüthenperioden, von denen je eine der ältern, und je eine der neuern Zeit zufällt:

In der ersten Periode, die von den ältesten Zeiten bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts reicht, verschmolz allmälig das Christliche mit dem Germanischen, und bereitete sich die erste Blüthezeit vor.

Die zweite Periode, bis c. 1525 reichend, umfaßt die erste Blüthezeit, aber auch zugleich die Zeit des Welkens.

In der dritten Periode, die bis etwa 1725 reicht, also gerade zwei Jahrhunderte umfaßt, werden die Reste des Alten von den neu eindringenden Elementen (alt-classischer Literatur und Literaturen der gebildeten Nachbarvölker) bekämpft und besiegt.

Die vierte Periode endlich, von 1725 bis zur neuesten Zeit, umschließt die zweite Blüthezeit.

Jede dieser vier Perioden zerlegen wir, wie sich weiterhin näher zeigen wird, in zwei Abschnitte.

Erste Periode.

Erster Abschnitt.

Von der ältesten Zeit bis zu Karl's des Großen Zeit.

§. 3. Tacitus berichtet, daß die Germanen den Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus als Stammväter des Volkes, ferner Arminius, den Befreier vom Römerjoch, in Gesängen gefeiert. Auch spricht er von Liedern, die theils vor der Schlacht, theils bei fröhlichen Gelagen angestimmt wurden. Es liegt in der Natur der Sache, daß nicht alle Germanen in der Gesangeskunst productiv waren; doch gab es bei ihnen keine Sängerkaste, wie die Barden bei den keltischen, die Skalden bei den scandinavischen Völkern.

Von jenen Dichtungen, deren Tacitus gedenkt, haben sich keine erhalten; die Fluth der Völkerwanderung hat sie zerstört oder umgebildet. Neben dieser war die Einführung des Christenthums von unberechenbarer Wirkung. Es läßt sich schwerlich etwas ersinnen, was so sehr im Stande wäre, die mit dem heimischen Boden und dem alten Glauben innig verwachsene Poesie eines Volkes umzugestalten, als wenn es von seiner Heimath losgerissen wird, wenn Stämme mit Stämmen sich vermischen, und seine Religion einer neuen weichen muß. Doch selbst Völkerwanderung und Christenthum vermochten nicht alle Keime der alten Poesie gänzlich zu vertilgen; manche derselben überlebten die innere und äußere Umbildung der Nation und zogen später aus den neuen Elementen neue Nahrung. Als die Vermählung des deutschen Geistes mit dem christlichen vollzogen war, da erblühte, wie sich in der zweiten Periode zeigen wird, die deutsche Poesie in Pracht und Fülle. Bis dahin aber zeigt unsere Literatur ein unerfreuliches Bild; und welcher Art die damaligen Erscheinungen sein mußten, läßt sich nach dem eben Bemerkten vorauserkennen: neben Ueberresten der volksmäßigen Dichtung finden wir vorzugsweise Geistliches, Kirchliches in Poesie und Prosa.

Wir theilen das, was sich aus diesem Abschnitt erhalten hat, nach den Mundarten in drei Gruppen:

1. Gothisches. Außer Ulfilas' Bibelübersetzung (s. oben S. 1) nur noch eine Auslegung des Evang. Joh. (aus römischen und mailändischen Handschriften herausgegeben von Maßmann), vielleicht auch von Ulfilas, und zwei Papyrusrollen aus Neapel und Arezzo, unter Theodorich dem Großen verfaßt.

2. Althochdeutsches. Zwei Zauber- oder Heilsprüche, in Merseburg entdeckt (der eine zur Entfesselung eines Kriegsgefangenen, der andere zur Heilung der Fußverrenkung eines Pferdes), das Wessobrunner Gebet (S. 30), exhortatio ad plebem christianam (S. 2), eine Interlinear-Uebersetzung des Ambrosianischen Lobgesanges (S. 2), die altfränkische Uebersetzung des Tractats de nativitate domini des Erzbischofs Isidor von Sevilla (S. 2.), eine Uebersetzung von Kero's Benedictinerregel (um 760).

3. Niederdeutsches. Das Hildebrandslied (S. 28).

Zweiter Abschnitt.

Von Karl dem Großen bis c. 1150.

§. 4. Karl's des Großen Verdienste um die Bildung seiner Zeit waren unstreitig bedeutend: er gründete Schulen, zog berühmte Gelehrte herbei und gab überhaupt durch die Größe seines Lebens und Wirkens den Geistern einen höhern Schwung; aber sein Einfluß auf die nationale Poesie war schwerlich ein förderlicher. Unzweifelhaft sind seine Bemühungen für die Hebung der deutschen Predigt; auch soll er alte Lieder gesammelt haben; allein mit seinem Eifer für Verbreitung des Christenthums hing es nothwendig zusammen, daß er nicht geneigt sein konnte, die heidnische Poesie dem Volke als Eigenthum zu bewahren. Unter Ludwig dem Frommen wurden viele Denkmäler derselben vernichtet. Dann folgten rauhe Zeiten, in denen durch die Raubeinfälle der Normannen, Magyaren und Slaven manche Blüthen der Bildung zerstört wurden. Unter den Ottonen knüpften sich nähere Verbindungen mit Italien und Constantinopel an, in Folge deren vor dem Eindringen altclassischer Elemente die deutsche Sprache noch mehr zurücktreten mußte. Es wurden Gedichte in lateinischer Sprache verfaßt, und das Lateinische sogar zur Behandlung nationaler Gesangesstoffe angewandt (lateinische geistliche Schauspiele der Nonne Roswitha zu Gandersheim; Walther's von Aquitanien Flucht vom Mönch Eckehard zu St. Gallen). In den deutschen Denkmälern dieses Abschnittes waltet der hochdeutsche Dialekt vor; nur das zweite der im Folgenden aufgeführten ist niederdeutsch.

1. Poetisches. Muspilli (S. 30); die altsächsische Evangelienharmonie oder der Heliand (S. 31); Otfried's Krist, hochdeutsche Evangelienharmonie (S. 32); das Ludwigslied (S. 34); die sogenannte Görlitzer Evangelienharmonie der Frau Ava (S. 36); eine poetische Bearbeitung der Bücher Mosis (S. 36) und einiges Andere.

2. Prosaisches. Der Schwur Karl's des Kahlen (S. 3); Uebersetzung von Tatian's Evangelienharmonie (S. 3); Notker's Uebersetzungen (S. 3); Williram's Uebersetzung des hohen Liedes (S. 4); Physiologus I. und II. (S. 5); Uebersetzung von Nortpert's Tractatus de virtutibus (S. 5), Beichtformeln, Glaubensbekenntnisse und einiges andere minder Bedeutende.

Zweite Periode.

Erster Abschnitt.

Von c. 1150 bis 1300.

§. 5. Die zweite Periode umschließt in ihrem ersten (kleinern) Abschnitte die erste Blüthezeit unsrer Nationalliteratur. Mehrere Umstände vereinigten sich zur raschern Entwickelung dieser Blüthe. Die Kreuzzüge regten die Geister mächtig auf und gewährten einen Reichthum neuer Bilder und Ideen und eine Fülle neuer poetischer Stoffe. Die abendländischen Völker lernten die Völker und Naturwunder Griechenlands und des Orients aus eigener Anschauung kennen, tauschten auf den gemeinsamen Heereszügen ihre Gesangesstoffe gegeneinander aus und schöpften überdies aus den Gesangesquellen des Morgenlandes. Am frühesten und raschesten entwickelte sich in Folge dieser Anregungen die Poesie und eine höhere Bildung in Frankreich (provençalische Sprache, Troubadours, Trouvères), bald aber auch in Deutschland, welches jetzt durch den Glanz des Kaiserthrones unter den christlichen Reichen hervorleuchtete und in den Hohenstaufen ein ausgezeichnetes Herrschergeschlecht besaß. Von sehr großem Einfluß war ferner der Umstand, daß die Ausübung der Poesie von der Geistlichkeit zum Ritterstande überging, in dessen Händen sie sich zu einer höfischen Kunst ausbildete, zu deren Uebung sich Kaiser und Fürsten nicht zu hoch dünkten. Einzelne Höfe, besonders der thüringische und österreichische, gewährten den Sängern gastliche Aufnahme. Daneben nahmen auch, besonders noch im Anfange dieses Abschnittes, Geistliche an der Ausübung der Dichtkunst Theil; und fahrende Leute niederer Volksclassen (Spielleute), in Städten und Dörfern umherziehend, trugen die im Volksmunde fortlebenden Heldensagen bei Volksfesten und andern Gelegenheiten vor.

Wir gruppiren die poetischen Denkmäler dieses Abschnittes nach den poetischen Gattungen, die vorzugsweise gepflegt wurden (Epos, Lyrik, Didaktik), und erwähnen schließlich die nicht zahlreichen prosaischen Denkmäler.

A. Epos. Man hat auf diesem Felde die Erzeugnisse der Volkspoesie und die der Kunstpoesie zu unterscheiden. Jene entwickelten sich aus dem dichterischen Vermögen der Nation, diese sind das Ergebniß des Sinnens, der Arbeit, der Kunst eines Einzelnen. Stoff der Volkspoesie kann nur das sein, was mit dem Leben und der Geschichte des ganzen Volkes innig verwachsen ist; Stoff der Kunstpoesie sind die Erlebnisse und Erfahrungen des Einzelnen oder das durch poetische Divination von ihm Errathene oder Vorweggenommene, oder das Leben, wie es sich im Seelenspiegel eines bedeutenden Individuums darstellt. Der Volkspoet hält sich an die nationalen Gesangesstoffe; dem Kunstpoeten sind ausländische willkommen, an denen er seine poetische Kraft besonders üben und bethätigen kann. Bei den Erzeugnissen der Volkspoesie kann man nicht füglich nach den Verfassern fragen, wie bei denen der Kunstpoesie, da an der Ausbildung jener sich das Volk betheiligt; die Sänger der Volkslieder sind die Aufbewahrer und Erneuerer des alten poetischen Nationalschatzes. In dem Abschnitte, der uns beschäftigt, ist die Volkspoesie durch die fahrenden Sänger, die Kunstpoesie vorzugsweise durch den Adel vertreten. Auch in der Versform unterscheiden sich die Erzeugnisse beider: die Volkspoesie bediente sich theils der sogenannten Nibelungenstrophe (vier Langzeilen, die drei ersten mit 6, die vierte mit 7 Hebungen), theils des sogenannten Berner Tons (einer dreizehnzeiligen Strophe mit lebhaftem Gange des Versmaßes); die Kunstpoesie brauchte für die Erzählung kurze Reimpaare (paarweis gereimte Zeilen mit je 4, oder bei weiblichem Schlusse mit je 3 Hebungen) und für die Lyrik den dreitheiligen Strophenbau.

§. 6. Die epischen Gedichte der Kunstpoesie, über die zunächst eine Uebersicht folgt, beruhen auf gewissen Sagenkreisen, deren sich sieben unterscheiden lassen: 1) Sagenkreis Karl's des Großen; 2) Sagen vom heiligen Gral (einem Gefäß aus kostbarem Stein, mit wunderbaren Kräften ausgestattet, von den Templeisen bewacht); 3) die dem keltischen Stamme angehörigen Sagen vom König Artus und seiner Tafelrunde, mit dem vorhergehenden Sagenkreise in Verbindung gesetzt; 4) antike Sagen (trojanischer Krieg, Aeneas, Alexander der Große); 5) kirchliche Sagen (Legenden); 6) geschichtliche Stoffe; 7) Thiermärchen. — Die drei ersten Sagenkreise heißen vorzugsweise die romantischen.

Der Entstehungszeit nach lassen sich die in diesen Abschnitt fallenden Werke der epischen Kunstpoesie in zwei Gruppen bringen: die der Vorbereitungszeit (1150 bis c. 1185) und die der Blüthezeit. Bei den Dichtern der Vorbereitungszeit fehlt noch die völlige Reinheit des Mittelhochdeutschen, so wie des Gleichklanges, desgleichen ein strenger Versbau und ein enger Anschluß des Verstons an Ton und Gang der Erzählung.

a. Dichter der Vorbereitungszeit.

1. Der Verfasser der Kaiserchronik (S. 38).

2. Der Verfasser des Annoliedes (S. 37).

3. Der Pfaffe Wernher; Leben Mariä (S. 37).

4. Der Pfaffe Konrad; Rolandslied (S. 39).

5. Der Pfaffe Lamprecht; Alexanderlied (S. 40).

6. Heinrich der Glichesäre bearbeitete die Sage von Reinhart Fuchs.

Die in diese Zeit fallende Dichtung König Rother gehört der einheimischen, jedoch spätern Heldensage an.

b. Dichter der Blüthezeit. Von den hierher gehörigen Dichtern nennen wir:

1. Heinrich von Veldeke; Eneit (S. 41).
2. Hartmann von Aue; Jwein, der arme Heinrich u. s. w. (S. 42).
3. Wolfram von Eschenbach; Parcival u. s. w. (S. 44).
4. Gottfried von Straßburg; Tristan (S. 48).
5. Wirnt von Grafenberg; Wigalois (S. 51).
6. Rudolf von Ems; Barlaam und Josaphat, Alexander u. s. w. (S. 52).
7. Konrad von Würzburg; der trojanische Krieg u. s. w. (S. 53).

Die Sagenkreise, auf denen die epischen Volksdichtungen beruhen, sind: 1) der niederrheinische oder fränkische (Hauptheld Siegfried in Xanten); 2) der burgundische (Kriemhild, Brunhild, Gunther, Gernot, Giselher, Hagen, Volker in Worms); 3) der ostgothische (Dietrich von Bern oder Verona, der alte Hildebrand); 4) der hunnische (Attila oder Etzel und seine Gemahlin Helche zu Etzelburg in Niederungarn, dem jetzigen Ofen; Rüdiger von Bechlaren); 5) der nordische oder friesisch-dänisch-normannische, das Seeleben der nördlichen Deutschen veranschaulichend (der Hegelingenkönig Hettel und seine Tochter Gudrun, der Stomarnkönig Horant und dessen Gefolgsmann und Oheim Wate); 6) der lombardische (Helden: König Rother, König Otnit, Hugdietrich und sein Sohn Wolfdietrich; Schauplatz: die Lombardei, das südliche Tyrol und das Morgenland).

Den genannten Sagenkreisen angehörige Dichtungen sind:

1. Das Nibelungenlied (S. 54 ff.).
2. Gudrun (S. 65 ff.).
3. Der Riese Sigenot (S. 69).
4. Ecken Ausfahrt (S. 70).
5. Der große Rosengarten. (Hier wird Dietrich dem Siegfried entgegengestellt; bei Kriemhilden's Hochzeit zu Worms besiegt Dietrich mit elf andern Helden die zum Schutze von Kriemhilden's Rosengarten bestellten Wächter, unter denen Siegfried).
6. Laurin oder der kleine Rosengarten (der Zwerg Laurin wird durch Dietrich's Helden gefangen).
7. Dietrich's Flucht zu den Hunnen (in Folge eines Zwistes mit seinem Oheim Ermenrich).
8. Alphart (einer der Helden Dietrich's, allein auf Kundschaft ausreitend, wird von einem treulosen Dienstmanne Dietrich's erschlagen).
9. Die Schlacht vor Ravenna (S. 71).
10. König Otnit (entführt mit Hülfe des Zwerges Alberich eine syrische Königstochter, wird von Lindwürmern, die sein Schwiegervater sendet, gefressen und von Wolfdietrich gerächt).
11. Hug- und Wolfdietrich (S. 71 f.).

Die unter 3 bis 9 genannten Dichtungen gehören sämmtlich dem ostgothischen, die zwei letzten dem lombardischen Sagenkreise an.

§. 7. B. Lyrik. Auch hier haben wir wieder die lyrische Kunstpoesie von dem Volksliede zu unterscheiden.

a. In der lyrischen Kunstpoesie oder dem Minnegesang erblühte während dieses Abschnittes eine ungemein reiche und liebliche Liederflora. Größtentheils sind diese Lieder der Minne gewidmet und preisen die Frauen in begeisterten Tönen, oder sie sprechen das innige Mitleben mit der Natur in ihren wechselnden Gestalten aus, oder athmen himmlische Minne und Frömmigkeit (Loblieder auf die heilige Maria und geistliche Lieder überhaupt), oder sie besingen in ernsten Tönen die weltlichen Dinge, Kaiser und Reich, Papst und Kirche, die Sitten und den Lauf der Welt, womit sie theilweise schon in das Gebiet der didaktischen Poesie hinüberstreifen. — Der Form nach sind sie Lieder, Leiche und Sprüche. Den Liedern liegt der dreitheilige Strophenbau zu Grunde: zwei gleichgebauten Strophen oder Stollen folgt eine ungleichgebaute, der Abgesang. Die Leiche, ursprünglich eine geistliche Liederform, später aber auch vielfach zu weltlichen Stoffen verwandt, haben ein wechselndes Versmaß, mannigfachere Reimverschlingungen und überhaupt eine freiere Form. Die Sprüche, aus einer einzelnen Strophe bestehend, gehören größtentheils schon dem didaktischen Gebiete an. — Die Minnesänger waren bei Weitem in der Mehrzahl ritterlichen Standes, zum kleinern Theile bürgerlich (Meister). Ihre Kunst war eine höfische Kunst; doch wurden ihre Lieder, gleich den Volksliedern, gesungen und durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt. Erst später sorgte man für die Erhaltung derselben durch Anthologien. Eine solche, die Manessische Sammlung, von dem Züricher Rathsherrn Rüdiger von Manesse im vierzehnten Jahrhundert veranstaltet, Lieder von 140 Minnesängern enthaltend, ist für uns Hauptquelle geworden.

Von den Minnesängern mögen als zu den bemerkenswerthern gehörig folgende genannt werden, welche oben sämmtlich durch Proben, unter Beifügung biographischer und literarhistorischer Notizen, vertreten sind:

1. Der von Kürenberg (S. 72).
2. Dietmar von Aist (ebendaselbst).
3. Spervogel (S. 73).
5. Heinrich von Veldeke (S. 73, vergleiche S. 41).

5. Heinrich von Morungen (S. 74).
6. Reinmar der Alte (ebendaselbst).
7. Walther von der Vogelweide (S. 75).
8. Neidhardt (S. 77).
9. Reinmar von Zweter (S. 78).
10. Ulrich von Lichtenstein (ebendaselbst).
11. Konrad von Würzburg (S. 79, vergleiche S. 53).
12. Der Meißner (S. 80).
13. Meister Johannes Hadlaub (ebendaselbst).
14. Heinrich Frauenlob (S. 81).
15. Barthel Regenbogen (ebendaselbst).

b. An Volksliedern fehlte es ohne Zweifel auch in diesem Zeitabschnitte nicht; sie wurden indeß, wie dies in der Natur der Sache lag, nur selten aufgezeichnet, und damals auch noch durch die blühende Kunstlyrik zurückgedrängt. Erst als diese abzusterben anfing, gewann das Volkslied ein freieres Feld und beherrschte im folgenden Abschnitte die Lyrik, worüber dort das Nähere.

C. Didaktische Poesie. Wir ziehen hieher nicht bloß die didaktische Poesie im engern Sinne, sondern auch die in der Form der Erzählung, Fabel, Parabel und Allegorie belehrende.

1. Heinrich's Lied vom gemeinen Leben (dem Anfange des Abschnittes angehörig).
2. Thomasin von Zircläre; der Welsche Gast (S. 81).
3. Meister Freidank's Bescheidenheit (S. 82).
4. Der Stricker; die Welt (eine Sammlung von Beispielen, d. h. Fabeln, Geschichten, Schwänken und Sprüchen) und der Pfaffe Amis (S. 84).
5. Der Winsbecke und die Winsbeckin (S. 83).
6. Des Königs Tirol von Schotten Lehren (an seinen Sohn gerichtet).
7. Hugo von Trimberg (Schulrector zu Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, 1260 bis 1309); der Renner.
8. Die Tochter Sion, von unbekanntem Verfasser, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, allegorisch.
9. Boner's Edelstein (S. 84).

D. Prosa. Verglichen mit den poetischen Denkmälern dieses Zeitabschnittes, ist die Anzahl der uns erhaltenen prosaischen sehr klein. Dichtungen in ungebundener Rede gab es schwerlich in einer Zeit, in welcher der Sinn für Rhythmus und Reim so lebendig war. Das Organ der Wissenschaften, die sich um die Theologie als ihren Mittelpunkt bewegten, war die lateinische Sprache; die Geschichte kleidete sich in das Gewand der Poesie,, wenn sie sich an das Volk wandte. So blieb die Prosa hauptsächlich für Predigten, Rechtsbücher und öffentliche Urkunden, in denen aber die Fähigkeit der damaligen Sprache auch für prosaische Darstellung genugsam hervortritt. Die nennenswerthesten hierher gehörigen Denkmäler sind: 1) die Schriften David's von Augsburg (S. 5); 2) die Predigten Berthold's von Regensburg (S. 6) und 3) der Schwabenspiegel (S. 7), dem wir oben 4) eine Probe aus dem etwas ältern Sachsenspiegel angereiht haben.

Zweiter Abschnitt.

c. 1300 bis 1525.

§. 8. So erfreulich der Anblick des vorhergehenden Abschnittes, so traurig ist das Bild, das uns das 14. und 15. Jahrhundert zeigen: wir finden die Poesie, die im 13. Jahrhundert in so herrlicher Blüthe prangte, nun schon in raschem Welken begriffen. Die Ursachen hiervon sind zu suchen in der Zersplitterung Deutschlands seit dem Untergange der Hohenstaufen, in den selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Kaiser und Fürsten, in den Zerwürfnissen zwischen Staat und Kirche, in vielfacher äußerlicher Bedrängniß (Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hungersnoth, Pest), in dem durch die Zeitwirren begünstigten Raubleben und Faustrecht der Ritter, im Emporkommen des Bürgerstandes, der sich der Ausübung der Poesie bemächtigte und ihr einen handwerksmäßigen Charakter aufdrückte, in der materiellen Richtung der Zeit, insbesondere in der Richtung auf Entdeckungen und Erfindungen, unter denen die Buchdruckerkunst aus der Poesie für den Gesang und den Vortrag eine Poesie für's Lesen schuf und das Herandringen Unberufener zur Dichtkunst steigerte, in der Ausbreitung der Gelehrsamkeit, die allmälig eine Kluft zwischen Wissenden und Unwissenden schuf, und auf der einen Seite die Poesie gekünstelt und kalt, auf der andern Seite roh und ungeschlacht machte, in der Vergröberung der edlen und feinen mittelhochdeutschen Mundart durch die allgemeine Rohheit und die Einmischung harter, namentlich österreichischer Elemente. — Dagegen beginnt die Prosa fast in allen ihren Gattungen sich zu heben.

1. Epische Poesie. a. Das Volksepos ist hauptsächlich nur noch durch verschlechternde Ueber- und Umarbeitungen vertreten, nicht etwa des Nibelungenliedes oder der Gudrun, sondern von Gedichten zweiten Ranges, wie Otnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten, die mit Laurin zusammen das Heldenbuch bilden. Dieselben Stoffe, nebst andern dem Etzel- und Dietrichkreise angehörigen Sagen wurden später (um 1472) von dem fränkischen Volksdichter Kaspar von der Roen abermals umgedichtet, und auch dieser noch geschmackloseren Bearbeitung hat man den Namen Heldenbuch beigelegt. Ganz am Ende des 15. Jahrhunderts begegnen wir einer erfreulichern Erscheinung, einer Umdichtung des Thierepos

Reineke der Fuchs (S. 90), mit vielen satyrischen Beziehungen auf politische und kirchliche Zustände bereichert.

b. Das Kunstepos hatte ein fast noch schlimmeres Schicksal als das Volksepos. Dem Parcival wurden die von Wolfram mit Bedacht übergangenen Abenteuer des Helden aus dem Französischen beigefügt (1336), die Artussagen zu einem monströsen cyklischen Gedichte von Ulrich Fürtener (1478) bearbeitet. — Die Legendenpoesie brachte im Anfange des 14. Jahrhunderts noch einiges Anmuthige hervor, vergröberte sich aber auch mit jedem Jahrzehnt und ging am Ende der Periode in Legendenprosa über.

2. Die lyrische Poesie. a. Nachklänge des Minnegesangs. Von einzelnen Dichtern wurde die Kunstlyrik des vorigen Abschnitts, theilweise nicht ohne Glück, versucht. So von Heinrich von Müglin, Oswald von Wolkenstein, Graf Hugo von Montfort, Peter Suchenwirt (S. 86), Muscatblüt (S. 87), welche letztere sich schon den Meistersängern annäherte.

b. Der Meistergesang. Die Kunstlyrik ging mehr und mehr von den Herren zu den Bürgern über. Die Handwerkermeister der Städte, vor allen in Süd- und Mitteldeutschland (Mainz, Augsburg, Nürnberg, Colmar u. s. w.) vereinigten sich zu zunftmäßig eingerichteten Singschulen, die indeß nicht für Gilden, sondern für freie Gesellschaften (Akademien) gelten wollten. Die Mitglieder zerfielen in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter, Meister. Meister hieß, wer einen neuen Ton (Strophenform nebst Melodie) erfunden hatte. Aus den Meistern wurde das Gemerk (Vorstand) gewählt: der Büchsenmeister (Cassirer), Schlüsselmeister (Verwalter), Merkmeister (Kritiker) und Kronmeister (Austheiler der Preise). Der Inbegriff der Gesangregeln hieß Tabulatur. Zu den Fehlern, worauf vier Merker zu achten hatten, gehörten falsche Meinungen (d. h. unchristliche, unzüchtige), blinde Meinungen (d. h. undeutliche), Verstöße gegen Strophenbau, Reim, Sprache u. s. w. Der Töne oder der Weisen gab es sehr viele (über 200), viele mit seltsamen Namen (Rosmarinweis, schwarze Dintenweis, kurze Affenweis, Gelblöwenhautweis, Cliusposaunenweis u. s. w.). Die zuletzt schon bei den Minnesängern überkünstlich gewordene Strophe wurde jetzt zur künstlichsten Spielerei ausgebildet, bisweilen bis zu gänzlicher Unförmlichkeit (100 Reimen auf die Strophe) ausgedehnt. Der Meistergesang dauerte in der folgenden Periode noch fort; aus der vorliegenden sind nur wenige Namen erhalten (Vgl. oben S. 88).

c. Das weltliche Volkslied, von ungleich höherer Bedeutung, als der Meistergesang. In dem Maße, wie die Volkspoesie als Epos hinwelkte, blühte sie als Lyrik auf. Stoff derselben war das im Gefühl und Bewußtsein des ganzen Volkes Lebende; es waren Empfindungen, die zwar der Einzelne erlebt und erfahren hatte, deren Ausdruck aber in Aller Herzen anklang, weil sie von Allen erlebt worden, oder auch Begebenheiten, die allbekannt waren und Aller Theilnahme erregten. Nach den Verfassern fragt man umsonst, da sich an dem Schaffen und Ausbilden solcher Lieder ganze Gesellschaften betheiligten. Nur von den an bestimmte Begebenheiten sich anlehnenden historischen Volksliedern sind uns die Namen der Verfasser erhalten. So dichtete Halbsuter (S. 85) ein Lied von dem Strit ze Sempach, Veit Weber (S. 89) Lieder auf die Siege der Schweizer über die Burgunder. Weit zahlreicher aber waren die übrigen Volkslieder, die Liebes-, Wein- und Gesellschaftslieder, die Wander-, Jäger-, Soldatenlieder u. s. w., die alle kunstlos, aber frisch und kräftig aus dem Herzen quollen.

d. Das volksmäßige geistliche Lied wurde besonders um den Anfang des 15. Jahrhunderts mit Erfolg cultivirt. Von Dichtern sind etwa Heinrich von Laufenberg (S. 87) und der Mönch von Salzburg (um 1400) zu nennen.

3. Didaktische Poesie. Erwähnenswerth sind Heinrich der Teichner (S. 86), Spruchdichter, und Peter Suchenwirt (S. 86), beide Oesterreicher. Eine besondere Art von Gedichten dieser Zeit, häufig satyrisch-didaktischen Inhaltes, deren wir eines schon unter den Gedichten des 13. Jahrhunderts (S. 81) aufgeführt haben, sind die Priameln (præambulum), worin auf eine Reihe von Vordersätzen, die meistens eine Aufzählung enthalten, ein kurzer, oft überraschender Schlußsatz folgt (S. 88).

4. Satyrische und allegorische Dichtungen: Sebastian Brant's Narrenschiff (S. 91); Thomas Murner's Narrenbeschwörung (ebendas.); der Theuerdank von Kaiser Max (S. 92).

5. Dramatische Poesie, theils (wie bei den Griechen, obwohl unter sehr abweichenden Verhältnissen) aus dem religiösen Cultus hervorgegangen — Mysterien oder Spiele (besonders Darstellungen der Passionsgeschichte) —, theils an die Carnevalslustbarkeiten sich anschließend — Fastnachtsspiele. Der letztern sind mehrere erhalten von Hans Rosenblüt (S. 89) und Hans Folz (S. 90).

6. Prosa. a. Die historische Prosa ist hauptsächlich durch zahlreiche Chroniken vertreten: die Elsassische von Jacob Twinger von Königshofen (S. 10), die Limburger von Johann Gensbein, die Schweizerische von Diebold Schilling und Petermann Etterlin u. A. — Der Weißkunig, ein in Allegorien eingekleidetes Geschichtswerk Maximilian's I. und seines Geheimschreibers Treitz-

sauerwein schildert des Kaisers und Friedrich's III. Regierung. — b. Didaktisch-ascetische Prosa, besonders mystisch-theologische Schriften (die Scholastiker schrieben Latein). Hervorragend sind die Schriften und Predigten von Johannn Tauler (S. 8), Heinrich Suso (S. 8) und am Schlusse der Periode von Johann Geiler von Kaisersberg (S. 10). — c. Uebersetzungen alter Classiker (Plautus, Lucian, Aesop), französischer und lateinischer Romane. Vorlutherische Bibelübersetzung.

Dritte Periode.

Erster Abschnitt.

c. 1525 bis 1625.

§. 9. Hereindringende neue Bildungselemente kämpfen siegreich mit den allmälig hinsterbenden der vorigen Jahrhunderte. Die gesammte alte Kunstpoesie und das volksthümliche Epos gehen vollends unter; nur das Volkslied erhält sich, ja erlebt jetzt sogar seine höchste Blüthe, aber dann auch alsbald seinen Untergang. Neben und nach ihm blüht das Kirchenlied. In Folge der Verbreitung classischer Studien entsteht eine Kluft zwischen Ungelehrten und Gelehrten; an die letztere geht allmälig die Pflege der Nationalliteratur über, während jene der Verwilderung preisgegeben werden. Im Allgemeinen beginnt das nördliche Deutschland über das südliche literarisch zu dominiren. Das Neuhochdeutsche bildet sich, und erhebt sich, durch Luther's Bibelübersetzung mit Hülfe der Buchdruckerkunst in seiner Verbreitung gefördert, bald zur allgemeinen Schriftsprache. Die durch die Reformation hervorgerufene Polemik wirkt förderlich auf die Ausbildung der Prosa; und wie jedesmal in der Culturgeschichte, wenn Altes und Neues im Kampfe liegen, blühen auch jetzt Komik und Satyre auf.

1. Lyrische Poesie. a. Der Meistergesang dauert noch fort, aber das feinere Gefühl für Versmaß und Reim schwindet immer mehr. Hans Sachs (S. 95). — b. Die Volkslieder dieser Zeit sind höchst mannigfaltig: Jäger, Landsknechte, Landleute, Knappen u. s. w., alle hatten ihre Lieder, die jetzt noch einmal in gesteigerter Sangeslust erschallten, um dann, von der gelehrten Poesie erdrückt, auf immer zu verstummen. — c. Die edelste Blüthe der Lyrik dieses Zeitabschnittes ist das Kirchenlied. Dichter: Luther (S. 93), Paul Speratus, Nicolaus Decius, Paul Eber, Nicolaus Hermann (S. 94), Bartholomäus Ringwaldt (ebendas.), Philipp Nicolai u. A.

2. Epische Poesie. Das alte nationale Epos ist im Absterben begriffen, desgleichen das Kunstepos; auch die einzelnen poetischen Erzählungen sind im Ganzen nicht zahlreich; am fruchtbarsten ist auch auf diesem Gebiete Hans Sachs (S. 95); sehr bemerkenswerth ist Fischart's „glückhafft Schiff" (S. 97).

3. Das allegorisch-satyrische Thiergedicht, aus dem Thierepos hervorgegangen, eine Mittelgattung zwischen diesem und der Fabel, gehört der Zeit, womit wir uns beschäftigen, eigens an: Rollenhagen's Froschmeusler (S. 98), Fischart's (S. 16) Flöhhatz u. A.

4. In der eigentlichen Satyre ragt wieder Fischart hervor, der besonders kirchliche Stoffe wählte (der Nachtrabe, St. Dominici und St. Francisci Leben, das vierhörnige Jesuitenhütlein u. A.)

5. Die Fabel hat ihre Hauptvertreter an Burkard Waldis (S. 96) und Erasmus Alberus.

6. Im Lehrgedicht ist außer Fischart zu nennen: Bartholomäus Ringwaldt (S. 94).

7. Drama. Statt, wie die Griechen, in naturgemäßer Folge die im Epos absterbende nationale Heldensage auf der Bühne neu zu beleben, griff man mit wenigen Ausnahmen zu anderweitigen, namentlich religiösen Stoffen. Die volksmäßigsten Stücke dichtete Hans Sachs (208 Comedien und Tragedien); neben ihm ist Jakob Ayrer (gest. 1605 als Notar. publ. zu Nürnberg) erwähnenswerth. — Englische Komödianten um 1600.

8. Prosa. a. Volksmäßige Schwank- und Possenbücher, Volksromane: „Schimpf und Ernst" von Johann Pauli (S. 13), Till Eulenspiegel, das Lalenbuch, das Volksbuch vom Dr. Faust, der ewige Jude, Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, „Rollwagenbüchlein" von Georg Wickram. — b. Satyrische Romane: Hauptschriftsteller Fischart (S. 16). — c. Historische Prosa: Johann Aventinus (S. 14), Sebastian Franck (S. 15), Aegidius Tschudi (S. 16), Götz von Berlichingen (Selbstbiographie). — Didaktische und rhetorische Prosa: Albrecht Dürer (Unterweisung in der Messung, Von menschlicher Proportion), Martin Luther (S. 12), Johann Arnd (S. 17), Jakob Böhme, Hauptvertreter des Theosophismus.

Zweiter Abschnitt.

c. 1625 bis 1725.

§. 10. Der im vorigen Abschnitt begonnene Kampf fremder Bildungselemente mit den nationalen endigt in diesem Abschnitte mit dem entschiedenen Siege der erstern: die alten Bahnen werden ganz aufgegeben, selbst die Erinnerung an die alte Nationalliteratur erlischt. Die Spal-

lung der Gelehrten und Ungelehrten wird vollständig; das Volkslied verwildert und artet unter den sich selbst überlassenen niedern Ständen aus; für die übrigen gilt nur die gelehrte Poesie, von Männern geübt, die, weit entfernt, dem Volke seine gemeinsamen Gefühle oder den Nationalschatz alter Sagen darzubieten, nicht einmal Selbstempfundenes oder Selbsterfahrenes, sondern Gelesenes und Gelerntes, und zwar in sclavischer Nachahmung fremder Vorbilder sangen. Natürlich war bei dieser Richtung der Dichter die Form ihr Hauptaugenmerk; während man einerseits nach „Reinlichkeit" des Ausdrucks, nach einer klaren und regelrechten Sprache strebte, bemühte man sich andrerseits um schimmernden Putz, um „durchdringende, geschärfte und löbliche Beiwörter." Hervorgegangen war diese gelehrte Poesie aus der Einwirkung der classischen Philologie; allein statt die classischen Dichter Griechenlands und Roms zu Mustern zu nehmen, hielt man sich zunächst an gekünstelte Nachahmungen derselben, an spätere lateinische Dichter, an holländische, französische, italienische. Der nachtheilige Einfluß des Auslandes, insbesondere Frankreichs, wird durch die innere politische Zerrüttung Deutschlands (der dreißigjährige Krieg und seine Folgen) gefördert; er verdirbt, wie die deutsche Sitte, so auch (durch Einmischung von Fremdwörtern) die deutsche Sprache, für welche jetzt die hochdeutsche Mundart die ausschließliche Herrschaft in der Schrift und im mündlichen Verkehr der Gebildeten gewonnen hat.

Die Poesie gilt nun für etwas Erlernbares, nicht mehr für ein freies Geschenk des Himmels; kein Wunder, wenn sie sich zu niederm Dienste versteht, namentlich zur Gelegenheitsdichterei, nicht jener Gelegenheitspoesie im Goethe-schen Sinne, sondern der kriechenden oder bestellten und bezahlten „Gratulations-, Condolenz- und Gevatter-Poesie." Den Gipfel der Unnatur und Unwahrheit ersteigt die sogenannte Schäferpoesie, die sich häufig als allegorische Poesie darstellt. Nur das Kirchenlied bewahrt in dieser Zeit der gemachten Empfindung und des gekünstelten Gesanges noch Wahrheit und Einfachheit. — Der protestantische Nordosten, wo Schul- und Universitätsbildung weiter vorgeschritten sind, und besonders Schlesien, wo der Entwickelung der gelehrten Poesie keine blühende volksmäßige Dichtung im Wege stand, behaupten jetzt ein entschiedenes literarisches Uebergewicht über den Süden und Westen.

Ein so trauriges Bild im Ganzen auch dieser Zeitabschnitt gewährt, so liegen doch in ihm die Keime zu der zweiten großen Blüthezeit unsrer Literatur. Besonders wichtig ist die Aufstellung fester Principien für Prosodie und Metrik durch Opitz (S. 18). Zur Erweckung des Interesses für die neue, gelehrte Kunstpoesie in weitern Kreisen, namentlich auch bei den Fürsten und dem Adel, trugen die Gesellschaften für deutsche Sprache und Poesie bei, eine eigenthümliche Erscheinung dieses Zeitabschnittes. Sie stellten sich die Erhaltung und Ausbildung der Reinheit der Sprache, insbesondere dem drohenden Eindringen der Fremdwörter gegenüber, zur Aufgabe. Die älteste derselben war 1. die fruchtbringende oder der Palmenorden, gestiftet 1617 zu Weimar von mehreren Fürsten und Edelleuten. Dann folgten 2. die deutschgesinnte Genossenschaft, gestiftet 1643 von Philipp von Zesen, den Purismus bis zum Lächerlichen übertreibend; 3. die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden, 1644 von Harsdörfer und Klai gegründet, welcher die geschmacklose Schäferpoesie cultivirte; 4. der Elbschwanenorden, 1656 in Holstein von Johann Rist gestiftet; 5. die aufrichtige Tannengesellschaft in Straßburg 1663 u. a.

I. Poesie. Wir ordnen die Haupterscheinungen dieses Abschnittes in der Poesie nicht nach den Gattungen, sondern nach Dichtergruppen und Schulen.

1. Der ersten schlesischen Schule vorangehend oder ihr ferner stehend sind zu nennen: Spee (S. 99), Georg Rudolph Weckherlin (geb. 1584 zu Stuttgart, gest. um 1650), ungelenk, aber kräftig in seinen Gedichten, der Sylbenzählung treu bleibend, und die beiden Satyriker Hans Wilmsen Laurenberg (geb. 1591 zu Rostock, gest. 1659), in plattdeutscher Sprache dichtend, und Joachim Rachel (S. 109).

2. Die erste schlesische Dichterschule, deren Haupt Opitz (S. 101) durch sein Lehrbuch „von der deutschen Poeterei" maßgebend für die ganze neuere Prosodie und Metrik wurde. Seine Gedichte, wenngleich von den Zeitgenossen bewundert, sind von untergeordnetem Werthe. Herrschaft des Alexandriners. — Der Hauptlyriker der Schule und seiner Zeit ist Flemming (S. 102), der Hauptdramatiker Andreas Gryphius (S. 20), auch als Lyriker bedeutend, der beste Epigrammendichter, zugleich einer der vorzüglichsten der ganzen neuern Zeit ist Logau (S. 104).

3. Die preußische Gruppe, auf welche Opitz und die erste schlesische Schule anregend einwirkten, lieferte in der Lyrik manches Gute: Robert Roberthin (1600—1648, Brandenburgischer Rath in Königsberg), Heinrich Albert oder Alberti (geb. 1604, Organist in Königsberg) und Simon Dach (S. 104).

4. Die Pegnitzschäfer bilden mit ihrer verschrobenen, gedrechselten Schäferpoesie den Gegensatz zu der einfachern Poesie der vorigen Gruppe.

5. Geistliche Dichter. Außer den schon (unter 1, 2 und 3) genannten Dichtern Spee, Flemming, Albert und Dach erwähnen wir

noch: Johann Heermann (1585—1647, Pastor zu Köben in Schlesien), Luise Henriette von Brandenburg (1627—1667, Gemahlin Friedrich Wilhelm's des Großen), Johann Rist (1607—1667) Stifter des Elbschwanenordens, Paul Gerhard (S. 105), Georg Neumark (S. 107) und Johann Angelus (S. 108).

6. Zweite schlesische Dichterschule, schwulstig und schlüpfrig. Die Häupter derselben sind Hoffmann von Hoffmannswaldau (S. 109) und Lohenstein (S. 110).

7. Die Gegner der zweiten schlesischen Schule, die „Wasserpoeten," an deren Spitze Christian Weise aus Zittau (1642—1708) steht.

8. Selbstständige, der bessern Zeit vorarbeitende Dichter: Christian Wernike, Epigrammatiker, Gegner Lohenstein's (S. 111), leitet die Periode der Kritik ein; Canitz (S. 111), den Franzosen, namentlich Boileau, nachstrebend; Brockes (S. 112), lebendiger, frommer Naturschilderer; Günther (S. 112), durch Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung sich auszeichnend; Drollinger (S. 113), mit dem wir (wie mit den oben S. 26 und 113 durch Proben vertretenen Gottsched und Bodmer) bereits in die folgende Periode übertreten.

II. Prosa. 1. Roman. Nachdem nunmehr die deutsche Heldensage ganz erloschen war, trat der vom Auslande erborgte Roman an die Stelle. Zunächst wurden fremde, besonders französische Romane fleißig übersetzt; bald aber folgten selbstständigere Nachbildungen: Staats-, Liebes- und Heldengeschichten, historisch-politische und Abenteurer-Romane. Das bedeutendste Werk ist Grimmelshausen's Simplicissimus (S. 20). Zu den beliebtesten Romanschriftstellern gehörten der schon genannte Philipp von Zesen und Heinrich Anselm von Ziegler (1665—1697, „Asiatische Banise, oder blutiges doch muthiges Pegu"). — 2. Als Satyriker zeichnete sich Moscherosch (S. 19) aus. — 3. Die philosophische Prosa wurde durch Christian Thomasius (1655—1728), Leibnitz (S. 23), der jedoch meist Französisch und Latein schrieb, und Wolff (S. 24) gefördert. — 4. Auf dem Felde der Kanzelberedtsamkeit zeichnete sich Philipp Jakob Spener (1635—1705) durch herzliche, nur etwas breite Darstellung, und Abraham a St. Clara (S. 22) durch höchst kräftige und witzige, nicht selten burleske Sprache aus. — 5. In der geschichtlichen Darstellung thaten sich erst gegen Ende der Periode Mascou (S. 25) und Heinrich Graf von Bünau (1697 bis 1762, „Teutsche Reichs- und Kaiserhistorie") hervor.

Vierte Periode.

Erster Abschnitt.

c. 1725 bis 1785.

§. 11. 1. Haller, Hagedorn, Liscow. Am Eingange dieser Periode begegnen wir zwei Dichtern von sehr verschiedenem Charakter, aber von gleich bedeutender Wirkung auf die gleichzeitige und selbst noch auf spätere Dichtergenerationen, Albrecht von Haller (Hb. I, 1. II, 1) und Friedrich von Hagedorn (I, 12, vgl. die Parallele II, 1). Haller, in erster Jugend der Lohenstein'schen Poesie zugethan, wandte sich bald der moralisch-philosophischen und beschreibenden Poesie der Engländer zu; er erwarb sich das Verdienst, der deutschen Poesie einen würdigern Inhalt und einen kräftigern Ausdruck wiedergegeben zu haben. — Hagedorn, früher sich an Brockes anlehnend, dichtete zwar auch (wie Haller) moralische Lehrgedichte; aber sein Hauptverdienst beruht auf seinen Liedern, Fabeln und Erzählungen, mit denen die deutsche Sprache höhere Leichtigkeit und Anmuth gewann. Er nahm sich die Franzosen und Horaz zu Vorbildern. — Minder einflußreich ist der Satyriker dieser Zeit Christian Ludwig Liscow (Hb. II, 4) geblieben, obwohl seine Satyren die Rabener'schen an Werth überwiegen.

2. Gottsched, Bodmer. Während Haller und Hagedorn auf dem Wege der Production nach zwei verschiedenen Richtungen hin, im Anschluß an die Engländer und die Franzosen, der neuen Blüthezeit unserer Literatur vorarbeiteten, zeigte sich ein ähnlicher Gegensatz auf dem Gebiete der Kritik in dem Streite zwischen Gottsched und Bodmer. Gottsched (S. 26 und S. 113) huldigte der französischen Regelmäßigkeit; Bodmer (S. 27 und S. 114) wies auf die englische, insbesondere auf Milton's Poesie als Vorbild hin. Beide sind als Dichter unbedeutend, aber als Kritiker nicht ohne Verdienst. Gottsched machte die deutsche Dichtkunst gleichberechtigt mit der in der Gelehrtenwelt herrschenden lateinischen Schulpoesie, hob das Theater aus seiner Rohheit (Verbannung des Hanswurstes, vgl. S. 26), steuerte durch seine „kritische Dichtkunst" (1729) dem abermaligen Sinken der Poesie und verbreitete durch Zeitschriften in weitern Kreisen Interesse für deutsche Sprache und Literatur. Daß er dem Gefühl und der Phantasie in der Dichtkunst nicht den gebührenden Platz einräumte, an alle dichterischen Erzeugnisse den Maßstab kalter Verständigkeit legte und seine pedantischen Regeln mit Anmaßung geltend machte, verfeindete ihn mit Bodmer und machte allmälig alle bessern Köpfe von ihm abwendig. — Bodmer, mit Gottsched in der Abneigung gegen die Lohenstein'sche Poesie über-

einstimmend, stand eine Zeit lang mit diesem in gutem Vernehmen. Jedoch, wie sein Freund Johann Jakob Breitinger (1701—1776) von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Poesie nicht Sache des Verstandes und daher auch nicht erlernbar sei (wie Opitz und Gottsched lehrten), sondern im lebendigen Gefühl und der regen Phantasie ihre Quelle habe, mußte er auf die Dauer mit ihm in Kampf gerathen. Der Gegensatz offenbarte sich (1740), als Gottsched die Bodmer'sche Uebersetzung Milton's angriff. Der lange fortgesetzte und heftig geführte Streit endigte mit der entschiedenen Niederlage Gottsched's. Neben dem Verdienste, auf die wahren Quellen der Poesie hingewiesen zu haben, sind die Bemühungen Bodmer's um die ältere deutsche Literatur anerkennenswerth (vgl. die Notizen S. 27).

3. Sächsischer Dichterverein. Johann Joachim Schwabe (gest. 1784 zu Leipzig), ein Anhänger Gottsched's, gründete 1741 im Interesse desselben eine Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und des Witzes," woran sich mehrere jüngere Schüler Gottsched's betheiligten. Einige derselben, der Geschmacksdictatur ihres Lehrers überdrüssig geworden, sagten sich von ihm ab und unternahmen unter der Leitung Karl Christian Gärtner's (gest. 1791 zu Braunschweig fast achtzigjährig) die Gründung einer neuen Zeitschrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (die sogenannten Bremer Beiträge). Zu Gärtner, Cramer (Hb. I, 22), Johann Adolf Schlegel (I, 21), Johann Elias Schlegel (I, 20), Rabener (II, 6), die sich gleich Anfangs daran betheiligten, traten allmälig noch hinzu: Konrad Arnold Schmid (I, 19), Ebert (I, 39), Zachariä (I, 22) und Gellert (I, 16). (Auch Hagedorn, Gleim und Klopstock, obwohl eigentlich außerhalb des Vereines stehend, lieferten Beiträge). Wir verweisen in Betreff der genannten Mitglieder auf die Notizen im Handbuch an den angeführten Stellen. Den größten Leserkreis unter ihnen hatte Gellert; auch Rabener war sehr beliebt. Eine ernst sittliche und religiöse lyrisch-didaktische Richtung waltete in diesem Dichterkreise vor, zu dem, ihrer literarischen Stellung nach, auch noch Kästner (I, 19) und Cronegk (I, 75) gezählt werden können.

4. Preußischer (Halle'scher und Halberstädtscher) Dichterverein. Gleichzeitig wurde in Halle durch das Zusammentreffen von Gleim (I, 30), Uz (I, 33) und Götz (I, 34) auf der dortigen Hochschule der Grund zu einem preußischen Dichtervereine gelegt. Als Gleim nach Halberstadt übergesiedelt war, erweiterte er den Kreis, dessen Hauptmitglieder, außer ihm und Uz, Kleist (I, 26), Ramler (I, 36) und später noch Jacobi (I, 88) und Tiedge (I, 183) waren. Wir können zu diesem Dichterkreise noch Willamow (I, 80) zählen, neben dem der ältere Lichtwer (I, 24) gleichfalls Fabeln dichtete, auf welchen später Pfeffel (I, 81) folgte. — Heitere, anakreontische Lyrik, daneben ernste Odenpoesie, beschreibende und didaktische Dichtung und patriotische Poesie wurden in diesem Kreise vorzugsweise gepflegt.

§. 12. Die ältere Dichter-Trias: Klopstock, Lessing, Wieland. — 1. Klopstock (I, 39 und II, 19), in welchem sich zu christlichem Gefühle, vaterländischer Gesinnung und antik-classischem Geiste ein feuriger Sinn für Freundschaft und die seiner Zeit eigene sentimentale Weichheit gesellte, wirkte tiefer und umfassender, als irgend einer der bisher genannten Dichter, für die Wiedergeburt unsrer Poesie. Neu und bedeutend in den Formen und Maßen, war er ebenso bedeutend und schöpferisch im Stoffe. Er schuf eine neue, gedrängte, körnige und kühne Sprache für seine Dichtungen, die von Religion, patriotischem Gefühl, Freundschaft und Liebe beseelt sind. Die Maße und Formen der altclassischen Dichter wurden durch ihn der deutschen Poesie wirklich angeeignet. Was an seinen Dichtungen am meisten vermißt wird, ist die Gabe fester plastischer Gestaltung. Dieser Mangel zeigt sich sowohl in seinen biblischen und patriotischen Dramen, als in seinem von hoher Begeisterung durchströmten Messias (I, 51 ff.), in welchem, wie in jenen, die lyrische Stimmung vorherrscht. Um so mehr kam diese Stimmung seinen Oden (I, 39 ff.) zu Statten. Ohne nachhaltigen Einfluß versuchte er in mehrern derselben die antike Mythologie durch die nordische, die er für deutsch hielt, zu ersetzen.

2. Lessing (I, 66. II, 24). Weniger durch schöpferische Dichterthätigkeit (wie Klopstock), als durch scharfsinnige und gelehrte Kritik wirkte Lessing für das Wiederaufblühen unsrer Literatur, vor Allem durch die von ihm und Nicolai 1759 unternommenen und bis 1765 fortgesetzten Literaturbriefe, durch den Laokoon (1766) und die Hamburgische Dramaturgie (von 1768 an). In diesen und andern Schriften gab er zugleich ein Muster für die deutsche Prosa, wie sie es bisher nicht erkannt hatte, Leichtigkeit mit Energie, geistreiche Dialektik mit Wahrheit und Bestimmtheit vereinigend. Aber auch als Dichter ist Lessing nicht ohne Bedeutung. Mit seinen in musterhaft gedrängter Prosa verfaßten Fabeln eröffnete er dieser Gattung neue Bahnen. Von seinen Dramen fand Minna von Barnhelm (II, 26) eine Theilnahme bei der Nation, wie seit Klopstock's Messias keine andere poetische Schöpfung. Ausgezeichnet durch Anlage, Charakteristik und Dialog, kann dieses Lustspiel auch dem Stoffe nach als erstes deutsches Nationaldrama betrachtet werden. Fünf Jahre später stellte er in der Emilia Galotti, sowohl was die Klarheit der Exposition, die geschickte Führung der Handlung und die scharfe Zeichnung der Charaktere, als den klaren, ge-

diegenen Ausdruck betrifft, ein Musterstück für die deutsche Tragödie, insbesondere für die bürgerliche Tragödie auf. Nathan der Weise, in Jamben verfaßt, hing in seinem Entstehen mit der literarischen Thätigkeit Lessing's auf dem Felde der philosophischen Theologie zusammen, auf welches er durch seine Anstellung als Bibliothekar in Wolfenbüttel geführt ward (Herausgabe der Wolfenbütteler Fragmente; literarische Fehde mit dem Pastor Göze in Hamburg).

3. Wieland (I, 68. II, 64), Anfangs an Klopstock sich anschließend („der geprüfte Abraham"), schlug bald, durch französische und englische Schriftsteller angeregt, sehr abweichende Bahnen ein. Im Gegensatz zu dem strengen Ernst, den Ueberschwenglichkeiten, der straffen, gekünstelten Form, dem Reimhaß der Klopstockischen Schule, gab er der deutschen Sprache Natürlichkeit, Heiterkeit, Anmuth und Freiheit, bildete sie für den gewandten Ausdruck von Witz und Humor aus und schmückte seine Dichtungen mit einer Fülle gefälliger Gleichklänge. Doch artete seine Zwanglosigkeit nicht selten in Nachlässigkeit und seine Fülle in Geschwätzigkeit aus; namentlich leidet seine Prosa oft an ermüdender Breite. Auch der Gesinnung nach steht er im Gegensatze zu Klopstock: er ist der Prediger des heitern Lebensgenusses im Geiste des Epikureismus französischer Freidenker; das christliche und das deutsche Element treten in ihm sehr zurück, und in der antiken Welt und Poesie sprechen ihn vorzugsweise die Zeiten des Verfalls an, sowie auch die romantische Welt nicht grade auf ihrem Höhenpunkte ihm die meiste Theilnahme einflößt. Die Geschichte seiner innern Umwandlung spiegelt sich im Agathon ab; unter seinen übrigen Schriften zeichnet sich vor Allen der Oberon (I, 68) aus, in welchem er ein Muster für das moderne romantische Epos aufstellte.

§. 13. Die Einwirkung der eben genannten drei bedeutenden Männer gibt sich in verschiedenen Dichtergruppen, wie bei einzelnen Dichtern, kund.

An Klopstock schließen sich:

1. Biblische Epiker (Wieland's geprüfter Abraham, Lavater's Jesus Messias und viele andere biblische Epopöen) und fromme Lyriker, zu denen Lavater (I, 90. II, 96) zu zählen ist. Auch Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817) gehört seiner Geistesrichtung nach hieher.

2. Die Barden, durch das patriotische Element in Klopstock's Poesie angeregt: Denis (I, 76), Mastalier (I, 78), Kretschmann (I, 78), Gerstenberg (1737—1823 „Gedichte eines Skalden"; auch Dramatiker: Ugolino) u. A.

3. Das weiche, sentimentale Element der Klopstock'schen Poesie pflanzte sich in Idyllendichtern fort, unter denen Geßner (II, 63) deutsche Empfindsamkeit mit französischer Geziertheit paart.

4. Der Göttinger Dichterbund (Hainbund), weit bedeutender, als die bisher genannten Nachfolger Klopstock's, umfassender und vielseitiger die Bestrebungen desselben aufnehmend und sie theilweise selbständig ausbildend und erweiternd. Das Organ dieses Dichtervereins war der Göttinger Musenalmanach, begründet 1770 von Boie und Gotter. Mitglieder waren, außer diesen: Voß (I, 118, 379), der die jungen Dichter 1772 zu einem förmlichen Bunde vereinigte, Bürger (I, 109), die beiden Stolberge (I, 115, 116. II, 117), Hölty (I, 114), Miller (I, 125). Auch standen Claudius (I, 86) und Göckingk (I, 127) zu dem Bunde in näherer Beziehung. Von Wieland mit Haß sich abwendend, kämpften sie unter dem Banner Klopstock's, Shakespeare's, der Griechen und der unverkünstelten Natur wider alles Entnervende, Unwahre und Undeutsche. Der eigenthümlichste und genialste unter ihnen war Bürger, der Meister in der Ballade, auch in Liedern und Sonetten ausgezeichnet. In Hölty pflanzte sich die empfindsame Stimmung Klopstock's fort und sprach sich in reinen und zarten Elegien, Liedern und Oden aus. Am stärksten und ausschließlichsten hielt jene weiche Stimmung aber Miller fest, dessen sentimentaler Roman Siegwart trotz seiner Flachheit einen außerordentlichen Beifall fand. In den Stolbergen kehrte, obwohl vielfach anders gefärbt, sowohl Klopstock's lebhaftes Gefühl für Freundschaft, als seine christliche, patriotische und antike Richtung wieder. Voß, wenngleich nur mit mäßigem Dichtertalente begabt, wirkte bei seiner energischen Thätigkeit vielseitig und nachhaltig. Er hob die deutsche Uebersetzungskunst auf eine weit höhere Stufe und steigerte durch seine zahlreichen Uebertragungen fremder Meisterwerke den Reichthum und die Gefügigkeit der deutschen Sprache, förderte praktisch und theoretisch („Zeitmessung der deutschen Sprache") die Ausbildung der deutschen Prosodie und Metrik, wetteiferte mit Klopstock in Oden von antiker Form, weckte durch eine für das Volk berechnete, obwohl keineswegs echt volksmäßige Lyrik Theilnahme an der Poesie und deutsche Gesinnung in den mittlern Ständen und öffnete der Idylle ein weiteres Feld (Luise; plattdeutsche Idyllen).

An Lessing schließen sich:

5. Friedrich Christoph Nicolai (1733 bis 1811), Gründer mehrerer periodischer Schriften, mit Lessing befreundet, aber nur in der Hinneigung zu Klarheit und Verständigkeit, keineswegs im scharfen kritischen Blick und tiefen Verständniß der Dichterwerke ihm verwandt; Abbt (II, 74); Engel (II, 79), durch Reinheit und Eleganz des Styls schätzenswerth; Mendelssohn (II, 22); August Wilhelm Iffland (1759—1814), Lessing's Nachfolger im bürgerlichen Trauer- und Schauspiel, dessen Stücke, ungeachtet des Mangels an Tiefe, lange Zeit großen Beifall fanden, und später (im fol-

genden Abschnitt) August Friedrich Ferdinand von Kotzebue (1761—1819), der fruchtbare und bühnengewandte, aber frivole und gesinnungslose Verfasser zahlreicher und beliebt gewordener Schau-, Trauer- und Lustspiele.

An Wieland reihen sich:

6. Heinse (II, 139), der im Kunstroman Ardinghello sein an Wieland gebildetes Talent glänzender Darstellung zu schlüpfrigen Schilderungen mißbrauchte, und Thümmel (II, 71), welcher in den früheren Schriften Wieland's Einfluß zeigt, während er mit seinem Hauptwerke (Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs) mehr der folgenden Gruppe angehört.

Diesen Gruppen fügen wir noch hinzu:

7. Die Humoristen, die als Nachfolger Johann Georg Hamann's (1730—1788), des „Magus aus Norden" zu betrachten sind. Zu ihnen gehören außer Thümmel: Hippel (II, 77), Lichtenberg (II, 99) und späterhin Jean Paul Friedrich Richter (II, 177).

§. 14. Die zweite Dichter-Trias:

1. Herder (I, 91. II, 102), nicht sowohl ein originell schöpferischer, als ein bahnbrechender und bahnzeigender Genius von beinahe universellem Charakter, der auf Mit- und Nachwelt die umfassendste Wirkung ausgeübt hat. Er trat zuerst, von Lessing angeregt, als Kritiker in den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" (1767) und den „kritischen Wäldern" (1769) auf, in welchen letztern er ein tieferes Verständniß Homer's eröffnete. Als ein dem Meister überlegener Jünger Hamann's, wies er die Poesie als die Muttersprache der Völker, als eines der ersten und tiefsten Bedürfnisse des menschlichen Gemüthes nach, deckte die hohe Poesie im alten Testamente auf, setzte die Volkslieder in ihre Rechte wieder ein, gab in den „Stimmen der Völker" (1778) eine reiche Blüthenlese aus der Volkslyrik der verschiedensten Nationen und Zeiten, weckte Theilnahme und Verständniß für Shakespeare und Ossian, erschloß in den „Palmblättern" einen Blick in den Orient durch Mittheilungen von Erzählungen, Sprüchen u. s. w., verpflanzte in seinem „Cid" einen spanischen Romanzen-Cyklus auf deutschen Boden und förderte nach allen Richtungen hin die Aneignung des Edelsten und Schönsten aus den fremden Literaturen. Unter seinen eigenen Productionen sind, wenn man dahin nicht die Nachdichtungen fremder Erzeugnisse (Cid, Stimmen der Völker, griechische Anthologie u. s. w.) rechnen will, vor Allen die Legenden und Paramythien hervorzuheben. Unter seinen Prosaschriften ragen die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" hervor. Ein Grundgedanke, der seine Werke durchzieht, ist die Idee der Humanität, der Glaube an die im Ganzen fortschreitende Veredlung der Menschheit.

2. Goethe (I, 128. II, 120). Während bei Herder nach allen Richtungen eine geniale Empfänglichkeit erscheint, zeigt Goethe auf den verschiedensten Gebieten eine geniale schaffende Kraft. Von Herder in Straßburg mächtig angeregt, streifte er bald die Fesseln des Conventionellen, Gemachten und Gekünstelten ab und ward so der Befreier der deutschen Poesie. Der Inhalt seiner Dichtungen war größtentheils selbsterlebtes Herzenseigenthum, das er aber trotz der tiefen Erregung seines Gemüthes in eine helle, ruhige Ferne zu rücken wußte. So lieferte er auf dem Felde der Lyrik Lieder, die an Wärme, Innigkeit und Frische den Volksliedern gleichkommen, auf dem Gebiete des Dramas seinen Götz, auf dem des Romans Werther's Leiden. Zugleich machte sich sein jugendlicher Uebermuth in einer Reihe von Farçen Luft („Götter, Helden und Wieland", „Jahrmarkt zu Plundersweilern" u. a.). In Weimar dauerte die stürmische Bewegung seines Innern noch eine Zeit lang fort; aber dann begann unter einer umfassenden amtlichen Thätigkeit und dem beschwichtigenden Einflusse einer edeln Frau (Frau von Stein) allmälig eine innere Beruhigung und Hinneigung zu strengern und gesetzmäßigern Formen der Dichtkunst einzutreten. Der Anfang dieser Mäßigung ist schon in den Oden aus den Jahren 1779 — 1782 (I, 137 ff.), besonders aber in der Iphigenie, deren erste Abfassung dieser Zeit angehört, zu erkennen. Wir verlassen einstweilen Goethe bei seinem Aufbruche nach Italien, wohin er sich 1786 begab, um in dem Anschauen der Denkmäler alter und neuer Kunst und im Genusse der schönen Natur feste Kunstprincipien und neue Geistesfrische zu gewinnen.

3. Schiller (I, 187. II, 150). Von Schiller's Entwickelungsgeschichte gehört diesem Abschnitte nur die erste Periode (bis 1785) an. Die Werke dieser Periode, sowohl die Dramen als die lyrischen Gedichte (Anthologie), tragen alle den Charakter der Sturm- und Drangzeit, unterscheiden sich aber doch wesentlich von den bedeutendern Erstlingswerken Goethe's, die gleichfalls in diese Sturmperiode, nur um ein Decennium früher, fallen. Goethe's Schöpfungen gehen aus dem Trieb hervor, die Wirklichkeit poetisch zu erfassen und poetisch zu gestalten; Schiller setzte seine Ideen der Wirklichkeit entgegen und trat in seinen Dichtungen polemisch, ja revolutionär gegen die bestehenden Zustände auf. In jedem seiner Erstlingsdramen ist die Polemik in eine andere Sphäre verlegt: in den Räubern richtet sie sich gegen die verdorbenen gesellschaftlichen Zustände überhaupt, im Fiesko gegen die alte Staatsform, in Kabale und Liebe gegen die in den bevorzugten Ständen herrschende Verworfenheit. Sein viertes Drama, Don Carlos, hat einen mehr positiven Charakter, insofern es den Kampf für eine bessere, auf Bürgerfreiheit gegründete Ordnung der Dinge darstellt. Nachdem Schiller in ihm sein politisches Glaubensbekenntniß nieder-

gelegt hatte, verstummte seine dramatische Muse auf längere Zeit.

§. 15. Die Sturm- und Drangzeit oder die Genieperiode, deren schon ein paarmal gedacht worden, füllt ungefähr die beiden letzten Decennien (1765 — 1785) des vorliegenden Abschnittes aus. Es herrschte damals in den Gemüthern, zumal der begabten Jugend, eine stürmische Gährung, die sich im Leben, wie in der Dichtung, überall kund gab. In Beiden wollte man auf den Naturstand zurückgehen, den sumpfig schleichenden Strom des Herkommens verlassen, der Cultur von ihrer reinen Quelle an ganz neue, frische Bahnen eröffnen. Vorbereitet und hervorgerufen war diese Geistesbewegung durch Klopstock's begeisterte Gesänge und die ihnen nachfolgenden Bardenlieder und biblischen Epen, welche auf die Anfänge des Völker- und Staatenlebens hinwiesen, durch die Herüberpflanzung Milton's und Ossian's, durch die Einwirkung Homer's, die Aufdeckung englischer Romanzen und deutscher Volkslieder, durch Lessing's und Herder's kühne Kritik, Wieland's Musarion, Gerstenberg's Ugolino u. s. w., durch das Auftreten Lavater's, als Wiederverkündigers des alten Prophetenthums, und andrerseits durch Aufstellung einer sogenannten natürlichen Religion, wozu noch außerhalb Deutschlands auf politischem Felde Montesquieu's und Rousseau's neue Lehren über Staat und Gesellschaft hinzugekommen waren. Alles dieses vereinigte sich, in der deutschen Jugend eine leidenschaftliche Bewegung hervorzurufen. Natur, Originalität, Freiheit von allem Regelnzwange, Kampf gegen alles Pedantische, Veraltete, gegen alle schwerfällige Gelehrsamkeit waren ihre Losungsworte. Herder, Goethe, Lavater, Lenz (Johann Michael Reinhold, 1750 — 1792), Klinger (Friedrich Max, 1753 — 1831), dessen Drama „Sturm und Drang" der Periode den Namen gab, die beiden Stolberge, Schiller und noch viele Andere waren eine Zeit lang in diese Geisterströmung hineingerissen.

Zweiter Abschnitt.

c. 1785 bis jetzt.

§. 16. Der nunmehr folgende Abschnitt umfaßt in seinen beiden ersten Decennien die Culminationszeit unsrer Dichtkunst, die Periode der classischen Kunstpoesie. Die beiden Hauptträger dieser Kunstpoesie, Goethe und Schiller, gewinnen im ersten Decennium auf getrennten Wegen und auf besondere Weise innere Beruhigung, Mäßigung und Klarheit und wirken dann im zweiten Decennium als engverbundene Freunde in neidlosem Wetteifer zusammen.

1. Goethe von 1786 — 1794. In Italien befestigte sich Goethe nur in einer Richtung, die er schon früher entschieden eingeschlagen hatte, in dem Streben nach classischer Idealität. Um zu festen Principien auf poetischem Gebiete zu gelangen, schlug er den Weg durch die bildende Kunst ein. Ueber dem Anschauen der herrlichen Kunstgebilde erwachte auf's Neue in ihm der alte falsche Trieb, selbst etwas Tüchtiges in der bildenden Kunst zu leisten; er hatte aber bei seinem Aufbruche aus Italien (1788) die Ueberzeugung gewonnen, daß er nicht zum bildenden Künstler, sondern zum Dichter geboren sei. Ein großer Gewinn seines dortigen Aufenthaltes war ferner, daß sich ihm eine Menge leerer Wortklänge in lebendige Anschauungen verwandelt hatte, vor Allem, daß ihm ein innigeres Verständniß Homer's erschlossen war. An neuen Productionen brachte er wenig mit; dagegen waren Iphigenie, Egmont und ein paar Operetten überarbeitet worden und hatten eine seinen neuen Grundsätzen entsprechende Form gewonnen. Auch Tasso war beinahe völlig umgestaltet und gelangte bald nach der Rückkehr zum Abschluß. Fast wider Willen ward Goethe durch die französische Revolution auf das Gebiet der politischen Dichtung gezogen (der Groß-Cophtha, der Bürgergeneral, die Aufgeregten u. s. w.).

2. Schiller von 1785 — 1794. Unterdessen war auch in Schiller durch die Bekanntschaft mit höher gebildeten Männern und Frauen und das Studium alter Classiker eine ruhigere und reinere Stimmung und das Bedürfniß einer Selbstverständigung und Selbstläuterung erwacht. Er suchte diese auf wissenschaftlichem Felde, und zwar zunächst im Studium der Geschichte, das ihm zugleich als Ersatz für die mangelnde Anschauung eines reichen Lebens dienen sollte. Früchte dieses Studiums waren unter Andern die Geschichte des Abfalls der Niederlande und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Wie die Geschichte seine Kenntnisse von der äußern Menschenwelt bereicherte, so sollte die Philosophie ihn über den innern Menschen und insbesondere über die Principien der Dichtkunst aufklären. In Anschluß an Kant versuchte er in einer Reihe philosophisch-ästhetischer Abhandlungen dessen Ideen über das Schöne und die Kunst weiter zu entwickeln.

3. Goethe's und Schiller's vereintes Wirken (1794 — 1805). Von dem Zeitpunkte ihrer nähern Verbindung (1794), welche durch Schiller's „Horen" vermittelt wurde, datirte sich für beide Dichter ein neuer Frühling, eine zweite Jugend. Während sie in einigen Productionen ihre Thätigkeit so ineinander verschränkten, daß sie ihren beiderseitigen Antheil selbst nicht strenge zu unterscheiden vermochten, schöpften sie auch für das, was sie auf getrennten Gebieten leisteten, aus der wechselseitigen Theilnahme und Beihülfe erhöhte Lust und Kraft. Zu den Früchten ihrer gemeinsamen Thätigkeit gehören eine große Anzahl von Epigrammen (Votivtafeln, Xenien u. s. w.) und die Balladen um 1797.

Aus ihren Bestrebungen, für die Weimarer Bühne ein reicheres Repertorium zu schaffen, ging auf Seiten Goethe's die Uebersetzung des Mahomed und Tancred von Voltaire, auf Seiten Schiller's die von Shakespeare's Macbeth, der Phädra von Racine, der Turandot von Gozzi und zweier Lustspiele von Picard hervor. Diese Uebersetzungen füllten bei dem unermüdlich schaffenden Schiller die Abspannungspausen zwischen seinen Originaltragödien aus, die, nach Vollendung des Wallenstein (1798), rasch aufeinander folgten (Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, Fragmente des Demetrius). Dazwischen entstanden treffliche kleinere Gedichte, unter denen wir die culturhistorischen (der Spaziergang, das eleusische Fest, das Lied von der Glocke) besonders hervorheben. — Unterdessen war Goethe, namentlich in den ersten Jahren seiner Verbindung mit Schiller, nicht minder thätig. Die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme wurden vollendet, viele der trefflichsten kleinern Gedichte entstanden, Wilhelm Meisters Lehrjahre (schon vor der Reise nach Italien begonnen) wurden zu Ende geführt, in Hermann und Dorothea ein Muster des bürgerlichen Epos aufgestellt. Doch trat 1797 nach der dritten Schweizerreise ein längeres Stocken seiner Productivität ein; und als er einige Jahre später zur dramatischen Poesie zurückkehrte, zeigte sich in der natürlichen Tochter schon eine Hinneigung zur symbolischen Dichtung.

4. Goethe von 1805 — 1832. Der Hang zum Symbolischen und Allegorischen trat in den dramatischen Productionen dieses Lebensabschnittes immer stärker hervor; so in der Pandora (1807), im Festspiel des Epimenides Erwachen (1814) und im zweiten Theil des Faust, den er erst gegen Ende seines Lebens vollendete. Auf dem epischen Gebiete sind noch die Wahlverwandtschaften als eine meisterhafte und W. Meister's Wanderjahre als eine minder gelungene Production zu nennen. Nach dem Eintritt in die sechziger Jahre begann er sich mit Darstellungen aus seinem Leben zu beschäftigen (Dichtung und Wahrheit, Italienische Reise, dritte Schweizerreise, Campagne in Frankreich, Annalen). Das Feld der Lyrik bereicherte er (von 1814 an) auf's Ueberraschendste durch seinen Westöstlichen Divan, eine Frucht seiner orientalischen Studien. Ueberhaupt gewann jetzt seine wissenschaftliche Thätigkeit, die vorzugsweise den Naturwissenschaften und der Theorie der bildenden Kunst gewidmet war, immer mehr das Uebergewicht über die dichterische Productivität. Hauptfrüchte seiner bis in frühere Lebensabschnitte zurückreichenden naturwissenschaftlichen Forschungen sind die Farbenlehre und die Lehre von der Metamorphose der Pflanzen.

§. 17. Romantische Schule. Während Goethe und Schiller von der tiefen Ueberzeugung durchdrungen waren, daß im classischen Alterthum die höchsten Normen der Kunst und Poesie zu finden seien, verlangten die Romantiker, man solle zugleich auf das Mittelalter, auf die romantische Poesie und christliche Kunst zurückgehen und dorther frische und neubelebende Quellen in die seichte und nüchterne moderne Welt leiten. Sie ließen alle poetischen Stoffe gelten und suchten sich den verschiedenartigsten anzuempfinden und anzuschmiegen; sie bemühten sich, die bis dahin noch verborgenen Schätze der romanischen Poesie aufzuschließen und unsre Sprache den fremden poetischen Formen anzupassen und leisteten Bedeutendes in der Uebersetzungskunst. Sie legten den Grund zu einer tiefer eingehenden Behandlung der Literaturgeschichte, gaben den Anstoß zur historischen Erforschung der deutschen Sprache und wiesen der bildenden Kunst, vor Allem der Malerei, neue Bahnen. Auf dem Gebiete der Kritik machten sie mit Goethe und Schiller gemeinsame Opposition gegen das falsche Natürlichkeitsprincip, wie es sich in der Iffland'schen und besonders in der Kotzebue'schen Poesie kundgab, traten aber auch der feinern Sentimentalität in den Gedichten eines Matthisson, Tiedge u. A. entgegen. Indem sie Goethe's Poesie hochschätzten und feierten, ließen sie Schiller's Dichtungen weniger gelten und vermißten in ihm Wahrheit, Leben und Fülle. Als die Häupter dieser Schule sind anzusehen: A. W. von Schlegel (I, 253. II, 188), Friedrich von Schlegel (I, 263. II, 201), Novalis (I, 266. II, 203), Tieck (I, 268. II, 206), über welche man die näheren Notizen an den bezeichneten Stellen vergleichen möge. Der Richtung nach mit ihnen verwandt sind: De la Motte-Fouqué (I, 270), Brentano (I, 272), Arnim (I, 273), Eichendorff (I, 274), Schulze (I, 275), Heinrich von Kleist (1776 — 1811), Dramatiker, u. A.

Die Einwirkung der romantischen Schule ist in verschiedenen spätern Dichtergruppen deutlich zu erkennen. Dahin gehören:

a) Die Fatalisten, Vertreter der Schicksalstragödie: Zacharias Werner (1768 bis 1823: Weihe der Kraft, der 24. Februar und andere Tragödien), Amadeus Gottfried Adolph Müllner (1774 — 1829: Die Schuld, der 29. Februar u. A.), Franz Grillparzer (geb. 1790: Die Ahnfrau, Sappho u. A.), von Houwald (Fluch und Segen, das Bild u. A.).

b) Die schwäbischen Dichter, um den trefflichen Uhland (I, 305) sich reihend: Kerner (I, 312), Schwab (I, 314), Mayer (I, 316) u. A.

c) Die patriotischen Dichter, durch die Befreiungskriege angeregt: Arndt (I, 297. II, 222), Schenkendorf (I, 299), Stägemann (I, 301), Körner (I, 302), Rückert (I, 287).

Der letztgenannte, durch Reichthum der Stoffe und Gedanken, wie durch Gewandtheit in den mannigfaltigsten Formen ausgezeichnet, bildet den Uebergang zu den Dichtern der Gegenwart.

d) In entfernterer Beziehung zu den Romantikern stehen noch: Chamisso (I, 283), Hebel (I, 380. II, 174), die beiden Collin (I, 280), Immermann (I, 320) u. A.

2. Der Hauptgegner der spätern Romantiker, insbesondere der Dichter der Schicksalstragödien und Immermann's, war Platen (I, 321), durch strenge und kunstreiche Behandlung der Form hervorragend.

3. In Betreff der übrigen Dichter der jüngsten Zeit, unter denen eine Gruppe von Oesterreichern (Auersperg I, 354; Lenau I, 352; Ebert I, 348; Seidl I, 350 und 384; Zedlitz I, 317 u. s. w.), ferner Heine (I, 328), Freiligrath (I, 368), Geibel (I, 371) hervortreten, verweisen wir auf die im Handbuch gegebenen Proben und Notizen. Wir hätten diesen, wenn es mit dem Raum verträglich gewesen wäre, noch Proben vieler anderen schätzenswerthen Dichter der Neuzeit hinzufügen können; denn wenn gleich unsre Zeit, im Vergleich mit den beiden ersten Decennien (1785 bis 1805) dieses Abschnittes als eine Epigonenzeit zu betrachten ist, so sprossen doch fortwährend, bis auf den heutigen Tag, besonders auf dem Felde der Lyrik erfreuliche Blüthen in großer Anzahl hervor.

4. Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Prosaiker der ganzen Periode, so müssen wir uns, bei der außerordentlich reichen Entfaltung der Prosa nach allen Seiten hin, auf wenige Namen beschränken. Als das einflußreichste Trifolium von Schriftstellern, durch welche die deutsche Prosa ihrer Vollendung entgegengeführt wurde, müssen wir Lessing, Herder und Goethe betrachten. Von bedeutendem Einfluß für die Entwickelung der Prosa waren die Verbreitung literarischer Blätter, die tiefere Ergründung der Sprachlehre, die gesteigerte Uebersetzungskunst, die verschiedenen neuen Behandlungen der Philosophie, die wachsende Vorliebe für Geschichte und ihre Hülfswissenschaften, die Popularisirung der überreichen Ausbeute der Naturwissenschaft. — **a)** Didaktische Prosa. Aus der großen Zahl der hierher gehörigen Schriftsteller heben wir hervor: Winkelmann (II, 12), Kant (II, 16), Zimmermann (II, 21), Mendelssohn (II, 22), Abbt (II, 74), Engel (II, 79), Garve (II, 92), Lavater (II, 96), Fichte (II, 160), die beiden Humboldt (II, 212 und 216), Hegel (II, 233), Schelling (II, 238), die beiden Grimm (II, 252 und 254). — b) Rhetorische Prosa. Zollikofer (II, 62), Reinhard (II, 147), Jakobs (II, 166), Schleiermacher (II, 227). — c) Geschichtliche Prosa. Möser (II, 13), Sturz, Biograph (II, 68), Archenholz (II, 115), Joh. von Müller (II, 141), Heeren (II, 163), Arndt (II, 222), Niebuhr (II, 241), Raumer (II, 243), Ranke (II, 260), Varnhagen von Ense, Biograph (II, 247), Hoffmeister, desgl. (II, 262), Gervinus, Literarhistoriker (II, 271), Vilmar, desgl. (II, 274). Ueberdies haben sich fast sämmtliche bedeutende Dichter der letzten Periode, nicht etwa bloß durch Dichtungen in ungebundener Rede, sondern auch auf dem eigentlichen Gebiete der Prosa hervorgethan, wie Gellert, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Friedrich Leopold Stolberg, Schiller, die Romantiker und Andere.

Abriß der Verslehre.

§. 1. Einleitendes. — Die Poesie bedient sich gewöhnlich der gebundenen Rede, d. h. eines für das Ohr nach bestimmten Gesetzen gegliederten Sprachmaterials. Die Mittel der Gliederung sind verschiedener Art: so wendet die hebräische Poesie den syntaktischen Parallelismus, d. h. ein gewisses Ebenmaß der Sätze oder Satzglieder an, und etwas Aehnliches (wenn auch keine Symmetrie, doch ein Gleichgewicht der Sätze und Satztheile) liegt den von Klopstock zuerst gebrauchten und später von Goethe und Andern mehrfach nachgeahmten sogenannten freien Rhythmen zu Grunde (vgl. z. B. I, 132 „Mahomet's Gesang," 133, 137 ff., 291 „Adler und Lerche" u. s. w.). Die Hauptmittel der Gliederung sind aber Rhythmus und Gleichklang.

Der Rhythmus beruht auf einer geregelten Folge entweder von langen (–) und kurzen (⏑), oder von betonten (′) und unbetonten Sylben. In jenem Falle heißt er quantitirender, in diesem accentuirender Rhythmus; der quantitirende liegt den griechischen und römischen, der accentuirende den deutschen Versen und denen anderer neuerer Sprachen zu Grunde. Daneben spricht man noch von einem numerirenden, auf der bloßen Sylbenzählung beruhenden Rhythmus, nach welchem die Franzosen ihre Verse bauen; allein auch bei diesem spielt der Accent keine unbedeutende Rolle. Eben so ist weder in den antiken Versen der Accent, noch in den deutschen die Quantität ohne allen Einfluß.

In Betreff der Frage, welche Sylben in unserer Sprache betont und unbetont, welche lang und kurz sind, glauben wir den Schüler der obern Classen hauptsächlich an sein Ohr verweisen zu dürfen. Selbst in's Einzelne eingehende Regeln würden ihm nicht viel fruchten, wenn ihm die Fähigkeit abginge, die Betonung und Quantität vorliegender Sylben selbst zu prüfen, oder wenn er sich eine falsche Betonung und Quantitirung angewöhnt hätte. Wir begnügen uns mit folgenden wenigen Andeutungen:

Bei dem Baue deutscher Verse wird das Gewicht (die Intensität der Betonung) der Sylben zum Anhaltspunkt genommen. Dieses richtet sich aber 1., und zwar vorzugsweise, nach der Bedeutung, 2. nach der Stellung und Verbindung, 3. nach der Quantität (Länge und Kürze) der Sylben. Jeder hört sogleich, daß in Wörtern wie Sonne, sonnige, lieben die ersten Sylben, in besitzt, Besitz, gewiß die zweiten, in Genüsse, gewaltig, erleben die mittlern Sylben, als Trägerinnen der Hauptvorstellungen, schwer, die übrigen aber leicht sind. Vergleicht man weiter die Wörter Werkzeug und Kunstwerk, so hört man, daß zwar in beiden die erste Sylbe das Uebergewicht hat, die zweite aber dadurch nicht zu einer völlig leichten Sylbe herabgedrückt wird. Die erste Sylbe ist unbedingt schwer, aber die zweite nicht absolut leicht. Vergleicht man ferner heimwärts und himmelwärts, lieblich und wunderlich, fruchtbar und sonderbar, so bemerkt man deutlich, daß die Sylben wärts, lich und bar in den dreisylbigen Wörtern ein etwas stärkeres Gewicht, als in den zweisylbigen haben, was der vorhergehenden (mittlern) leichten Sylbe zuzuschreiben ist. Vergleicht man mit, in, von und nebst, durch, auf, so gewahrt ein feineres Ohr, obwohl alle sechs Wörter logisch auf gleicher Reihe stehen, doch sehr bestimmt, daß die drei erstern ein geringeres Gewicht, als die drei letztern haben, was seinen Grund in der geringern Lautfülle (Quantität) hat. Hieraus geht schon zur Genüge hervor, daß wir es in der deutschen Sprache nicht bloß mit entschieden schweren und leichten, oder wie man sich gewöhnlich ausdrückt, mit entschieden langen und kurzen Sylben, sondern auch mit solchen, die zwischen beiden schwanken, mit tieftonigen und schwachbetonten, zu thun haben; und hierdurch wird der deutsche Versbau nicht wenig erschwert. Klopstock, und zum Theil auch noch Goethe und Schiller nahmen es mit den letztern weniger genau und gebrauchten z. B. sonderbar, ungeachtet des Gewichtes der letzten Sylbe, unbedenklich als Daktylus. Neuere Dichter, besonders Platen, sind in dieser Beziehung strenger gewesen. Es kommt aber bei der Frage, inwiefern man es mit der rhythmischen Bewegung strenger oder leichter zu nehmen habe, wesentlich der Charakter der Dichtung und Versart in Betracht. Während man z. B. von einer in antiker Form gedichteten Ode mit Recht verlangt, daß sie den Forderungen des Ohrs auch in Beziehung auf die Quantität genugthue, wäre es Pedanterie, dem Bürger'schen Gedichte „Der Kaiser und der Abt" Verse, wie folgenden, als fehlerhaft anrechnen zu wollen:

Oft hatt' er kaum Schwarzbrot zu Wasser und Wurst,

weil darin kaum und brot kurz gebraucht sind.

§. 2. Versfüße. — Zwei oder mehrere Sylben, die mit Rücksicht auf ihr Tongewicht zu einer Einheit verbunden sind, bilden einen Versfuß. Die Alten benannten die Versfüße auf folgende Weise:

a. Die zweisylbigen: 1. ⏑⏑ Pyrrhichius. 2. –– Spondeus. 3. ⏑– Jambus. 4. –⏑ Trochäus oder Choreus.*)

b. Die dreisylbigen: 1. ⏑⏑⏑ Tribrachys. 2. ––– Molossus. 3. –⏑⏑ Dactylus. 4. ⏑⏑– Anapäst. 5. ⏑–– Bacchius. 6. ––⏑ Antibacchius oder Palimbacchius. 7. ⏑–⏑ Amphibrachys. 8. –⏑– Amphimacer oder Kretikus.

c. Von den viersylbigen genügt es, folgende zu merken: 1. –––– Dispondeus (Doppelspondeus). 2. ⏑–⏑– Dijambus. 3. –⏑–⏑ Ditrochäus. 4. –⏑⏑– Choriambus (Choreus und Jambus). 5. ⏑––⏑ Antispast. 6. ⏑⏑–– steigender Joniker (Jonicus a minori). 7. ––⏑⏑ fallender Joniker (Jonicus a majori). (Viersylbige Füße mit Einer Kürze hießen Päone, mit Einer Länge Epitrite, und zwar nach der Stelle, welche die Sylbe einnimmt, erster, zweiter u. s. w. Päon oder Epitrit.)

Von den genannten Versfüßen sind für die deutsche Verslehre folgende die wichtigsten: 1. der Jambus, 2. der Trochäus, 3. der Spondeus, 4. der Daktylus, 5. der Anapäst, 6. der Amphibrachys, 7. der Amphimacer und 8. der Choriambus.

§. 3. Verse. — Der Versfuß bildet die niederste rhythmische Einheit; denn die einzelnen Sylben sind nur das ungeformte Material. Setzt man nun zwei oder mehrere Versfüße nach einem bestimmten Gesetz zusammen, so entsteht die nächsthöhere rhythmische Einheit, der Vers; und verbindet man zwei oder mehrere Verse nach einem bestimmten Gesetz zu einem Ganzen, so entsteht eine noch höhere rhythmische Einheit, die Strophe. Was zunächst die Verse anlangt, so sind sie entweder einfache, wenn sie aus gleichartigen Füßen (z. B. aus lauter Jamben), oder zusammengesetzte, wenn sie aus verschiedenartigen Füßen bestehen. Die einfachen zerfallen, nach der Art der darin angewandten Versfüße, in jambische, trochäische, daktylische u. s. w. Diese letztern theilt man nun wieder nach der Zahl der darin angewandten Versfüße in zwei-, drei-, vier- u. s. w. füßige ein. Hierbei ist aber zu bemerken, daß man auch häufig, nach dem Vorgange der Griechen, von den beiden einfachsten zur Anwendung kommenden Versfüßen, den Jamben und Trochäen, so wie von den rasch aufsteigenden Anapästen je zwei (eine Dipodie) als Maßeinheit, als Metrum, zusammenfaßt, während bei den daktylischen und anderen Versen jeder einzelne Fuß als ein Metrum gilt. Man drückt dieses auch so aus: Trochäische, jambische und anapästische Verse werden dipodisch, daktylische monopodisch gemessen. Je nachdem nun ein Vers 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w. Metra umfaßt, heißt er Monometer, Dimeter, Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter u. s. w. Ein jambischer Trimeter wird hiernach sechs Jamben, aber ein daktylischer Trimeter nur drei Daktylen umschließen.

Weiter ist zu bemerken, daß ein Vers entweder aus lauter vollen Takten besteht, d. h. von seinen Versfüßen ganz ausgefüllt ist, oder zweitens am Ende um eine oder mehrere Sylben abgekürzt ist, deren Stelle durch eine Pause ausgefüllt wird, oder drittens eine überzählige Schlußsylbe enthält. Im ersten Falle heißt der Vers akatalektisch, im zweiten katalektisch, im dritten hyperkatalektisch. Beim zweiten Falle wollen wir noch, je nachdem 1, 2, 3 Sylben fehlen, einsylbig, zweisylbig, dreisylbig katalektische Verse unterscheiden. Darnach hätten wir den Vers:

–⏑–⏑|–⏑–⏑|–

als einen dreisylbig katalektischen trochäischen Trimeter zu bezeichnen, wogegen der Vers:

⏑–⏑–|⏑–⏑–|⏑

als ein hyperkatalektischer jambischer Dimeter aufzufassen ist, da nach der zweiten Dipodie nur noch eine in die Senkung fallende Sylbe folgt.

Zur Uebung möge man nun nach dem Vorhergehenden folgende Verse benennen:

1. ⏑–⏑–|⏑–⏑–|⏑–⏑–
2. –⏑–⏑|–⏑–⏑
3. –⏑⏑|–⏑⏑|–⏑⏑|–⏑⏑
4. ⏑⏑–⏑⏑–|⏑
5. –⏑–⏑|–⏑–⏑|–⏑–⏑|–⏑
6. ⏑–⏑–|⏑–⏑–|⏑–
7. ⏑–⏑–|⏑–⏑
8. –⏑⏑|–⏑⏑
9. –⏑⏑|–⏑⏑|–⏑⏑|–⏑⏑|–⏑⏑|–⏑
10. –⏑⏑|–⏑⏑|–⏑
11. –⏑⏑–|–⏑⏑–
12. –⏑–⏑|–⏑–⏑|–⏑–⏑|–⏑–⏑

Beispielsweise bezeichnen wir 3. als einen akatalektischen daktylischen Tetrameter, 6. als einen zweisylbig katalektischen jambischen Trimeter, 11. als einen akatalektischen choriambischen Dimeter.

§. 4. Wortfuß, Cäsur, Incision. — Jeder Vers hat einen gesetzlich geregelten Gang; aber innerhalb des Verses darf und soll die Rede in ihren syntaktischen Gebilden mannigfach und wechselreich sein; ja es ist ein entschiedener

*) Das Aufsuchen von deutschen Wörtern, worin sich diese Versfüße darstellen, wird dem Schüler überlassen.

Fehler, wenn sich die syntaktischen Glieder überall genau den Versgliedern anschmiegen. Ein Wort mit Rücksicht auf die Quantität und Folge seiner Sylben betrachtet, ist ein **Wortfuß**, z. B. **Heiligenschein** ist ein Choriambus, **Lebewohl** ein Amphimacer. Man dehnt den Begriff Wortfuß aber auch auf solche Complexe von Wörtern aus, die in so engem syntaktischem Zusammenhange stehen, daß man sie zusammen als Eins betrachten kann, z. B. auf den Artikel mit seinem Substantiv, die Präposition mit dem regierten Casus u. s. w. Demnach wird **am Meeresstrand** als Dijambus, **im Sturmschritt** oder **Gedenk mein** als Bacchius aufgefaßt. Die eben gegebene Regel läßt sich nun theilweise so formuliren: **Die Wortfüße eines Verses sollen nicht durchweg mit den Versfüßen zusammenfallen**, wie etwa in dem Verse:

Vater aller Wesen, aller Himmel, aller Welten.

Aber auch die größern syntaktischen Glieder sollen frei innerhalb der Verse spielen; ihre Grenzen sollen nicht durchweg auf die Versgrenzen, sondern häufig in das Innere der Verse fallen. Geschieht dieses, so entstehen die sogenannten **Cäsuren**, die also **syntaktische** Einschnitte des Verses sind. Von ihnen sind wohl zu unterscheiden die **rhythmischen** Einschnitte, die wir zum Unterschiede **Incisionen** nennen wollen. Diese zerlegen größere Verse, gewöhnlich durch Halbirung, in kleinere rhythmische Partien, und sind ihrer Natur nach constant, d. h. fallen immer genau auf dieselbe Stelle des Verses, während die Cäsuren, wie aus dem Obigen erhellt, veränderlich sind. In der Regel fallen mit den Incisionen rhythmische Pausen zusammen, während den Cäsuren nur syntaktische Pausen zukommen. Als Beispiele von Versen mit Incisionen nennen wir den Nibelungenvers, den Alexandriner und den Pentameter; der letztgenannte heißt irrthümlich so, und ist eigentlich ein zweisylbig katalektischer daktylischer Hexameter mit einer Incision und Pause in der Mitte.

§. 5. **Die wichtigern einfachen Verse.** — Wir beschränken uns hier bei der Betrachtung der wichtigern einfachen Verse auf die reimlosen, und behalten uns die gereimten bis dahin vor, wo vom Gleichklang im Allgemeinen die Rede gewesen sein wird. Unter den reimlosen **jambischen Versen** sind die wichtigsten der **Trimeter**, der Vers der antiken Tragödie, und der **Quinar**, der Vers der deutschen und englischen Tragödie.

1. **Der jambische Trimeter** oder **Senarius**, ein akatalektischer Vers, duldet oder liebt vielmehr am Anfange der einzelnen Dipodien einen Spondeus, statt eines Jambus; daher ist sein Schema:

⏓ – ⏑ – | ⏓ – ⏑ – | ⏓ – ⏑ –

Im Deutschen hat man sich auch in allen Füßen, mit Ausnahme des sechsten, Anapäste statt Jamben gestattet. Die Cäsur fällt häufig nach der ersten Thesis der zweiten Dipodie, überhaupt gerne gegen die Mitte des Verses, darf aber nicht den Vers in zwei genau gleiche Hälften scheiden, also nicht hinter die Arsis des dritten Fußes fallen (I, 220 ff.). — Vertauscht man den letzten Jambus mit einem Trochäus (oder Spondeus), so entsteht der **Choliambus** oder **Hink-Jambe** (I, 262 „Der Choliambe scheint ein Vers für Kunstrichter").

2. **Der jambische Quinar**, zehn- oder elfsylbig (ein zwei- oder einsylbig katalektischer Trimeter) liebt gleichfalls zur Abwechselung Spondeen statt der Jamben, doch weniger gegen den Versschluß, wo sie den leichten Gang des Verses zu sehr hemmen. Die Cäsur ist wechselnd, fällt aber am häufigsten gegen die Mitte des Verses, nach der vierten, fünften und sechsten Sylbe (vgl. I, 213 ff. die Jungfrau von Orleans).

Unter den reimlosen trochäischen Versen sind folgende besonders zu merken:

3. **Der trochäische Dimeter**, besonders häufig im Spanischen, in Dramen, wie in Romanzen (vgl. I, 102 ff. „Cid"), auch assonirend (I, 265 „Abendröthe").

4. **Der zweisylbig katalektische trochäische Trimeter**, in elegischen Gedichten und Parabeln nicht selten (z. B. I, 96 „Die Nacht," I, 97 „der gerettete Jüngling").

5. **Der trochäische Tetrameter** oder **Octonarius**, häufig einsylbig katalektisch und dann von den Römern **Septenarius** genannt, mit einer vershalbirenden Incision nach der zweiten Dipodie, ein Vers von würdevollem Gange, von den Neuern auch als Reimvers viel gebraucht (I, 368 „Löwenritt," 338 u. s. w.).

Von den reimlosen daktylischen Versen sind die bemerkenswerthesten:

6. **Der Archilochische Vers** (zweisylbig katalektischer daktylischer Trimeter, die letzte Hälfte des sogenannten Pentameters): | – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ | –. Klopstock hat ihn bisweilen mit dem Hexameter verbunden.

7. **Der Hexameter**, der Vers des antiken Epos, läßt in den vier ersten Füßen überall Spondeen statt der Daktylen, im fünften nur ausnahmsweise zu. Der Schlußfuß ist ein Spondeus oder Trochäus. Klopstock, Goethe, Schiller u. A. lassen häufig in den vier ersten Füßen Trochäen statt der Daktylen eintreten. Die Cäsur fällt meistens in den dritten Fuß, und zwar entweder gleich nach der Hebung (männliche Cäsur), oder nach der ersten Kürze (weibliche Cäsur). Nicht selten findet ein doppelter Einschnitt nach den Hebungen im vierten und im zweiten Fuße statt. Die griechischen Bukoliker haben häufig einen Einschnitt am Ende des vierten Fußes, woher diese Cäsur die **bukolische** heißt. (Vgl. I, 263 „der Hexameter" und I, 195.)

8. Der Pentameter, von dem schon bemerkt worden, daß er ein zweisylbig katalektischer Hexameter mit einer Incision und Pause (von zwei Kürzen) in der Mitte ist. Die Daktylen dürfen nur in der ersten Vershälfte mit Spondeen vertauscht werden. Der Pentameter wird mit dem Hexameter zu einem Distichon verbunden (I, 195 „Das Distichon"). Das elegische Versmaß besteht aus aneinandergereihten Distichen.

Unter den reimlosen Anapästen kommt besonders häufig zur Anwendung:

9. Der anapästische Dimeter, in den Aufmärschen des griechischen Chors besonders angewandt. Einer Reihe solcher Verse folgt gewöhnlich ein katalektischer (um die letzte Hebung verkürzter) zum Abschluß, z. B.

Wie ein Bote des Glücks, wie ein Adler, der keck
Von dem Idagebürg Ganymedes geraubt,
Die Gestirne vorbei, sich siegstolz wiegt,
Auf silberner Schwinge des Wohlklangs.

Die Anapästen dürfen stellenweise mit Spondeen vertauscht werden (wie im vorletzten Verse). In der Regel fällt die Cäsur nach der ersten Dipodie.

10. Der Aristophanische Tetrameter, aus dem eben genannten vollständigen und abgekürzten Dimeter zusammengesetzt; mit einer Incision in der Mitte.

§. 6. Die wichtigern zusammengesetzten (antiken) Verse und antiken Strophen.

1. Der Adonische Vers, aus einem Daktylus und einem Trochäus (oder Spondeus) zusammengesetzt:

– ◡ ◡ | – ⏒

2. Der kleinere logaödische Vers, ein Daktylus und zwei Trochäen:

– ◡ ◡ | – ◡ | – ⏒

3. Der größere logaödische Vers, zwei Daktylen und zwei Trochäen:

– ◡ ◡ | – ◡ ◡ | – ◡ | – ⏒

4. Der Pherekratische Vers, aus einem Spondeus und dem Adonischen Verse zusammengesetzt:

– – | – ◡ ◡ | – ⏒

5. Der Glykonische Vers, ein Spondeus, ein Choriambus und ein Jambus (oder Pyrrhichius):

– – | – ◡ ◡ – | ◡ ⏓

6. Der kleinere Asklepiadeische Vers, der statt des Choriambus des Glykonischen Verses deren zwei enthält:

– – | – ◡ ◡ – | – ◡ ◡ – | ◡ ⏓

7. Der größere Asklepiadeische Vers mit drei Choriamben in der Mitte:

– – | – ◡ ◡ – | – ◡ ◡ – | – ◡ ◡ – | ◡ ⏓

8. Der Sapphische Vers, ein trochäischer Monometer, ein Choriambus, und ein um die letzte Hebung verkürzter jambischer Monometer:

– ◡ – ⏒ | – ◡ ◡ – | ◡ – ⏒

Der Vers klingt kräftiger, wenn die vierte Sylbe lang ist.

9. Der Alkäische Vers, ein überzähliger jambischer Monometer, ein Choriambus und ein Jambus:

⏒ – ◡ – ⏒ | – ◡ ◡ – | ◡ ⏓

10. Der Phaläkische Vers, ein Trochäus (oder Spondeus), ein Choriambus und ein überzähliger jambischer Monometer:

– ⏒ | – ◡ ◡ – | ◡ – ◡ – ⏒

Man kann auch 1 als einen überzähligen choriambischen Monometer, 2 als einen Choriambus und einen katalektischen jambischen Monometer, 3 als eben solchen Vers mit vorangehendem Daktylus, 4 als überzähligen choriambischen Monometer mit vorangehendem Spondeus betrachten. Sämmtliche 10 Verse erscheinen dann als choriambische, von denen die meisten durch ein Anfangs- und ein Schlußglied (Basis und Katalexis) erweitert sind.

Aus den erwähnten Versen bildeten die Alten mannigfache Strophen, von denen für uns folgende die wichtigsten sind:

1. Die Sapphische Strophe; auf drei Sapphische Verse folgt ein Adonischer (z. B. I, 326 f. „Der bessere Theil," „Der Vesuv," „Loos des Lyrikers").

2. Die Alkäische Strophe; auf zwei Alkäische Verse folgt ein überzähliger jambischer Dimeter und zuletzt ein größerer logaödischer Vers (I, 326 „Aequa Paolina").

3. Die Asklepiadeische Strophe; entweder a) vier kleinere Asklepiadeische Verse; oder b) zwei kleinere Asklepiadeische, ein Pherekratischer und ein Glykonischer Vers (I, 45 „Der Zürchersee," 123 „Darstellung" u. a.); oder c) drei kleinere Asklepiadeische Verse und ein Glykonischer (I, 76 „Die Zeit" u. a.).

§. 7. Der Gleichklang. — Der Gleichklang beruht auf der gesetzmäßigen Wiederkehr derselben Laute. Wir haben zu unterscheiden: 1) die geregelte Wiederkehr derselben anlautenden Consonanten, die Alliteration, 2) die geregelte Wiederkehr gleicher betonter Vocale, die Assonanz, 3) die Wiederkehr gleicher betonter Vocale verbunden mit der Uebereinstimmung der etwa noch darauf folgenden Consonanten und unbetonten Vocale, den Reim.

1. Die Alliteration oder der Stabreim begegnet uns als Klangfigur auch in der Prosa aller Sprachen, besonders der unsrigen (Wohl und Wehe, Kling und Klang, Stock und Stein, Mann und Maus, Haus und Hof, Land und Leute u. s. w.); als Gliederungs-

mittel der poetischen Rede erscheint sie im Altdeutschen. In der Regel begannen in zwei Verszeilen drei bedeutsame Wörter mit demselben Consonanten, und zwar zwei Wörter in der ersten Zeile. Bisweilen vertraten auch gleiche anlautende Vocale die Stelle der Consonanten. (Vgl. I, 290 „Roland zu Bremen," wo jede Verszeile als aus zwei bestehend aufzufassen ist.)

2. Die Assonanz, bei den südeuropäischen Völkern, besonders bei den Spaniern üblich, ist durch die Romantiker in die deutsche Poesie verpflanzt worden (I, 265 „Abendröthe"). Sie prägt sich dem Ohr nicht so kräftig ein, als der Reim, was die Dichter aber dadurch aufzuwiegen wissen, daß sie dieselbe durch eine lange Reihe von Versen sich hindurchschlingen lassen. Die Klangfarbe des assonirenden Vocals soll der im Gedicht herrschenden Empfindung entsprechen.

3. Der Reim gesellt, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, zur Assonanz noch die Uebereinstimmung der etwa noch folgenden Consonanten und unbetonten Vocale. Folgen auf die assonirenden Vocale keine weitern Buchstaben oder bloß ein oder mehrere Consonanten, so ist der Reim männlich oder stumpf, z. B. trau, schau; kühl, schwül; Sang, Klang; weckst, streckst. Folgt aber noch ein unbetonter Vocal mit oder ohne Consonanten, so ist der Reim weiblich oder klingend, z. B. traue, schaue; leben, schweben; heilig, eilig; Gewittern, zittern. Hat diese minder betonte Schlußsylbe ein etwas schwereres, wenn gleich gegen die assonirende Sylbe zurücktretendes Gewicht, wie z. B. in Demuth, Wehmuth, so nennt man den Reim schwebend. Folgen auf die assonirenden Sylben zwei tonlose, so heißt er gleitend, z. B. lebende, strebende; heiligen, eiligen. Gesellt sich zu den erwähnten Bedingungen des Reims noch gleicher Anlaut der assonirenden Vokale, so entsteht der (nur ausnahmsweise vorkommende) reiche Reim, z. B. gewogen, Wogen; leise, Geleise; Loose, lose, Wagen, wagen. Hiervon unterscheiden Einige noch den gleichen Reim, bei dem dasselbe Wort in derselben Bedeutung wiederkehrt, z. B. wagen, wagen.

Was die Stellung zum Verse betrifft, so zerfallen die Reime in: 1. Endreime, die auf die Endwörter der Verse, 2. Mittelreime, die genau in die Mitte der Verse (vor die Incision), 3. Anfangsreime, die auf die Anfangswörter derselben fallen, 4. Kettenreime, bei denen das Ende eines Verses mit der Mitte des folgenden reimt, und 5. Binnenreime, Reime innerhalb desselben Verses. Von diesen sind die Endreime (die immer gemeint sind, wenn weiterhin einfach von Reimen die Rede ist) bei Weitem die wichtigsten, da sie, wegen der nachfolgenden rhythmischen Pause, sich dem Ohre am nachhaltigsten einprägen und somit am meisten zur Gliederung der Rede sich eignen.

Rücksichtlich ihrer Stellung zueinander unterscheidet man die Reime in 1. gepaarte, deren Stellung sich durch aabb versinnlichen läßt, 2. gekreuzte: abab, 3. eingeschlossene: abba u. s. w.

Wenn mehrmals angedeutet worden ist, daß der Reim zur symmetrischen Gliederung der Rede diene, so soll damit nicht sein ganzer Zweck ausgesprochen sein; vielmehr soll die Wiederkehr derselben Klänge zugleich den Eindruck der Hauptvorstellungen verstärken, der Klang der bedeutendsten Wörter gleichsam eine herrschende Klangfarbe über das Ganze verbreiten, und so zwischen den äußern und innern Eindrücken Harmonie erzielt werden. Demnach müssen:

1. die Gleichklänge auf die bedeutsamern Wörter fallen, damit kein Widerspruch zwischen den Berührungen des äußern und innern Sinnes entstehe.

2. Die Reimwörter müssen sinnliche, nachahmende Fülle haben.

3. Es ist nicht zweckmäßig, die Reimklänge auf Wörter abstracter Bedeutung fallen zu lassen.

4. Das Versmaß gereimter Dichtungen muß einfach sein, weil ein künstlicher Versbau die Aufmerksamkeit des Sinnes vom Reim ablenkt und dessen Wirkung beeinträchtigt.

5. Die Gleichklänge dürfen einander nicht so fern stehen, daß das Ohr Mühe hat, sie auf einander zu beziehen.

6. Die Reimwörter müssen so gestellt sein, daß sich ihnen der natürliche Leseton von selbst zudrängt.

7. Die Verschlingung der einzelnen Reimverse darf nicht zu verwickelt sein.

8. Es sollte sich von selbst verstehen, daß die Reime echt oder rein d. h. wirkliche Gleichklänge sein müssen; und doch begegnet man sehr vielen Reimen, die entweder consonantisch unrein sind, wie Boden und Todten, oder vocalisch unrein, wie reißen und Preußen, oder beides zusammen, wie Eisen und Preußen, oder unecht in Beziehung auf die Dehnung der Vocale, wie Gestalt und strahlt.

9. Der Regel endlich, daß die Reime nicht allzu verbraucht sein sollen (wie Liebe, Triebe, Wonne, Sonne) ist hinzuzufügen, daß auch allzu gesuchte, wie manche Freiligrath'sche, nicht zu billigen sind.

§. 8. Geschichtlicher Ueberblick der deutschen Verskunst. — Ehe wir weitergehend die heutigen Reimverse und Reimstrophen betrachten, werfen wir einen Blick auf die Entwicklung der deutschen Verskunst seit den ältesten Zeiten.

Unsre Verskunst hat, so weit sie sich zurückverfolgen läßt, die Betonung als Grundgesetz anerkannt. Im Hildebrandslied finden wir zwei Verszeilen, mit je vier Hebungen, zu einer Langzeile verbunden und durch die Alliteration (§. 7, 1) zusammengehalten. Zu Hebungen eigneten sich nicht bloß Stammsylben,

sondern auch nicht wurzelhafte Sylben mit bedeutenden, durch die Quantität bedingtem Nebenton. Die Hebungen konnten durch Senkungen getrennt sein, aber auch unmittelbar neben einander stehen. In der Regel ließ nur der Auftact, d. h. die Senkung, die der ersten Hebung vorangeht, mehrere Sylben zu, die andern Senkungen waren gewöhnlich einsylbig.

Eine Zeit lang scheinen Alliteration und Reim neben einander bestanden zu haben. Seit Otfried's „Krist" gelangte der Reim zur Alleinherrschaft. Bei Otfried sind die Reime einsylbig (stumpf, männlich), brauchen aber bei der Volltönigkeit der Endungen nicht immer auf die Wurzelsylben zu fallen. Erst mit der Abschwächung der Wortendungen zog sich der Reim immer mehr in die Wurzeln der Wörter zurück, und nun trat auch der Unterschied der stumpfen und der klingenden Reime hervor.

Im 11. Jahrhundert begann die Verwilderung der deutschen Verskunst, und dauerte bis zu Heinrich von Veldeke's Zeit fort, seit welchem der Reim (im Gegensatz zur bloßen Assonanz) und eine geregelte Versmessung zu allgemeiner Geltung kamen. In dem Wechsel der Hebungen und Senkungen gestattete sich der epische Vers (der des Kunstepos, wie der des Volksepos) größere Freiheit, als der lyrische Vers, in welchem eine stete Folge von Hebung und Senkung die Regel ist. Als stumpfer (männlicher) Reim galten damals nicht bloß 1. zwei gleichklingende hochtonige Sylben (**wîp, lîp**), sondern auch 2. zwei Sylben, von denen die eine hochtonig, die andere tieftonig war (**geseit, kuonheit**); 3. der Gleichklang je zweier Sylben, deren erste eine starkbetonte (oder eine tiefbetonte) Kürze und deren zweite stumm war (**sägen, klägen); sælĭgen, verswĭgen**). Als klingender Reim galten der Gleichklang 1. je zweier Sylben, von denen die erste hochbetont (oder tieftonig) und zugleich lang, und die zweite tonlos war (**smîden, mîden; vischaere, maere**); 2. der Gleichklang je dreier Sylben, von denen die erste hochbetont und zugleich kurz (selten lang), die zweite stumm, die dritte schwachbetont war (**edele, wedele**).

Die gebräuchlichsten Versformen in der ersten Blüthezeit unsrer Nationalliteratur waren:

1. Der Nibelungenvers, der Vers des Volksepos, durch eine Incision in zwei Hälften getheilt, deren jede drei Hebungen hat. Drei solcher Langzeilen sind mit einer vierten, die in ihrer letzten Hälfte vier Hebungen hat, zu einer Strophe, der Nibelungen- oder Heldenstrophe, verbunden. Den Hebungen schließt sich eine nicht bestimmte Anzahl von Senkungen an, die selten ganz fehlen. Die erste Vershälfte endet in der Regel klingend, die zweite stumpf; die Reime sind gepaart und männlich. (Richtiger faßt man den Nibelungenvers als eine Langzeile von acht Hebungen auf, von denen aber die vierte in die Incisions- und die achte in die Schlußpause fällt, so daß also der Nibelungenvers in der Zahl der Hebungen der althochdeutschen Langzeile gleich ist.)

2. Fortlaufende (nicht strophisch gruppirte) gepaarte Reimverse von je vier, oder bei klingendem Reim von drei Hebungen, die mit Senkungen mannigfach abwechseln, das Versmaß der erzählenden Gedichte der höfischen Poesie, auch der größern didaktischen. Man kann es sich durch Halbirung der althochdeutschen Langzeile entstanden denken.

3. Lyrische Maße. Den ältesten erhaltenen Minneliedern fehlt noch die eigenthümlich lyrische Form; sie haben entweder die Nibelungenstrophe (Der von Kürenberg S. 72), oder kurze Reimpaare (Dietmar von Aist S. 72), wobei die Assonanz sich häufig statt des Reimes findet. Bald aber legte man dem Bau der lyrischen Strophe das Gesetz der Dreitheiligkeit zu Grunde. Jede Strophe (**liet**, Gesetz) bestand aus drei Theilen, deren beide ersten, Stollen genannt (der griechischen Strophe und Antistrophe entsprechend), einen gleichen Bau hatten, sich wie Satz und Gegensatz verhielten und im dritten, meist längern Theile, dem Abgesang (Epode) ihre Ausgleichung fanden. Solcher Strophen hatte ein Lied meistens 3 oder 5, auch wohl 7, 9 u. s. w., sehr selten eine grade Anzahl. Es finden sich jedoch auch ausnahmsweise bei den Minnesängern Strophen, die sich gar nicht ebenmäßig gliedern, und solche, die entschieden in zwei gleiche Hälften zerfallen. — Die Leiche haben keinen folgerecht durchgeführten Strophenbau, und wenn sich zwei gleiche Systeme als einander entsprechende Stollen folgen, so fehlt doch gewöhnlich dazu der Abgesang.

Im 15. und 16. Jahrhundert versank die deutsche Verskunst allmälig immer tiefer in rohen Mechanismus. Die Unterscheidung stark und schwach betonter Sylben verlor sich mehr und mehr und machte zuletzt dem bloßen Sylbenzählen Platz. Im epischen Volksliede ward der Hildebrandston herrschend, eine Strophe von acht Kurzzeilen (von je drei Hebungen), mit gekreuzten, abwechselnd klingenden und stumpfen Reimen, durch Auflösung der Nibelungenstrophe enstanden:

„Ich solt zu land ausreiten,"
sprach meister Hildebrand.
„das mir vor langen zeiten
die weg warn vnbekant:
fan Pern in landen waren
vil manchen lieben tag,
das ich in dreissig jaren
fraw Gut ich nie enflag."
(Caspar von der Rön).

Diese Strophe ist bis in die neuesten Zeiten zu mancherlei Dichtungsarten, auch zur kirchlichen Poesie verwandt worden (vgl. oben S. 99 f., 101 „Gutes Ziel," 104 „Freundschaft," 106

„Vertrauen auf Gott," I, 12 „Die Landlust," I, 263 „Das versunkene Schloß" u. a.).

In der lyrischen Kunstpoesie hielten die Meistersänger den dreitheiligen Strophenbau fest, dehnten aber die Strophen oft bis zur Unförmlichkeit aus (vgl. oben S. 120) und suchten in überkünstlicher Reimverschlingung ein Hauptverdienst. Daneben aber erklang das weltliche Volkslied in freiern lustigen Weisen:

Guckguck hat sich zu todt gefallen
an einer holen weyden.
Wer soll vns diesen sommer lang
die zeit vnd weyl vertreyben?
Ey das soll thun Fraw Nachtigal,
die sitzt auff grünem zweyge;
sie singt und springt, ist allzeyt fro,
wenn andre vögel schweygen. (16. Jahrh.)

Ein entschiedener Wendepunkt für die deutsche Verskunst trat 1624 mit der Prosodia Germanica von Opitz (S. 18) ein. Nachdem schon im Laufe des 16. Jahrhunderts wiederholt Versuche gemacht worden waren, zu einem geregelten Versbau zurückzugelangen, legte er durch Aufstellung der Lehre, daß im deutschen Verse zwischen Hebung und Senkung eben so regelmäßig, wie in antiken Trochäen und Jamben zwischen Länge und Kürze, gewechselt werden müsse, den Grund zur neuen Metrik. Obwohl er für die deutsche Poesie die übrigen Versfüße verwarf, kamen doch bald nachher auch Daktylen, Anapäste u. s. w. und mit ihnen Hexameter, Pentameter und andere antike Versformen, so wie auch die Vers- und Strophenformen der französischen und italienischen Poesie zur Anwendung.

§. 9. Entlehnte neuere Vers-, Strophen- und Gedichtformen. — Als nunmehr die deutsche Verskunst durch Opitz einen festern Halt gewonnen hatte, versuchte man sich nicht bloß nach und nach in den sämmtlichen oben in §§. 5 und 6 aufgeführten antiken Versen und Strophen, sondern entlehnte auch allmälig von den neuern Culturvölkern eine ganze Reihe von Formen, und zugleich bildete man selbstständig eine fast unübersehbare Zahl von Vers- und Strophenarten, freilich nicht immer mit richtigem Gefühl für die Gesetze des Vers- und Strophenbaues.

Zu den von den Neuern entlehnten Vers-, Strophen- und Gedichtformen gehören:

1. Der Alexandriner, der Nationalvers der Franzosen. Er wird gewöhnlich als ein sechsfüßiger jambischer Vers mit einem Abschnitt in der Mitte aufgefaßt, ist aber in der That ein jambischer Tetrameter (wie der Nibelungenvers), der nach der dritten Hebung und am Schluß eine Pause von einem ganzen Jambus hat. Seit Opitz war er eine geraume Zeit (bis auf Lessing) der herrschende Vers des Dramas und des Epos, und ist auch in neuerer Zeit (von Rückert, Freiligrath u. A.) mehrfach wieder versucht worden. Er leidet im Deutschen, der strengen Folge von Hebung und Senkung wegen, an größerer Eintönigkeit, als im Französischen, ist aber durch seine regelmäßige Pendelschwingung zum Ausdruck von Antithesen und Gedankenparallelismen und deshalb zu Epigrammen, Gnomen und Lehrsprüchen geeignet. Durch Verbindung mit anderweitigen jambischen Versen (z. B. I, 1) verliert er etwas von seiner Eintönigkeit. In der Regel wechselt ein Paar männlich gereimter Alexandriner mit einem Paar weiblich gereimter.

2. Der jambische Quinar, der als reimloser Vers schon oben erwähnt worden. Von den Engländern entlehnt, und schon von A. Gryphius angewandt, ist er seit Lessing der herrschende Vers des deutschen Dramas geworden. Als elfsylbiger (weiblich schließender) Reimvers ist er der Nationalvers der Italiener in ihren Terzinen, Ottaven, Sonetten u. s. w.

3. Die Terzine, italienischen Ursprungs, dreizeilige Strophen aus jambischen Quinaren mit weiblichem Schlußfall (elfsylbigen Jamben) gebildet, die durch den Reim nach folgendem Schema aneinandergekettet sind: aba, bcb, cdc, ded u. s. w. Den Schluß bildet ein Vers, der sich dem Reime nach an den Mittelvers der vorhergehenden Strophe schließt (I, 158 „Bei der Betrachtung von Schiller's Schädel," 286, 294, 375 „Am Grabe Chamisso's"). Im Deutschen gestattet man sich auch männliche Reime.

4. Die Stanze oder Ottave (ottave rime), gleichfalls von den Italienern entnommen, eine Strophe von acht weiblich schließenden jambischen (selten trochäischen) Quinaren, deren Reime nach folgendem Schema gestellt sind: abababcc. Im Deutschen wendet man auch oft männliche Reime an (I, 140 „Zueignung," 151 „Epilog," 206 „Wilhelm Tell," 212, 275 u. a.). Vgl. die Charakteristik der „achtzeiligen Stanze" von Schiller (I, 195). Wieland in seinem Oberon (I, 68) und Schiller in der metrischen Uebersetzung der Aeneis haben sich eine große Freiheit in der Behandlung der Ottave erlaubt.

5. Die Decime, eine aus zehn trochäischen Dimetern gebildete Strophe spanischen Ursprungs, mit der Reimfolge: abbaaccddc, besonders in der Glosse angewandt (I, 265 „Die neue Schule"). Damit keine Halbirung der Strophe entstehe, läßt man gewöhnlich nach dem vierten Verse einen stärkern syntaktischen Abschnitt eintreten und schließt den fünften Vers dem Sinne nach eng an den sechsten.

6. Das Sonett, eine von den Italienern entlehnte Gedichtform, aus vierzehn jambischen (im Italienischen weiblich schließenden) Quinaren oder zwei vierzeiligen und zwei dreizeiligen Strophen bestehend. In den vierzeiligen Strophen ist gewöhnlich die Reimstellung: abba, abba, nicht so häufig abba, baab, noch seltener gepaart oder gekreuzt: aabb, aabb; abab, abab. Freier ist die Reimstellung der dreizeiligen Stro-

phen, etwa: cdc, dcd oder ccc, ddd, oder cde, cde, oder ccd, eed u. s. w. Statt der jambischen Quinare hat man auch wohl andere Verse (Opitz S. 102 und Flemming S. 103 den Alexandriner, Bürger I, 113 einen trochäischen Vers) gewählt. Der Gliederung des Ganzen in zwei Haupttheile (achtzeilige und sechszeilige Doppelstrophe) entsprechend, gestaltet sich der Inhalt wie Satz und Gegensatz, Allgemeines und Besonderes, Ursache und Wirkung, Aeußeres und Inneres, Vergangenheit und Gegenwart, Problem und Lösung, Frage und Antwort, Bild und Deutung u. s. w. (I, 125, 152, 262, 270, 293, 305, 320, 325, 337, 365).

7. Die Canzone, eine besonders von Petrarca ausgebildete Gedichtform, aus mehreren, gewöhnlich fünf bis sieben längern Strophen bestehend, denen eine kürzere Schlußstrophe folgt, worin der Dichter sein Lied anzureden, ihm etwas aufzutragen, von ihm Abschied zu nehmen u. s. w. pflegt. Bei Petrarca sind die Verse gewöhnlich elfsylbige Jamben, untermischt mit siebensylbigen (namentlich in der siebenten und zehnten Zeile). Die Anzahl der Zeilen ist verschieden, doch meistens elf bis achtzehn; auch die Reimfolge ist nicht constant. In der strengen Form besteht die Strophe, wie die der Minnesänger, aus drei Theilen: zwei gleichgebauten Füßen (piedi, den Stollen entsprechend) und einem Schweif (coda, Abgesang). Die deutschen Nachahmungen variiren vielfach in Versart, Verszahl und Reimstellung (I, 294, 318).

8. Die Sestine, angeblich von dem Troubadour Arnaud erfunden, von Petrarca ausgebildet, besteht aus sechs sechszeiligen Strophen und einer dreizeiligen Schlußstrophe. Der Vers ist der elfsylbige jambische. Alle sechs Strophen haben dieselben sechs Endwörter, nur jede in anderer Folge, so aber, daß die Schlußzeile einer Strophe und die Anfangszeile der folgenden mit demselben Worte schließen. Die dreizeilige Schlußstrophe bringt noch einmal jene sechs Wörter, drei als End- und drei als Binnenwörter. Was den Inhalt betrifft, so müssen die durch die sechs Endwörter bezeichneten Vorstellungen die bedeutsamsten sein und in inniger Beziehung zu einander stehen, wenn die Wahl der Sestinenform gerechtfertigt sein soll.

9. Die Siciliane, eine Strophe von acht jambischen Quinaren (im Italienischen stets mit weiblichem Schlußfall), mit nur zwei Reimen in der Stellung: abababab. In der Regel bilden mehrere Sicilianen ein Ganzes, doch sondern sich die einzelnen ihrem Inhalte nach bestimmt von einander (I, 294).

10. Das Ritornell, eine dreizeilige Strophe, deren erste und dritte Zeile reimen, während die mittlere reimlos bleibt. Das Versmaß ist das elfsylbig jambische; doch kann der erste Vers auch kürzer und anders gebaut sein (I, 295).

11. Das Triolett, von den Franzosen entlehnt, achtzeiliges Gedichtchen mit nur zwei Reimen, dessen erste Zeile auch die vierte sein muß, und dessen zwei erste Zeilen sich als Schlußzeilen wiederholen. Doch gestatten sich die deutschen Dichter manche Abweichung von dieser Form. Das Wesentliche ist die dreimalige Wiederkehr desselben Gedankens in derselben oder ähnlicher Form (I, 34, 184, 295, 345).

12. Das Rondeau, französischen Ursprungs, aus 13 (gewöhnlich jambischen) Versen mit nur zwei Reimen bestehend. Nach der achten und dreizehnten Zeile wird der Anfang der ersten als Refrain wiederholt:

> Ein Rundgedicht? Und du gebietest gar
> Nach vorgeschriebnem Reim es zu vollbringen?
> Wohlan! ich stürze mich in die Gefahr!
> Ein frisches Wagen ist ein halb Gelingen.
> Apollo mach' an mir den Spruch auch wahr!
> Da wären nun schon fünf der Verse zwar;
> Allein nun steck' ich mitten in den Schlingen,
> Und dreh' und wende mich, um zu erzwingen
> Ein Rundgedicht.
> Warum auch mußtest du den Reim auf ar,
> Den unglücksel'gen just dir ausbedingen?
> Doch still! jetzt bin ich fertig auf ein Haar!
> Ich lasse frisch den zwölften Vers erklingen
> Und lege siegend dir zu Füßen dar
> Ein Rundgedicht.

13. Das Madrigal (I, 295). Es hat sich im Deutschen keine feste Form dafür ausgebildet; man kann jedes kleinere durch Reimverschlingung zu einem Ganzen fest geschlossene lyrische Gedicht, sei es elegischer (z. B. Wanderers Nachtlied I, 140), sei es geistreich scherzender Natur hierher zählen.

14. Die Glosse, aus dem Spanischen entlehnt, eine poetische Variation über ein meistens vierzeiliges, aus einem bekannten Gedicht entnommenes Thema. Die Ausführung geschieht gewöhnlich in der Strophenform der Decime (s. oben Nr. 5). Jede Decime schließt mit einer Zeile des Themas, daher dieses in trochäischen Dimetern verfaßt sein muß (I, 265 „Die neue Schule").

15. Die Ghasele (auch das Ghasel), eine aus dem Orient entlehnte Gedichtform mit nur Einem Reime, der sich nach folgendem Schema durch das Ganze schlingt: aabacadaeafa u. s. w. Versart und Verslänge sind nicht fest bestimmt, deßgleichen nicht die Zahl der Verspaare, die sich im Arabischen gewöhnlich zwischen sieben und vierzehn hält. Zur Wiederkehr des Gleichklangs gesellt sich bisweilen noch regelmäßige Wiederholung eines oder mehrerer Wörter (I, 295, 323, 366).

16. Die Makame, gleichfalls orientalischen Ursprungs, von Rückert eingeführt, ungebundene Rede, von Gleichklängen reich durchwebt, mit denen hier ein witziges Spiel getrieben wird.

17. Die persische Vierzeile, eine Strophe

aus vier jambischen Quinaren bestehend mit der Reimstellung **aaba** (I, 296); die dritte Zeile ist reimlos.

§. 10. Deutsche Strophenformen der Neuzeit. — Die Zahl derselben ist so groß, daß sie hier unmöglich sämmtlich aufgeführt werden können; auch würde es wenig fruchten, da man fast keiner einen einfachen Namen beigelegt hat, mit dem sich ihre Eigenthümlichkeit leicht festhalten ließe. Es gereicht aber zu einer schönen Uebung und Wiederholung des in den frühern §§. Gelehrten, wenn man mit Hülfe der dort gegebenen Andeutungen die Strophenformen der im Lesebuch vorkommenden Gedichte etwa in folgender Weise bezeichnet:

I, 1. Haller's Morgengedanken: Vierzeilige Reimstrophe; ein Alexandriner mit weiblichem Schlußfall wechselt mit einem akatalektischen jambischen Dimeter.

I, 2. Haller's Trauerode: Achtzeilige Reimstrophe; ein hyperkatalektischer jambischer Dimeter wechselt mit einem akatalektischen.

I, 3. Haller's Alpen: Zehnzeilige Strophe, aus Alexandrinern gebildet; in den ersten acht Zeilen wechseln klingende mit stumpfen Reimen; die beiden Schlußzeilen sind klingend gereimt 2c.

Bei solchen Uebungen wird der Wunsch nahe gelegt, für die sehr häufig vorkommenden Strophenformen kurze Bezeichnungen eingeführt zu sehen, wie dies bei den in §§. 6 und 9 erwähnten fremden Strophen und auch bei der modernen Nibelungenstrophe der Fall ist; sie unterscheidet sich von der alten dadurch, daß sie auf jede Hebung regelmäßig eine Senkung folgen läßt, oder wendet auch wohl, um die Eintönigkeit der Bewegung zu mildern, stellenweise statt einer Kürze zwei in der Senkung an, (z. B. I, 309, 280, 350, 351, 355). Analog könnte man die Strophe der Gedichte „Die Landlust" I, 12, „Das menschliche Herz" I, 91, „Das versunkene Schloß" I, 263 die Hildebrandsstrophe, und die gleichgebaute vierzeilige (z. B. I, 328 „Traumbilder") Hildebrands-Halbstrophe nennen. Andere Strophen ließen sich nach den Dichtern, die sie eingeführt oder vorzugsweise gebraucht haben, bezeichnen, so z. B. als Schiller's Lehrstrophe die, welche den Gedichten „Worte des Glaubens" (I, 204), „Worte des Wahns," „Hoffnung" (204), „Breite und Tiefe" (204) u. a. zu Grunde liegt. Wieder andere könnten nach einem besonders ausgezeichneten oder beliebten Gedichte, das in dieser Form verfaßt ist, benannt werden, z. B. die Sängerstrophe nach Goethe's Gedicht „Der Sänger" (I, 136).

Bei der Betrachtung der neuern Strophenformen gewinnt man aber auch bald die Ueberzeugung, daß manche Dichter bei der Anlage derselben für die Grundgesetze des Strophenbaues kein sicheres Gefühl gehabt haben. Wir geben zum Schlusse einige, zum Theil aus dem Begriff der Strophe unmittelbar folgende Regeln, nach denen der Leser die im Handbuch vorkommenden Strophenformen prüfen möge:

1. Da Einheit ein Haupterforderniß jeder Strophe ist, so muß die Reimfolge der Art sein, daß die Strophe als ein untheilbares Ganze erscheint. Vierzeilige Strophen, deren einzelne Verse in Länge und Rhythmus übereinstimmen, dürfen demnach nur die gekreuzte oder eingeschlossene (**abab** oder **abba**), nicht die gepaarte Reimstellung (**aabb**) haben, es sei denn, daß regelmäßig ein Paar weiblicher Reime mit einem Paar männlicher wechselt. Schiller's „Klage der Ceres" in zwölfzeiligen Strophen zerfällt für das Ohr in lauter vierzeilige.

2. Die Vocale der verschiedenen Reimreihen innerhalb der Strophe müssen eine bedeutende Klangverschiedenheit haben, damit das strophische Gesetz aus der Reimfolge klar hervortrete. Vgl. I, 262 „An die südlichen Dichter 2c." Str. 1, wo alle Endwörter assoniren.

3. Wenn durch den Reim Gliederung und Einheit der Strophe erzielt werden soll, so dürfen die einander entsprechenden Reimklänge nicht zu weit auseinander fallen.

4. Das Gesetz der Reimfolge in einer Strophe darf nicht zu verwickelt sein.

5. Reimstrophen dürfen kein künstliches Metrum haben.

6. Bei kleinern Gedichten (bei großen epischen Dichtungen kommen besondere Umstände in Betracht) muß die Länge der Strophe zum Umfange des Gedichtes im rechten Verhältnisse stehen. Man prüfe darnach die Strophenform des Gedichtes „Einer jungen Freundin in's Stammbuch" I, 190.

7. Für die Strophenlänge gibt es ein Maximum, das bei gereimten deutschen Gedichten annähernd auf die Zahl von 12 Versen festzustellen sein möchte. Bei der Canzone, die eine Ausnahme bildet, kommen die tönendern Reimklänge der italienischen Sprache und die glückliche Construction, welche die Auffaßbarkeit erleichtert, in Betracht.

8. Jede Strophe muß, was den Gedanken- und Empfindungsgehalt betrifft, in Beziehung auf das Gedichtganze ein kleineres Ganze für sich bilden. Ein Enjambement (Hinüberschreiten des Satzes aus einer Strophe in die andere) ist nur statthaft, wo eben durch die Verletzung der Regel eine besondere Wirkung erzielt wird.

9. Die syntaktische Gliederung der Strophe muß mit der rhythmischen um so genauer übereinstimmen, je mehr eine Dichtung von echt lyrischem, folglich musikalischem Charakter ist.

Ueberblick der Dichtungsarten.

§. 1. *Grundformen der Poesie.* — Man nimmt gewöhnlich mit Goethe drei Grundformen oder Hauptgattungen der Poesie an: 1. die *epische*, „die klar erzählende" (wie Goethe sie definirt), 2. die *lyrische*, „die enthusiastisch aufgeregte," und 3. die *dramatische*, „die persönlich handelnde." Bei näherer Betrachtung gibt aber diese Eintheilung zu Bedenken Anlaß. In der Poesie wird die künstlerische Begeisterung durch die Sprache kund. Dies geschieht nun, entweder indem die innere Bewegung des Dichters *sich selbst* unmittelbar ausspricht, oder indem er den *Gegenstand* veranschaulicht, durch welchen seine Bewegung hervorgerufen wird. Geschieht Jenes, so entsteht lyrische Poesie; geschieht Dieses, so entsteht entweder epische oder dramatische Poesie, je nachdem der Dichter den Gegenstand entweder durch Erzählung der Phantasie des Hörers (oder Lesers), oder durch Darstellung den Sinnen des Zuschauers vergegenwärtigt. Hieraus leuchtet ein, daß man epische, lyrische und dramatische Poesie nicht auf gleiche Reihe stellen, sondern nur *zwei Grundformen* annehmen darf, die man die *subjective* (lyrische, die Bewegung des Dichters unmittelbar aussprechende) und die *objective* (den Gegenstand veranschaulichende) nennen kann. Die epische und dramatische Poesie erscheinen dann als Arten der objectiven Poesie.

Ein anderes Bedenken gegen jene Dreitheilung beruht darin, daß in ihr weder die *didaktische* oder belehrende, noch die *beschreibende* Poesie einen Platz finden. Goethe läßt freilich die didaktische Poesie nicht für eine berechtigte Dichtungsart gelten und erklärt es für unzulässig, „daß man sie zu den drei Dichtarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, hinzufüge." Allein wenn ihr auch nicht ein gleicher Rang und Werth, wie diesen, zukommt, so gibt es doch unleugbar (man denke nur an so manche Dichtungen Schiller's) didaktische Poesien, die auf den Namen Gedicht den vollsten Anspruch haben. Läßt sich aber das Dasein didaktischer Gedichte nicht wegstreiten, so muß die Theorie ihnen gerecht zu werden und den gebührenden Platz anzuweisen suchen. — Eher könnte man sich damit einverstanden erklären, daß die beschreibende Poesie keinen rechten Anspruch auf den Rang einer selbständigen Gattung habe, obwohl die neuere deutsche Poesie beschreibende Gedichte aufzuweisen hat, denen sich der Name Gedicht nicht wohl versagen läßt. Wir geben versuchsweise eine andere, dichotomisch durchgeführte Eintheilung der Dichtungsarten, worin die didaktische und beschreibende Poesie ihren Platz finden, wodurch aber zugleich einleuchten wird, warum diese beiden Zweige der Poesie nicht in gleicher Kraft und Fülle, wie jene drei andern, sich entwickeln können.

Es wurde oben gesagt, daß alle Poesie entweder eine *unmittelbare* (die Begeisterung des Dichters unmittelbar kundgebende), *subjective*, *lyrische*, oder eine *vermittelte*, *objective* (durch Veranschaulichung des Gegenstandes vermittelte) sei. Die objective hat es nun entweder mit Gegenständen zu thun, die durch unser Denkvermögen aufgefaßt werden — und heißt dann *didaktische* oder *Lehrpoesie*; — oder sie hat es mit Gegenständen zu thun, die durch unser Anschauungsvermögen (inneres und äußeres, Phantasie und Sinn) aufgefaßt werden. Diese letztern sind entweder *coexistirend*, d. h. sie stellen sich im Raum als Ganzes *nebeneinander* (als Bild) dar — und diese sind die Gegenstände der *beschreibenden Poesie*; — oder sie sind *successiv*, d. h. sie stellen sich in der Zeit als Ganzes *nacheinander* (als Handlung) dar. Die successiven können nun wieder entweder durch Erzählung dem innern Sinne, der Einbildungskraft, als vergangen dargestellt werden, — und dies geschieht durch die *epische Poesie*; oder sie können durch nachahmende Darstellung dem äußern Sinne als gegenwärtig vorgeführt werden, — und dies geschieht durch die *dramatische Poesie*. In schematischem Ueberblicke würde sich die Eintheilung so darstellen:

Poesie

unvermittelte (*lyrische Poesie*). | vermittelte

durch das Anschauungsvermögen | durch das Denkvermögen, (*didaktische Poesie*).

Coexistirendes dargestellt (*beschreibende Poesie*). | Successives

vergangen dargestellt (*epische Poesie*). | gegenwärtig dargestellt, (*dramatische Poesie*).

Es ergibt sich nun leicht, warum von den fünf Gattungen der Poesie, die bei dieser Eintheilung hervortreten, die didaktische und die beschreibende am wenigstens reich sich entwickeln können. Bei der didaktischen Poesie liegt der Grund eben darin, daß sie, um in dem Leser oder Hörer die Begeisterung des Dichters hervorzurufen, ihren Weg durch das Denkvermögen nimmt. Unzertrennlich von der poetischen Begeisterung ist ein freies und harmonisches Spiel der Geistesvermögen; besonders ist das Gefühl lebhaft erregt und die Phantasie in energischer Thätigkeit; auch der äußere Sinn verlangt harmonische Eindrücke. Nichts ist mit der poetischen Stimmung, die Schiller als die Stimmung des Spiels charakterisirt, unverträglicher, als ein ernst- und mühevolles, dem Gefühl, der Phantasie und der Sinnlichkeit Schweigen gebietendes abstractes Denken. Alles nun, was ein solches abstractes Denken verlangt, eignet sich nicht zu poetischem Gebrauche. Erkenntnisse aber, die des Denkers Gemüth erheben und seine Phantasie beflügeln, Wahrheiten, von denen sein Herz erwärmt, seine Einbildungskraft befruchtet wird, gewähren allerdings Stoff zu Dichtungen; und daß ein solcher Stoff nicht so gar selten ist, beweist die Anzahl trefflicher didaktischer Gedichte, deren unsre Literatur sich rühmen darf.

Das Haupthinderniß, das der beschreibenden Poesie im Wege steht, liegt wieder eben darin, daß sie das Coexistirende darzustellen hat. Die Darstellung des Coexistirenden fällt, wie Lessing im Laokoon nachweist, naturgemäß einer andern Kunst, der Malerei, zu, welche sich gleichzeitiger, im Raume nebeneinandergeordneter Zeichen bedient, während die natürliche Aufgabe der Poesie, als einer durch successive Zeichen wirkenden Kunst, die Darstellung des Consecutiven ist. Allein Lessing zeigt auch, wie beschreibende Poesie dadurch möglich wird, daß der Dichter das Coexistirende behufs der Darstellung in ein Consecutives verwandelt, daß er das Bild, statt es zu beschreiben, vor dem innern Auge entstehen läßt. Scheint es nun hiernach, als ob die beschreibende Poesie mit der epischen zusammenfalle, so ist doch nicht zu verkennen, daß ihr Zweck, die Erzeugung eines Bildes (die Vorstellung coexistirender Gegenstände) von dem Zwecke der epischen Poesie verschieden ist. Jedoch tritt die beschreibende Poesie nicht häufig als selbständige Gattung, sondern meist im Dienste der vier andern auf.

Die dramatische Gattung hat sich bei den meisten Culturvölkern zu einem blüthenreichen Zweige der Poesie entfaltet; aber sie zeigt sich in der Regel erst auf den höhern Entwickelungsstufen. Sie ist eine weit künstlichere Dichtungsform, als die lyrische und epische, und bedarf in größerm Maß und Umfange der Hülfe anderer Künste. Als zugleich primitive und reich entwickelte Gattungen der Poesie bleiben demnach nur die lyrische und epische übrig, mit deren Betrachtung wir uns zunächst beschäftigen wollen. Zuvor bedarf es aber noch der Bemerkung, daß die genannten fünf Gattungen der Poesie, die wir begrifflich gesondert haben, in der Wirklichkeit vielfach ineinanderspielen und in derselben dichterischen Production zwei- und mehrfach combinirt erscheinen. In der Regel tritt dann eine als die entschieden herrschende auf, und die andern sind in ihren Dienst gestellt. Doch halten sich in einzelnen Grenzarten der fünf Hauptgattungen zwei der letztern so nahe das Gleichgewicht, daß man in Zweifel gerathen kann, zu welchem Gebiet jene Grenzarten zu zählen sind.

§. 2. **Lyrische Poesie.** — Die lyrische Poesie wurde eben als die **unmittelbare, subjective** Poesie definirt, d. h. als diejenige, welche den Gemüthszustand des dichterisch erregten Subjects, die **Empfindung** desselben unmittelbar ausdrückt. Im strengsten Sinne genommen, ist der unmittelbare Ausdruck der Empfindung für die Poesie eine unlösbare Aufgabe; denn der Poesie für sich allein steht als Ausdrucksmittel nur die Sprache zu Gebot; die Sprache besteht aber, die wenigen Interjectionen abgerechnet, aus Wörtern, welche zunächst nicht Empfindungen, sondern Begriffe und Verhältnisse derselben zu einander ausdrücken. Die Musik ist diejenige Kunst, wodurch sich die Empfindung am unmittelbarsten äußert („Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus." Schiller); weßhalb denn auch von jeher die lyrische Poesie vor allen andern poetischen Gattungen zur Musik (im Alterthum zur „Lyra") ihre Zuflucht genommen und in kunstmäßiger rhythmischer Gliederung und Wohlklang des tönenden Sprachmaterials sich ihr angepaßt hat. Aber auch die Poesie vermag, wenngleich nicht so unmittelbar, wie die Musik, doch nicht bloß durch die Interjectionen, sondern auch mittelst der Sprache überhaupt Empfindungen auszudrücken, sei es durch die Form der Sätze (Ausruf-, Wunsch-, Befehlsätze), sei es durch Bezeichnung der Empfindung, oder der Vorstellungen, wodurch sie erregt worden, oder der Vorstellungen, welche durch sie hervorgerufen werden u. s. w. Hierbei bedient sich die lyrische Poesie gleichsam in Fragmenten desselben Stoffes, den die andern Gattungen in großen, zusammenhängenden Massen anwenden, d. h. die lyrische Poesie enthält epische, beschreibende, didaktische, selbst dramatische Elemente und Partien. Sie bleibt aber trotzdem so lange echt lyrische Poesie, so lange ihr diese Partien nur dazu dienen, den Gemüthszustand des Dichters auszusprechen, so lange sie von der Subjectivität des Dichters imprägnirt sind. Der epische Dichter strebt nicht danach, in seiner Erzählung die Bewegung seines Innern zum Ausdruck zu bringen; er will zwar auch, wie der lyrische Dichter, in dem Hörer oder Leser die Begeiste-

rung erwecken, von der er selbst ergriffen ist; aber er bemüht sich nur, den Gegenstand, der sie hervorgerufen, dem Hörer in möglichster Klarheit vorzuführen, überläßt diesem Gegenstand die Wirkung auf den Hörer, und tritt selbst mit seiner eigenen Theilnahme, mit der Bewegung seines Innern hinter sein Werk zurück, während der lyrische Dichter gerade diese Bewegung hervorkehrt und durch sie den Zuhörer sympathetisch erregt.

§. 3. Die einzelnen lyrischen Dichtungsarten. — Bei dem Versuche, die lyrische Gattung in ihre einzelnen Arten einzutheilen, stößt der Theoretiker auf eine Schwierigkeit, die darin begründet ist, daß er bereits die einzelnen Arten nach mehrern Eintheilungsgründen unterschieden und benannt vorfindet, während eine streng wissenschaftliche Eintheilung die Zugrundelegung eines einzigen Eintheilungsprincips verlangt. Man hat 1. nach der äußern Form eine Reihe lyrischer Dichtungsarten benannt, die wir fast sämmtlich von Ausländern (Franzosen, Italienern, Spaniern, Asiaten) entlehnt haben, wie: Triolett, Madrigal, Sonett, Canzone, Sestine, Terzine, Stanze, Siciliane, Glosse, Ghasel, Vierzeile, in Betreff deren wir auf die Verslehre zurückweisen. — Dann hat man 2. nach dem Vorwalten der den andern poetischen Gattungen angehörigen Elemente die lyrischen Dichtungsarten zu bestimmen versucht, und je nachdem die Lyrik von diesen Elementen reiner ist, oder in ihr epische und beschreibende, oder didaktische Elemente vorwiegen, sie als Gefühls-Lyrik, oder als Lyrik der Anschauung, oder als Gedanken-Lyrik bezeichnet. — Nach den Stoffen und Motiven hat man 3. geistliche und weltliche Lyrik, und in der letztern wieder Liebeslieder, Naturlieder, Trinklieder, Jägerlieder, Kriegslieder u. s. w. unterschieden. — Je nachdem die Lyrik in kunstmäßiger Form die Empfindung eines Einzelnen, oder in einfacherer, bewußtloserer Art die gemeinsamen Empfindungen des Volkes ausspricht, hat man sie 4. Kunstlyrik oder Volkslyrik (Volkslieder) genannt. Endlich hat man 5. bei der Eintheilung die Qualität und Intensität der Empfindung zum Anhaltspunkt genommen und danach Ode, Lied, Elegie u. s. w. unterschieden.

Wir legen das letzterwähnte Eintheilungsprincip, als das die Lyrik in ihrem innersten Wesen berührende, zu Grunde, und unterscheiden danach drei Hauptarten mit einigen Nebenarten, bei welchen letztern sich freilich, wenn die herkömmlichen Unterscheidungen eine Berücksichtigung finden sollen, das Princip nicht überall rein durchführen läßt.

1. Das Lied ist das lyrische Gedicht ohne jede aus dem Wesen der Empfindung geschöpfte Nebenbestimmung. Daraus erklärt es sich, warum man einmal die sämmtlichen andern lyrischen Gedichte (wie Oden, Elegien u. s. w.) als Lieder bezeichnen, aber nicht umgekehrt jedes Lied eine Ode oder Elegie nennen darf, und ein ander Mal das Lied im engern Sinne jenen übrigen lyrischen Gedichten, deren Wesen auf einer solchen Nebenbestimmung beruht, als eine besondere Art gegenüberstellt. Streng logisch genommen, steht also das Lied nicht auf gleicher Reihe mit den andern lyrischen Dichtungsarten. Als das echte lyrische Gedicht ist es vor allen Singgedicht, verlangt, wie die Musik, eine einfache rhythmische Bewegung, und liebt den Reim in allen Sprachen, in denen er sich ausgebildet hat. Melodische Ausströmung einer in sich abgeschlossenen Stimmung, nicht von Affect zu Affect, von Gegenstand zu Gegenstand springend, sondern in ebenmäßigen Schwingungen seinen Gegenstand umkreisend, gestaltet es sich gewöhnlich zu regelrechten, nicht allzu künstlich gebauten Strophen. Ein faßlicher, einheitlicher Grundton und ein gefälliges Gleichgewicht kommen ihm zu. Dem Inhalte nach sind die Lieder unendlich mannigfaltig. Eine besondere Art des geistlichen (religiösen) Liedes ist das Kirchenlied, das von der Gemeinde beim kirchlichen Gottesdienste, bei Wallfahrten und andern gemeinschaftlichen religiösen Handlungen gesungen wird. Eine besondere Art des weltlichen Liedes ist das Volkslied, dessen im Abriß der Literaturgeschichte weiter gedacht ist.

2. Die Ode, die Hymne und die Dithyrambe. — Das Lied wird zur Ode, wenn der Sänger von einem imponirenden, hohen, erhabenen Gegenstande mächtig ergriffen ist. Zur starken und tiefen Erregung des Gefühls gesellt sich naturgemäß ein hoher und kühner Schwung der Einbildungskraft, der den Odendichter von Anschauung zu Anschauung, von Bild zu Bild fortreißt. Statt der einfachen, mit dem Schmucke des Gleichklangs ausgestatteten Rhythmen des Liedes im engern Sinne wendet der Odendichter gern eine kühne und künstlich bewegte, obwohl zu festem Maß geordnete Rhythmik an (siehe die Beispiele bei Klopstock, Platen u. A.); doch finden sich auch treffliche Oden in Reimstrophen, wie Schiller's „Macht des Gesanges," die „Friedens-Marseillaise" von Lamartine u. s. w. — Die Hymne ist die heilige, religiöse Ode, welche die Gottheit, ihre Eigenschaften und die Wunder der Natur und Geisteswelt, als Manifestationen der göttlichen Macht und Weisheit, feiert. — Das Lied wird zur Dithyrambe, wenn der Sänger von stürmischer, trunkener Begeisterung ergriffen ist. Kommt bei der Ode nicht bloß die Stärke, sondern auch die Beschaffenheit der Empfindung in Betracht, indem die Gemüthsstimmung des Odendichters eine hohe, würdige, erhabene ist, so liegt bei der Dithyrambe der Accent auf der Intensität des Gefühls. Sie hat mit der Ode, wie den kühnen Flug der Phan-

tasie, so auch das Springen von Bild zu Bild gemein; die heftige Gemüthserregung prägt sich meistens in einer minder geregelten, oft rasch wechselnden rhythmischen Bewegung aus. Ursprünglich führten Gesänge zu Ehren des Bacchus diesen Namen; später übertrug man denselben auf bacchantische Gefühlsergüsse überhaupt.

3. Die Elegie und die Heroide. — Das Lied wird zur Elegie, wenn der Sänger sich sanften und schmelzenden Empfindungen mit verweilendem, sei es nun schmerzlichem oder süßem Genusse hingibt. Es werden also nicht sowohl sinnlich gegenwärtige Gegenstände, die das Gefühl lebhaft ansprechen, als vielmehr zeitlich und räumlich entfernte, im gedämpften Lichte der Erinnerung erscheinende Gegenstände vorzugsweise dem Dichter Elegien entlocken. Bald ist es die Trauer um ein geliebtes Wesen, das man verloren, bald unerfüllte Sehnsucht nach dem, was dem Herzen theuer ist, bald die Vergegenwärtigung entschwundener schöner Tage, was sich in der Elegie ausspricht. Und wird sie durch Gegenwärtiges veranlaßt, so sind es die sich daran knüpfenden Betrachtungen des Wechsels, der Vergänglichkeit, des Ungewissen, was die elegische Stimmung hervorruft. Eben weil der elegische Dichter im Genuß seiner Empfindung gern bei seinem Gegenstande beschauend oder betrachtend verweilt, neigt sich die Elegie häufig entweder zum Epischen oder zum Didaktischen. Daher wählten auch die Griechen zum Versmaße für sie den Hexameter, dem sie aber durch regelmäßige Abwechselung mit dem Pentameter den Charakter des ruhelosen Weiterstrebens nahmen. In der fortlaufenden Reihe durch markirte Pausen geschiedener Distichen, die das elegische Versmaß bilden, spiegelt sich die immer um denselben Gegenstand kreisende, auf denselben Punkt zurückkehrende Betrachtung und Beschauung ab. Doch eignen sich auch Reimstrophen, zumal trochäische, für die Elegie, und zwar in dem Maße mehr, wie sie sich dem Liede im engern Sinne annähert. — Die Heroide, eine durch Ovid eingeführte Dichtungsart, ist eine Elegie in Briefform, worin der Dichter nicht in eigenem Namen spricht, sondern eine andere Person, meistens einen Verstorbenen (sei es eine historische, mythische, literarische oder auch fingirte Person) einer zweiten ihre Empfindungen mittheilen läßt (z. B. Neoptolemus an Diokles, I, 257).

§. 4. Epische Poesie. — Auch bei der epischen Poesie müssen wir auf eine streng logische, nach einem Eintheilungsgrunde durchgeführte Unterscheidung der Arten und Unterarten verzichten, wenn wir die herkömmlich unterschiedenen und benannten und zu allgemeiner Geltung gekommenen Kategorien unterbringen wollen. Nach dem äußern Umfange hat man 1. die epischen Dichtungen in zwei Gruppen (kleinere und größere) geordnet. Innerhalb dieser ist 2. vorzugsweise der Stoff oder das Gebiet, woraus der epische Stoff entnommen ist (Sage, Mythe, Geschichte, Heroenalter, Mittelalter, moderne bürgerliche Welt u. s. w.), zum Anhaltspunkte gewählt worden. Man hat aber auch 3. auf die Mischung des Epischen mit anderweitigen, namentlich lyrischen Elementen, und 4. auf die Gemüthsstimmung, in welcher der Dichter den epischen Stoff auffaßt und behandelt (ernste, komische, satyrische Stimmung) Rücksicht genommen. Endlich hat man 5. auf die Form geachtet und epische Gedichte in gebundener und ungebundener Rede unterschieden. — Der nachfolgenden Eintheilung liegen vorherrschend 1. und 2. zu Grunde.

I. Kleinere epische Gedichte.

1. Die poetische Erzählung ist das kleinere epische (erzählende) Gedicht schlechtweg ohne solche Nebenbestimmungen, wie sie den folgenden Arten zukommen. Sie verhält sich also zu diesen, wie das Lied zu den andern Arten der lyrischen Poesie. Der Stoff muß ansprechend, die Darstellung lebendig, auf anschauliche Vergegenwärtigung gerichtet sein; die gebundene Rede ist, um die Erzählung aus der Sphäre der Prosa emporzuheben, nicht wohl zu entbehren; doch ist eine strophische Gliederung nicht erforderlich. Man unterscheidet noch ernsthafte und scherzhafte Erzählungen (Schwänke).

2. Mährchen, Sage, Mythe, drei Arten der poetischen Erzählung, die jede ihren Stoff aus einem bestimmten Kreise entnehmen. Das Mährchen nimmt ihn aus der phantastischen Welt, die sich die frei spielende Einbildungskraft des Volkes, zumal der Kinderwelt, gebildet hat. Während das Mährchen überall und nirgends zu Hause ist und das Entlegenste miteinander verknüpft, haftet die Sage mehr an Bestimmtem und Gegebenem und schließt sich an einen bekannten Ort oder an geschichtliche Namen und Thatsachen an. Die Mythe behandelt eine aus der Götterlehre (Mythologie) geschöpfte Sage.

3. Die Legende ist eine poetische Erzählung, die ihren Stoff aus der religiösen Tradition, insbesondere aus dem Leben des Heilandes und der Heiligen nimmt. Herder und Goethe haben das Muster zu einer zweifachen Behandlungsart gegeben, jener zu einer schlicht-ernsten, dieser zu einer mehr naiven, in's Launige und Scherzhafte spielenden. Für jene Behandlungsart eignen sich reimlose jambische oder trochäische Verse, für diese Reimverse mit freierm Rhythmus (vgl. I, 97 ff., 147, 184, 336).

4. Die Idylle ist eine poetische Erzählung, die ihren Stoff aus dem Leben der Stände nimmt, welche der Natur näher stehen (Hirten-, Fischerleben, Landleben 2c.) und sich in der Einfachheit ihrer Zustände glücklich fühlen („Die Idylle ist die epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung." Jean Paul). Die Hand-

lung ist einfach, wie die gesammten Verhältnisse, die hier zur Darstellung kommen; um so ausführlicher ist die Idylle in gemüthlicher Kleinschilderung und nähert sich der beschreibenden Poesie (εἰδύλλιον = Bildchen), sowie sie auch bisweilen, indem sie die handelnden Personen im Gespräch einführt, in's Dramatische hinüberspielt. Die Form ist mannigfach: Prosa (Geßner; vgl. II, 63), Hexameter (Voß, I, 118), vierfüßige Jamben (Kleist, I, 28) u. s. w.

5. Ballade und Romanze. Diese beiden Arten der poetischen Erzählung haben sich in unsrer Literatur zu einer besonders zahl- und farbenreichen Flora entfaltet, wobei freilich nicht zu verkennen ist, daß eine Menge poetischer Erzählungen, die unter andere Abtheilungen gehören, jene Namen usurpirt und sich unter die Balladen und Romanzen eingedrängt haben. Für die Bestimmung des beiden Dichtungsarten Gemeinsamen und sie von andern Unterscheidenden, wie für die Abgrenzung beider von einander, ist weder bei den Dichtern, noch bei den Theoretikern ein fester Anhaltspunkt leicht zu finden. Betrachtet man aber näher den vorherrschenden Sprachgebrauch, so ergibt sich, daß man mit dem Namen Ballade die epische Darstellung einer solchen Begebenheit bezeichnen will, die durch einen daraus hervorblickenden innern Gehalt, sei es durch eine Grundidee oder durch ein Grundgefühl, das sich in der Begebenheit ausspricht, den Dichter lebhaft ergriffen hat. Demgemäß wird der Balladendichter nicht eine ruhig objective und vollständige Darstellung der Begebenheit erstreben, sondern sie in dem Lichte und unter dem Gesichtspunkte zeigen, unter dem er selbst davon ergriffen worden ist. Er wird die wirksamen Seiten und Momente hervorkehren und diese energisch zu vergegenwärtigen suchen; und hat er alles Wesentliche, worin sich jenes Grundmotiv verkörpert, zur Anschauung gebracht, so bricht er ab und sieht seine Aufgabe als gelöst an, sollte auch die Begebenheit noch nicht zum Ziele geführt sein. Erwärmt und bewegt von dem ideellen oder Empfindungsgehalt seines Gegenstandes, wählt der Balladendichter nicht etwa den Hexameter, sondern Versmaße der lyrischen Poesie, wie denn ursprünglich die Ballade nur gesangweise und mit musikalischer Begleitung vorgetragen wurde. Man hat daher die Ballade als ein episch-lyrisches Gedicht bezeichnet. Andrerseits scheint sie, wenn ihr ein bestimmter Gedanke als Hauptmotiv zu Grunde liegt, auch ein didaktisches Element zu enthalten und sich der Parabel zu nähern. Dennoch unterscheidet sich die echte Ballade ganz bestimmt vom lyrischen Gedicht, wie vom didaktischen: vom lyrischen, indem sie nicht die Begeisterung des Dichters, sondern den Gegenstand, wenngleich im Reflex seiner Begeisterung, darstellt; vom didaktischen, indem sie nicht auf den ideellen Gehalt, sondern auf die Versinnlichung desselben durch einen concreten Fall den Hauptaccent legt. Daher finden wir denn auch in Schiller's Balladen nur allgemeine und bekannte Wahrheiten zu Grunde gelegt, die unser Interesse nicht von der Begebenheit abziehen. Nicht die Bedeutung dieser Grundgedanken an sich war es, was den Dichter für seinen Stoff erwärmte, sondern die Freude an dem Aufgehen des Stoffs in diese Gedanken. — Will man nun noch die Romanze von der Ballade unterscheiden, so kann man sie als diejenige Art der Ballade bezeichnen, worin eine Grundempfindung die Stelle eines Grundgedankens vertritt. In ihr wird das lyrische Element sich noch stärker, als in der eigentlichen Ballade, geltend machen; doch tritt sie darum noch nicht aus der epischen Gattung und darf nicht als ein episch-lyrisches Gedicht charakterisirt werden.

§. 5. II. Größere epische Dichtungen.

Die Unterscheidung der Dichtungsarten nach einem so äußerlichen Merkmal, wie der Umfang ist, kann natürlich nicht zu einer scharfen Abgrenzung führen. Mehrere der genannten kleinern epischen Gedichte können, ohne Aenderung ihres innern Charakters, durch bloße Erweiterung des Stoffes oder durch Aggregation in größere übergehen. So gibt es poetische Erzählungen, Mährchen, Sagen, Mythen, Legenden, Idyllen von bedeutendem Umfange, und aus einzelnen Balladen hat man ganze Cyklen zusammengesetzt, wie Uhland in seinem „Graf Eberhard der Rauschebart" und Auersperg in der Dichtung „Der letzte Ritter." Indeß gibt es auch umfassende epische Dichtungen von eigenthümlicherm Charakter, und dieser haben wir drei zu nennen: Epos, Roman und Novelle.

1. Das Epos unterscheidet sich von der poetischen Erzählung, die nur eine Begebenheit behandelt, nicht etwa bloß dadurch, daß es eine Reihe von Begebenheiten um eine Hauptbegebenheit gruppirt und zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft, sondern es stellt entweder das Ganze des Volkslebens in einer großen Begebenheit dar, welche die Kräfte der Nation in gemeinsame Thätigkeit setzt (Ilias, Nibelungen), oder, wenn es eine an sich minder wichtige Begebenheit behandelt, gestaltet es sich zu einem symbolischen Gemälde des ganzen Zeitalters (Hermann und Dorothea), oder es macht einen einzelnen bedeutenden Mann zum Mittelpunkt und Träger vieler und wichtiger Geschicke und Erlebnisse seiner Zeit (Odyssee, Parzival). In dem Gesagten liegt schon die Forderung a) der Einheit der Handlung und b) der Einheit in Rücksicht der Hauptperson angedeutet, zu denen sich c) die Einheit der Zeit gesellt. Doch ist weder durch die erste Forderung Reichthum und ausführliche Darstellung von Nebenhandlungen (die in entfernterer Beziehung zur Haupthandlung stehenden

heißen Episoden), noch durch die zweite ein großer Kreis bedeutend hervortretender Nebenpersonen ausgeschlossen; vielmehr hat im Epos jede Gestalt ein weit selbständigeres Leben, als im Drama. Was die Zeit betrifft, so schließt das Epos, so groß und reich das Leben ist, das es zur Anschauung bringt, doch gern sein Gemälde in einen engen Zeitrahmen ein (Ilias, Hermann und Dorothea). An die Darstellung ist vor Allem die Forderung klarer Veranschaulichung bis in's Detail zu stellen; dem Epos ist eine stetige, bedachtsame Entwickelung des Stoffes und eine behagliche Ausführlichkeit nicht bloß gestattet, sondern geboten. Die herkömmliche Inhaltsankündigung und der Anruf eines höhern Wesens um Beistand sind nicht unerläßlich. Als Versmaß eignet sich besonders der Hexameter, der mit seinem ruhigen Gange eine große Mannigfaltigkeit verbindet, und die alte Nibelungenstrophe, die weniger eintönig als unsre neuere ist; in der Terzine prägt sich die Stetigkeit und Geschlossenheit der epischen Darstellung aus; die Ottave rime geben dem Epos ein lyrisches Gepräge.

Als verschiedene Arten des Epos sind zu unterscheiden:

a) Das heroische (Heldengedicht), das seinen Stoff aus der Jugendzeit der Völker (Heroenalter) entnimmt, wo Menschen und Leben noch einfach, naturwüchsig, groß und kraftvoll sind. Der echte heroische Epiker erscheint als der melodische Mund seines Volkes, und sein Werk als Spiegel seiner Zeit. Die Mächte der Natur und des Geistes gestalten sich der jugendlichen Phantasie der Völker zu persönlichen Wesen, zu Göttern und Halbgöttern, die in das Leben und in die Geschicke der Menschen einwirken; daher spielt die Mythenwelt eine große Rolle im heroischen Epos.

b) Das romantische Epos entnimmt seinen Stoff aus der romantischen Zeit des Mittelalters. In den hierher gehörigen Dichtungen bildet weniger eine große, für das ganze Volk bedeutungsvolle Begebenheit den Mittelpunkt, als vielmehr der Hauptheld mit seinen mannigfachen, wechsel- und abenteuerreichen Geschicken, der hier als Repräsentant seiner Zeit erscheint.

c) Das bürgerliche (idyllische) Epos macht das Gemälde einer Begebenheit aus dem einfachen bürgerlichen Leben zum Spiegel und Symbol einer bedeutenden weltgeschichtlichen Epoche. Man unterscheidet davon mit Unrecht das idyllische Epos als ein idyllisch-episches Gemälde ohne einen solchen welthistorischen Hintergrund; denn wenn dieser fehlt, so ist der Begriff des Epos aufgehoben. Die „Luise" von Voß ist kein Epos, sondern eine größere Idylle.

d) Ebenso kann die umfassende epische Darstellung einer aus der religiösen Ueberlieferung, insbesondere aus dem Leben der Heiligen entnommenen Begebenheit nur dann als Legenden-Epos gelten, wenn die Begebenheit an und für sich oder als Symbol eine tiefere und umfassendere Bedeutung hat; sonst ist sie eben nur eine größere Legende.

e) Den Gegensatz zu dem ernsten Epos, dem die bisher genannten Arten angehören, bildet das komische Epos. Besondere Arten desselben sind die Parodie und die Travestie, deren komische Wirkung zum großen Theile auf dem Gegensatz von Form und Gehalt beruht; jene wendet die würdevolle Form des ernsten Epos bei Gegenständen von kleinlichem Gehalte, diese eine unedlere poetische Form bei Gegenständen von ursprünglich hohem und ernstem Gehalte an.

f) Das Thier-Epos, ebenfalls von komischem und zugleich satyrischem Charakter, gibt in der epischen Darstellung einer (fingirten) umfassenden Begebenheit aus der Thierwelt, worin Thiere als handelnde Personen erscheinen, ein Spiegelbild des Menschenlebens mit seinen Leidenschaften, Parteiungen, Ränken, Thorheiten und Schwächen.

2. Der Roman. Der besondere Charakter und die Aufgabe des Romans verdeutlichen sich am leichtesten, wenn man ihn dem Heldengedichte gegenüberstellt. Dieses behandelt die einfachen, großartigen Verhältnisse eines jugendlichen Zeitalters, jener die verwickelten, in's Kleine und Kleinliche zerstückelten eines gesteigerten Culturlebens; der Held des Epos ist in seiner Lebensanschauung einig mit der umgebenden Welt, der Held des Romans entwickelt seine Individualität in einer vielfach widersprechenden prosaischen Welt; der Dichter des heroischen Epos ist das Organ seiner Zeit, die in seinem Werk, wie in einem verklärenden Spiegel, ihr Idealbild schaut; der Dichter des Romans, mit seiner persönlichen poetischen Lebensansicht einer nüchternen Welt voll künstlicher Institutionen gegenüberstehend, hat die schwierigere Aufgabe, innerhalb dieser Welt ein Reich des Herzens, eine ideale Welt zu enthüllen. Indem er die nie versiegenden Quellen der Natur und der Schönheit in ihrem Laufe durch die verschlungenen Irrgänge der Cultur verfolgt und dabei die besondersten Verhältnisse des Privatlebens zur Anschauung bringt, wird er nicht leicht eine welthistorische Person, die auch im Detail der Lebensverhältnisse Anspruch auf geschichtliche Treue hat, als Helden gebrauchen können; auch wird er, eben weil ihm die Darstellung des künstlichen, zerstückelten privaten Daseins obliegt, der Prosa nicht wohl entbehren können. Den langsamen Gang hat der Roman mit dem Epos gemein, das Vordringen der Handlung zur Entwickelung darf der Entfaltung der Charaktere, der Darlegung der Gesinnungen und Gemüthszustände nicht hinderlich sein. Nach den im Roman dargestellten Lebenskreisen unterscheidet man: Familienromane, historische, Künstlerromane, Dorfgeschichten 2c.

3. Die Novelle verhält sich zum Roman ungefähr wie die ausgeführtere poetische Erzählung zum Epos. Sie unterscheidet sich vom Roman nicht bloß durch kleinern Umfang, sondern auch durch die Beschränkung auf einen engern Lebenskreis, durch das größere Gewicht, das sie auf die darzustellende Begebenheit legt, und demzufolge auch durch einen raschern Gang und ein lebhafteres Vordringen zur Entwickelung.

§. 6. Beschreibende Poesie. — Die beschreibende Poesie, die sich bei den Alten den übrigen poetischen Gattungen dienend anschloß, hat sich erst bei den Neuern als eine selbständige Gattung hervorgebildet, und selbst bei diesen spielen einzelne Productionen gern in's Lyrische, Epische oder Didaktische hinüber. Indeß hat die neuere Poesie Gedichte aufzuweisen, die entschieden ein beharrliches, aus nebeneinander befindlichen Theilen bestehendes Ganzes der Phantasie vergegenwärtigen und dadurch ein ästhetisches Gefühl erregen, also wahrhaft beschreibende Gedichte, die sich weder der lyrischen, noch der epischen, noch der didaktischen Gattung beizählen lassen. Soll die Poesie etwas ruhend und beharrlich Coexistirendes als solches darstellen, so bleibt ihr, da eine successive Aufzählung aller einzelnen Züge der Phantasie des Hörers oder Lesers eine Anstrengung zumuthet und ihr obendrein die Zusammensetzung der Züge zu einem Bilde überläßt, nichts Anderes übrig, als die prägnantesten, productivsten Züge hervorzuheben, welche der fremden Phantasie einen Anreiz zu momentaner freithätiger Ergänzung der fehlenden Züge geben. Leichter wird natürlich der Poesie die Darstellung solcher äußern Erscheinungen, die, wenngleich in ihrer Gesammtheit ein Gemälde darstellend, doch in ihren Theilen beweglich und fortschreitend sind, z. B. ein Gewitter, ein Sonnenaufgang u. dgl. Aber auch die Darstellung des in seinen Theilen Beharrlichen und Ruhenden kann der Dichter, wie oben schon angedeutet worden, sich dadurch erleichtern, daß er das Coexistirende in ein Consecutives verwandelt, daß er den Gegenstand vor der fremden Phantasie Theil für Theil entstehen, oder sich entwickeln, oder zusammensetzen läßt, wie wenn Homer den Schild des Achilleus nicht als einen fertigen, sondern als einen werdenden schildert. Gestaltet sich hierdurch die Darstellung episch, so fällt das Gedicht darum noch nicht der epischen Gattung zu, wenn der Schlußeffect der Darstellung die Erzeugung eines Bildes in der Phantasie des Hörers, nicht die Vorstellung einer Handlung ist. Ebenso sind poetische Natur-, Kunst- und Lebensbilder, in denen sich eine bestimmte Stimmung des Dichters abspiegelt, darum noch nicht der lyrischen Gattung beizuzählen; denn sie reproduciren die Stimmung des Dichters in dem Hörer vermittelst des Gegenstandes, während das lyrische Gedicht diese möglichst unvermittelt überträgt.

§. 7. Didaktische Poesie. — Zur Ausschließung der Lehrgedichte aus dem Bereiche der Poesie hat man sich durch eine irrige Auffassung des Begriffs und des Zwecks der didaktischen Poesie verleiten lassen. Ihr Zweck ist nicht, zu belehren, sondern durch Verstandes- und Vernunftvorstellungen zu erheben, zu begeistern, ästhetische Gefühle zu erregen, also derselbe Zweck, den auch die andern Dichtungsgattungen haben. Wenn das Gemüth des Dichters von dem Einklange der Naturkräfte oder von der Schönheit und Größe einer Naturerscheinung, von der Weisheit und Macht des Schöpfers, die sich darin kund gibt, begeistert wird; wenn er mit Entzücken „den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt;" oder wenn ihn das Göttliche in der Menschenseele, die Harmonie in der sittlichen Welt, wenn ihn der Reichthum der Folgerungen, die ein großer Menschengedanke einschließt, mit Bewunderung ergreift; oder wenn er mit dankbarer Rührung der Erkenntnisse und Wahrheiten gedenkt, die ihm Leitsterne auf seinen Bahnen im Leben und in der Kunst gewesen: so kann sich die Bewegung seines Innern unmittelbar aussprechen, — und dann entsteht ein lyrisches Gedicht; er kann aber auch nicht sowohl die Regungen seines Gemüths, als vielmehr die Herrlichkeit des Gegenstandes, die Erkenntnisse, aus denen seine Begeisterung quillt, die objective Wahrheit verkündigen, — und dann entsteht ein objectives, und zwar speciell ein didaktisches Gedicht. Es leuchtet ein, daß nicht alle Verstandesvorstellungen geeignet sind, das Gemüth zu erheben und zu erwärmen, sowie auch nicht jede Anschauung zu einem epischen oder beschreibenden Gedichte begeistern kann; ferner, daß ein didaktisches Gedicht sich ebensosehr von einer logisch strengen, wissenschaftlichen Darstellung des Gegenstandes, als ein beschreibendes Gedicht von einer wissenschaftlichen oder technischen Beschreibung unterscheidet. Die Gedanken müssen ein ideales Ganzes der Anschauung sein, sich gleichsam als eine sinnliche Thatsache offenbaren, sie müssen frei durch das ästhetische Vorstellungsvermögen, nicht durch den bloßen Verstand gebildet werden, womit aber keineswegs die Forderung der Wahrheit der Gedanken ausgeschlossen ist.

Wir unterscheiden zunächst die unvermittelt (direct) didaktische Poesie und die vermittelt (indirect) didaktische. Alle didaktische Poesie gehört freilich der ganzen Gattung nach, wie in §. 1 gezeigt worden, zur vermittelten Poesie; aber innerhalb der Gattung gilt jene Unterscheidung, indem die didaktische Poesie entweder unmittelbar, direct Wahrheiten darstellt, oder zur Veranschaulichung derselben sich der Erzählung oder Beschreibung als eines Mittels bedient. Der Parabeldichter z. B. ist von einer die höhern Interessen der Menschen berührenden Wahrheit lebhaft ergriffen und möchte dafür den Hörer erwärmen;

allein statt diese Wahrheit direct lehrend auszusprechen, veranschaulicht er sie durch eine Erzählung; er ist also ein episch-didaktischer Dichter, — aber darum noch kein epischer; denn beim Parabeldichter steht die Erzählung im Dienste eines Gedankens, und der Gedanke ist es, durch den er wirken, für den er erwärmen will.

§. 8. Vermittelt didaktische Poesie. — Es gehören dahin folgende Dichtungsarten:

1. Die Fabel, Erzählung einer fingirten Begebenheit aus der vernunftlosen Welt, besonders aus der Thierwelt, wodurch eine Klugheitsregel, eine Lebenserfahrung, überhaupt ein allgemeiner moralischer Satz an einem besondern Falle veranschaulicht wird. Der Fabeldichter macht gern Thiere zu handelnden Personen, weil in ihren mannigfachen Eigenschaften, Trieben und Gewohnheiten sich Analogien mit den verschiedenartigen Charakteren, Bestrebungen und Sitten der Menschen zeigen. Da die Erzählung sich nicht für sich selbst geltend macht, sondern der Gedanke die Hauptsache ist, so empfiehlt sich eine gedrängte Darstellung, wobei am zweckmäßigsten eine einfache Versart oder auch Prosa angewandt wird.

2. Die Parabel veranschaulicht eine Wahrheit, die sich auf die höhern Interessen des Menschen bezieht, durch eine besonders zu diesem Zweck erdichtete, meistens auf Verhältnisse des Menschenlebens bezügliche Begebenheit. Dem Gegenstande entsprechend, ist die Sprache gewöhnlich edler, als die der Fabel; doch ist auch bei der Parabel die ungebundene Rede statthaft.

3. Die Paramythie, eine Nebenart der Parabel, bringt eine sittliche, religiöse, überhaupt eine höhere Wahrheit mittelst einer Begebenheit aus der antiken Mythenwelt oder aus andern Kreisen ideeller Wesen (Engel, Genien u. s. w.) zur Anschauung. Für die Darstellung gilt dasselbe, was von der Darstellung der Parabel gesagt worden.

4. Die Allegorie (die auch in andern poetischen Gattungen vorkommen kann) veranschaulicht das zu Lehrende durch ein ausgeführtes Bild, d. h. durch Darstellung eines Gegenstandes, der mit Jenem in seinen Theilen, Verhältnissen und Beziehungen eine durchgehende Aehnlichkeit hat. Die Darstellung kann beschreibend oder auch erzählend sein.

5. Das Räthsel gehört nur hierher, insofern es zugleich Allegorie ist, d. h. insofern es den zu errathenden Gegenstand auf eine allegorische Weise beschreibend oder erzählend darstellt. Ueberhaupt steht das Räthsel auf der Grenze der poetischen Gebilde, und kann in der Regel um so weniger als ein wahres Gedicht gelten, je besser es als Räthsel ist, je geschickter es den Gegenstand verhüllt. So rügte denn auch Goethe an manchen der Schiller'schen Räthsel (I, 205) „den schönen Fehler, daß sie zu entzückte Anschauungen des Gegenstandes seien," womit er ohne Zweifel meinte, daß Schiller durch allzu lebendige poetische Ausmalung des den Gegenstand vertretenden Bildes auf diesen zu klar hingedeutet habe. — Besondere Arten des Räthsels sind: die Charade oder das Sylbenräthsel (I, 304), welches ein Wort in seine bedeutsamen Sylben zerlegt, diese als einzelne Räthsel behandelt, und zuletzt das Ganze als Räthsel zusammenfaßt; der Logogryph (I, 304), welcher durch Wegnahme von Buchstaben aus einem Worte mehrere Wörter bildet, und diese zu Räthseln verwendet; das Palindrom (I, 304), welches ein Wort, vor- und rückwärts gelesen, als Doppelräthsel behandelt u. a.

§. 9. Unvermittelt didaktische Poesie oder eigentliche Lehrdichtung. — Die eigentliche Lehrdichtung bedient sich allerdings auch vielfach der Erzählung, Beschreibung, Allegorie zur Veranschaulichung von Gedanken, aber nur gelegentlich und partienweise; es beruht bei ihr nicht das ganze Gedicht seiner Anlage nach auf einer durchgehenden Erzählung oder Beschreibung. — Es sind folgende Arten zu unterscheiden:

1. Das höhere Lehrgedicht, welches die Verstandes- und Vernunftvorstellungen von der Gottheit, Unsterblichkeit, Freiheit, Tugend, Glückseligkeit u. s. w., überhaupt von den allgemeinsten und höchsten Interessen der Menschheit behandelt (I, 8 „Ueber den Ursprung des Uebels"). Es erweitert sich bisweilen zu einem solchen Umfange, daß man es als ein didaktisches Epos bezeichnet, welches dann in manchen Eigenschaften, namentlich auch in Betreff der Episoden, dem eigentlichen Epos verwandt ist.

2. Das niedere Lehrgedicht beschäftigt sich mit der Erfahrung und dem Leben, mit Künsten und Wissenschaften (artistisches, scientifisches Lehrgedicht). Auch dieses breitet sich bisweilen zu eposartigem Umfange aus.

3. Das Spruchgedicht unterscheidet sich von den vorigen Arten dadurch, daß es sich als eine Reihe von Betrachtungen darstellt, und dieses sich auch im Aeußern ausprägt, indem kurze, entweder gar nicht oder nur lose verbundene lehrhafte Sätze einander folgen, die indeß einem großen Gedankenkreise angehören müssen. — Bei den drei genannten Arten wird häufig das elegische Versmaß, auch der Alexandriner, oder der reimlose Jambus angewandt; bei den schwungreichern Partien der beiden ersten sind lyrische Versarten an ihrer Stelle.

4. Die Gnome oder der einzelne Sinnspruch hat die Aufgabe, einen inhaltreichen oder inhaltschweren allgemeinen Gedanken in gedrängtem Ausdruck darzulegen. Der Gegensatz der engen Form und des Reichthums oder der Tiefe des Gehaltes ist es, was uns an der Gnome erfreut.

5. Das Epigramm, ursprünglich eine Inschrift auf einem Denkmal, welche dessen Bedeu-

tung in kurzen, scharfbezeichnenden Worten aussprach, hat sich zu einer poetischen Form ausgebildet, die aus den Erscheinungen des Lebens und der Natur eine herausgreift, um sie gleichsam als Denkmal zu behandeln und ihren tiefern Sinn in möglichst gedrängtem und prägnantem Ausdruck zu deuten. Von der Gnome weicht das Epigramm darin ab, daß es sich an etwas Bestimmtes, Gegebenes anlehnt. Man unterscheidet zwei Bestandtheile des Epigramms: die Darstellung des Gegebenen, welches die Aufmerksamkeit des Dichters erregte (Erwartung bei Lessing, Exposition bei Herder) und die Darstellung des dadurch hervorgerufenen Gedankens (Aufschluß bei Lessing, Anwendung bei Herder). Da das Epigramm gleichsam einen Brennpunkt von Gedankenstrahlen bildet, so bethätigt sich in ihm gern das Talent eines schnellen und frappanten Zusammenreimens des Fernliegenden, Unähnlichen, der Witz. Auch ist das Epigramm oft satyrischen Charakters. Die satyrischen persönlichen Epigramme haben Schiller und Goethe Xenien (Gastgeschenke, nach Martial) genannt. Für Gnomen und Epigramme sind Distichen, Alexandriner und sonstige jambische und trochäische Reimverse angemessene Versformen.

6. Die Satyre. — Die Satyre stellt das der Idee schöner Menschheit Widerstreitende dar: die Laster, Verkehrtheiten, Thorheiten und Schwächen der Menschen, aber nur, um durch die hervorgerufene ästhetische Abneigung gegen dieselben die Neigung und Achtung für das Ideal zu erregen. Jener Widerstreit kann tragisch oder komisch sein; und demgemäß wird die Satyre entweder ernst (strafend), oder scherzhaft (heiter) sein. Der Widerstreit mit der Idee schöner Menschheit kann aber nicht bloß in Verstandes- und Vernunftvorstellungen, sondern auch in Gefühlen und Thatsachen veranschaulicht werden, und so wird es denn auch lyrische, epische und dramatische Satyren geben können. Für die didaktische sind mancherlei einfachere Versformen (Jamben, Hexameter u. s. w.), auch Prosa angewandt worden.

7. Die poetische Epistel, manchmal ein Lehrgedicht in Briefform, kann auch lyrischen oder epischen und beschreibenden Inhaltes sein. Wenn die poetische Epistel persönliche Verhältnisse behandelt, so dürfen diese nicht, wie im gewöhnlichen Briefe, eine rein individuelle Beziehung haben, sondern müssen symbolisch ernste oder heitere Interessen der Menschheit überhaupt repräsentiren. Natürlichkeit und Anmuth sind Haupterfordernisse der Darstellung; Hexameter, gereimte jambische oder trochäische Versarten eignen sich für die Epistel, doch nicht die strophisch abgetheilten und bewegungsreichern lyrischen Maße.

§. 10. Dramatische Poesie. — Man hat wohl die dramatische Poesie als hervorgegangen aus einer Verschmelzung der lyrischen und epischen betrachtet; allein sie unterscheidet sich von beiden in sehr wesentlichen Eigenschaften. In dem Drama entschleiert sich allerdings, wie im lyrischen Gedicht, die Tiefe des Gemüths; aber einmal ist es nicht das Innere des Dichters, was sich unmittelbar ausspricht, sondern das Innere der durch ihn zur Anschauung gebrachten Personen; er selbst tritt nicht minder, ja noch mehr, als der in eigner Person erzählend gedachte epische Dichter, hinter sein Werk zurück; und dann sind es auch nicht sowohl lyrisch erregte Gemüther, als vielmehr handelnde Charaktere, die er vorführt; es ist nicht sowohl die sich selbst genießende Empfindung, als der nach außen strebende Wille, was er uns in seinen Personen vergegenwärtigt. Das Drama behandelt, wie das Epos, Begebenheiten; aber es stellt sie unsern Sinnen dar, läßt sie vor unsern Augen aus den Charakteren als Thaten hervorgehen und zeigt sie auch wieder in ihrer Rückwirkung auf die Charaktere. Hieraus ergibt sich schon, welche Charaktere sich besonders für das Drama eignen; es sind nicht solche hervorragende Männer, die folgsam dem Rathschluß der Vorsehung und des Schicksals, oder, einig mit ihrer Zeit, als Vollstrecker eines höhern Gebotes oder als Vorkämpfer ihres Volks auftreten, sondern Männer von scharf ausgesprochener Individualität, die ihre Ideen der Wirklichkeit einzwingen, ihren Willen zum Gesetz der Welt machen wollen, und im Kampf mit der herrschenden Ordnung entweder ihre Selbstüberhebung büßen oder eine neue schönere Zeit herbeiführen; also nicht ein Gottfried von Bouillon, oder ein Achilleus, aber wohl Prometheus, Cäsar, Columbus, Wallenstein, Napoleon sind dramatische Charaktere. Und wirft man einen vergleichenden Blick auf den Roman, so zeigen sich dort Gesinnungen und Begebenheiten den strebenden Charakteren und Thaten des Dramas gegenüber. Es leuchtet ferner, was die Sprache und ganze Darstellung betrifft, sofort ein, daß hier, wo wir als Zuschauer mit dem Fortstreben leidenschaftlich bewegter Gemüther nach einem bestimmten Ziele sympathisiren sollen, weder die behagliche Breite des Epos, noch die musikalische Fülle der Lyrik an ihrem Platze wäre. Wie dem Drama im Ganzen ein lebendiger und rascher Gang zukommt, so soll auch im Einzelnen der Dialog die Spannung und den Drang der Leidenschaft, die Kraft des Willens, die Energie des Strebens athmen und gleichsam ein redendes Handeln sein; nur ausnahmsweise wird er in Ruhe-Stadien der Handlung mit lyrischen Gefühlsergüssen oder in Expositionspartien mit episch ausführlichern Darstellungen wechseln dürfen. Jenem Charakter des Fortstrebens entspricht unter den Versarten am besten die jambische; und je nachdem sich das Drama zu einem höhern Schwunge und einer größern Fülle der Diction erhebt, wie bei den Griechen, oder sich in etwas niedern Regio-

nen hält, wie bei den Neuern, thut es wohl, sich einen umfassendern und würdevollern Vers, wie den antiken Senar, oder einen kürzern und leichter einherschreitenden, wie den Quinar, zu wählen. Prosa geziemt dem scherzhaften Drama meistens, dem ernsten nur, wenn es gewöhnlichere Lebensverhältnisse behandelt.

Die französischen Theoretiker haben, im vermeintlichen Anschluß an Aristoteles, für das Drama das Gesetz von den drei Einheiten der Handlung, des Ortes und der Zeit aufgestellt. Allein Aristoteles fordert nur die Einheit der Handlung, erwähnt nicht der Einheit des Ortes und bemerkt in Betreff der Zeit nur, daß sich das Drama so viel als möglich auf die Zeit eines Sonnenumlaufs einschränke. Daß die Griechen den Ort weniger wechselten, als die Neuern, war zum Theil in der Einrichtung ihrer Theater begründet; wo es die Handlung verlangte, ließen auch Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes die Scene sich ändern. Wie weit der dramatische Dichter im Wechsel des Orts gehen dürfe, hängt großentheils davon ab, wie weit es ihm gelingt, durch seine Dichtung die Einbildungskraft des Zuschauers anzuregen und zu beflügeln; doch ist es immerhin als ein Vorzug eines Dramas zu betrachten, wenn es ein reiches und mannigfaches Leben in einen verhältnißmäßig engen Rahmen einzuschließen weiß. Aehnliches gilt von der Einheit der Zeit. Je lebendiger die Phantasie des Zuschauers erregt ist, je weniger wird er Anstoß nehmen, wenn der Dichter das im gewöhnlichen Leben ferner auseinander Liegende in dem idealen Abbilde des Lebens in engere Zeitgrenzen zusammenrückt. Unter allen Umständen ist aber das Gesetz der Einheit der Zeit in sich wohlbegründet, wenn man es als Gesetz der Stetigkeit in dem Sinne auffaßt, daß alle Hauptmomente der Handlung vom ersten Entglimmen einer Leidenschaft bis zu ihrem Ausbruch in verhängnißvolle That und ihrer Strafe oder Sühnung in stetiger Folge zur Anschauung gebracht werden sollen. Auch die Einheit der Handlung ist nicht in dem strengen Sinne zu nehmen, daß nur eine einzelne Begebenheit aus dem Willen des Menschen als sein Zweck entwickelt werden solle; vielmehr können mehrere Handlungen sich durch- und nebeneinander fortspinnen, wenn sie nur durch eine gemeinsame Grundidee zusammengehalten werden, und eine derselben das Interesse vorzugsweise festhält.

Wenn das Drama eine umfangreichere Handlung darstellt, so zerfällt es gewöhlich in größere Abschnitte, Acte oder Aufzüge genannt, welche die Alten durch Chorgesänge verbanden, die Neuern durch Zwischenpausen trennen; und innerhalb dieser unterscheidet man wieder Scenen oder Auftritte, deren Anfang durch das Erscheinen einer neuen Person bezeichnet wird. Bei jeder Handlung treten drei Haupttheile hervor: 1. Anfang (die Exposition oder Erörterung der Verhältnisse und Bedingungen, unter denen die Handlung beginnt, und Anknüpfung ihrer ersten Fäden), 2. Mitte (Verwickelung, Schürzung des Knotens, Gegenwirkungen), 3. Ende (Entwickelung, Lösung des Knotens, Ausgleichung von Wirkung und Gegenwirkung). Diesen drei Theilen würden drei Acte entsprechen. Da aber der zweite Theil, der uns den zwischen Sieg und Niederlage schwankenden dramatischen Kampf zu vergegenwärtigen hat, den größten Raum in Anspruch nimmt: so zerlegt man ihn nach dem in der Kunst uns so oft begegnenden Gesetze der Dreitheilung auf's Neue, so daß fünf die Normalzahl der Acte eines umfassenden Dramas geworden ist. Für weniger umfangreiche Handlungen genügen drei, für ganz kurze Ein Act. Jeder Aufzug muß auch für sich gewissermaßen ein Ganzes bilden; doch dürfen die Acte, mit Ausnahme des letzten, nicht in einem Stadium der Handlung schließen, wo das Interesse befriedigt ist, sondern müssen Spannung auf den weitern Verlauf im Gemüthe des Zuschauers zurücklassen.

§. 11. Einzelne dramatische Dichtungsarten. — Es gibt zwei Hauptarten des Dramas, das ernste und das scherzhafte, Tragödie und Komödie. In der Tragödie werden uns Menschen vorgeführt, die mit Aufbietung ihrer tiefsten Gemüthskräfte mächtigen Hindernissen entgegen nach einem bedeutenden Ziele streben. Hier fühlt sich der Zuschauer nun schon durch die geistige Kraft, die zur Anschauung gebracht wird, lebhaft angezogen. Aber die echte Tragödie wird dadurch noch unendlich ergreifender, daß der Zuschauer in dem Geschick des vor ihm strebenden und ringenden Einzelnen das Geschick des Menschen überhaupt mitempfindet. Wer sich einen bedeutenden Zweck gestellt hat, wer eine wichtige, neue Idee in's Dasein führen will, verwickelt sich nur allzu leicht in Irrthum und Schuld, die, wenn auch scheinbar klein, doch das volle Maß des Unheils auf sein Haupt herbeiziehen. Bald verletzt er, von leidenschaftlichen Wünschen bethört, die Gesetze der sittlichen Weltordnung; bald verkennt er das Recht des Bestehenden, das mit tausend Wurzeln in Gemüth und Sitte des Volkes haftet; bald reißt er ein einzelnes Recht aus dem Zusammenhange mit andern sittlichen Verhältnissen und will es für sich allein geltend machen. Ein solches Streben verfolgen wir mit Mitleid und Furcht; mit Mitleid, da wir uns gleicher oder ähnlicher Verwirrung und Verschuldung ausgesetzt fühlen, mit Furcht, da die Idee der göttlichen Weltordnung, der höhern Berechtigung des Ganzen, die Idee der Harmonie der sittlichen Pflichten und Rechte ehrfurchtgebietend und strafdrohend uns vor der Seele schweben. Geht nun der tragische Held in solchem Kampfe unter, so leiden wir zwar

mit ihm, fühlen uns aber zugleich durch den Triumph der höhern Idee gehoben, und um so mehr, wenn er sie selbst in seinem Untergange anerkennt.

Ganz verschieden hiervon ist die Stimmung, welche die Komödie hervorruft. Führt uns der tragische Dichter ergreifende Conflicte und Widersprüche in den wichtigsten Verhältnissen und Interessen des Lebens vor, so entfaltet der komische Dichter vor uns eine Welt voll harmloser Widersprüche in kleinlichen und unbedeutenden Verhältnissen. Das Komische läßt sich als das sinnlich angeschaute harmlos Ungereimte definiren. Widersprüche und Verkehrtheiten in unwichtigen Dingen, die weder quälende Räthsel für den Verstand, noch schmerzliche Angriffe auf unser sittliches Gefühl sind, ergötzen um so mehr, je anschaulicher und concreter sie sich darstellen. Die Quelle des Vergnügens liegt hier in dem raschen Entdecken des Ungereimten, in dem blitzschnellen Besinnen und dem Wohlgefühle der eigenen Geistesgesundheit. Bringt die Tragödie uns den Ernst des Lebens zum Bewußtsein und wirkt sie dem „gigantischen Schicksal" gleich,

„Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,"

so entbindet die Komödie unser Gemüth von dem Druck jenes Bewußtseins und macht unsre Brust leicht und frei, indem sie statt jener folgenschweren Collisionen ein lustiges Spiel gefahrloser Verwickelungen, Zufälle, Irrungen und Mißverständnisse zeigt, auf die wir von überlegenem, freiem Standpunkte hinabsehen.

Von der Tragödie und Komödie unterscheidet man noch wohl das Schauspiel oder Drama im engern Sinne als ein ernstes Drama mit glücklichem Ausgange, wie z. B. Goethe's Iphigenie. In anderm Sinne versteht man darunter ein Drama, das sich zur Tragödie, wie der Roman oder die Novelle zum heroischen Epos verhält, also ein Drama, das nicht sowohl die im Kreise der höchsten und umfassendsten Interessen der Menschheit vorkommenden Collisionen, als vielmehr die ernsten Verwickelungen der besondern Kreise des Culturlebens behandelt. Indem wir von dieser Abart des Dramas absehen, bemerken wir über die beiden Hauptarten noch Folgendes:

1. Die Tragödie schloß sich in ihrem Entstehen bei den Griechen wie bei uns an den religiösen Cultus an; dort ging sie aus den Dionysien oder Bacchusfesten, hier aus den Darstellungen des Lebens, Leidens und Sterbens des Heilandes und anderer Begebenheiten der heiligen Geschichte hervor. Die neuere Tragödie entfaltete sich zu höherer Blüthe nach der Reformation in Spanien und England, dort unter dem Einfluß des Katholicismus, hier des Protestantismus, in beiden Ländern naturwüchsig und volksthümlich, wogegen die Franzosen es nur zu einer mißlungenen Zwittergattung antiker und moderner Poesie brachten. Glücklicher gelang seit Lessing, der in seiner Emilia Galotti die erste deutsche Tragödie gab, den Deutschen, im Anschluß an Shakspeare und die Griechen, die Verschmelzung antiker Idealität mit modernem Stoff- und Gefühlsreichthum. Doch bezeichnet man auch wohl noch die neuern deutschen Tragödien als moderne und antike, je nachdem sie sich dem Reichthum an Charakteren und Situationen und der freien Form Shakspeare'scher Stücke, oder der Gebundenheit und plastisch einfachen Anlage der griechischen Tragödie annähern; und unter den Tragödien von modernem Charakter werden wohl diejenigen, die ihren Stoff aus dem Mittelalter entnehmen, wie Schiller's Jungfrau von Orleans, romantische genannt. Tiefer aber, als jener angedeutete Unterschied in Form und Anlage, ist ein anderer Unterschied zwischen der wahren antiken und der modernen, christlichen Tragödie, welcher darauf beruht, daß in der letztern die sittliche Weltordnung als Wille der Vorsehung erscheint, und der Mensch durch freie That sein Schicksal bestimmt, während von den Alten das Schicksal nicht als Rathschluß eines liebevoll waltenden Wesens, sondern als eine dunkle, noch über den Göttern thronende Macht gedacht wurde. Indem einzelne neuere Dichter diesen Begriff des Schicksals, zu dem eines völlig blinden Fatums gesteigert, ihren Schöpfungen zu Grunde legten, verirrten sie sich zu jenen Schicksalstragödien (S. 128), die aus sittlichem, wie aus ästhetischem Gesichtspunkte gleich verwerflich sind.

2. Die Komödie schöpft die ergötzenden Ungereimtheiten entweder aus den Situationen, oder aus den Charakteren der handelnden Personen; in jenem Fall ist sie Intriguenlustspiel, in diesem Charakterlustspiel. Nach den Arten des Komischen unterscheidet man das feinere Lustspiel und die Posse, welche letztere ihren Stoff aus den gemeinern Verhältnissen des Lebens entnimmt, wo sich die Ungereimtheiten derber und unverholener ausprägen.

§. 12. Das musikalische Drama. Gesellt sich dem Drama durchgängig Instrumentalmusik und Gesang zu, so bildet sich entweder die Oper oder die Cantate. Die Oper ist ein zur Bühnendarstellung bestimmtes musikalisches Drama, während bei der Aufführung der Cantate zwar auch das Darzustellende, nach der Weise des Dramas, an einzelne Personen vertheilt, aber von Costüm, Mimik, Scenerie, überhaupt von aller Vergegenwärtigung für das Auge abgesehen wird. Bei der Cantate, wie bei der Oper, vereinigen sich Tonkunst und Poesie zu einem gemeinsamen Kunstwerke; aber in der Cantate soll die Musik und der musikalische Genuß durchaus überwiegen; daher wendet sie sich ausschließlich an das Ohr und überläßt der Phantasie des Zuschauers die Vergegenwärtigung des Ortes,

der hier nicht durch sinnliche Gegenwart von der Musik abziehen und ihre Wirkung beeinträchtigen soll. Die Cantate ist ganz von lyrischen Elementen durchdrungen, gehört aber doch nicht darum der lyrischen, sondern, da sie eine Handlung als gegenwärtig darstellt, der dramatischen Gattung an.

1. Die Oper kann, wie das Drama überhaupt, ernst und scherzhaft sein (opera seria, opera buffa). Dem Dialog des Dramas entspricht das Recitativ, eine Art declamatorischen Halbgesangs; die Gefühlsergüsse Einzelner geben sich in Arien, die gleichzeitigen von zwei, drei, vier u. s. w. Personen in Duetten, Terzetten, Quartetten u. s. w., die gleichzeitigen Vieler oder Aller in Chören kund. Der Stoff muß fruchtbar an Situationen sein, die das Gemüth lebhaft anregen und zu Gefühlsergüssen Anlaß bieten, übrigens aber einfach und ohne solche Verwickelungen, die man mehr mit dem Verstande als mit dem Gefühle verfolgt. Bei dieser Einfachheit der Anlage und dem Hinzutreten der zeitausfüllenden Musik überschreiten in der Regel selbst große Opern nicht die Zahl von drei Acten. — Eine Oper von kleinem Umfange heißt Operette.

2. Die Cantate. — Bei der Cantate begegnen wir denselben Hauptbestandtheilen, wie bei der Oper: Recitativen, Arien, Duetten, Terzetten u. s. w. und Chören. Was von Stoff und Anlage der Oper gesagt worden ist, gilt in noch höherm Maße für die Cantate.

Abriß der Styllehre.

§. 1. Das Wort Styl wird in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Man versteht darunter z. B. die eigenthümliche Art und Weise, wie ein Künstler die Mittel seiner Kunst zu handhaben pflegt, und spricht daher ebensowohl von einem Mozart'schen, Beethoven'schen Styl, als von einem Schiller'schen oder Goethe'schen. Hier wird also der Styl subjectiv, d. h. mit Rücksicht auf die darstellende Person aufgefaßt, und in diesem Sinne spricht man auch von dem Styl eines bestimmten Volkes, eines bestimmten Zeitalters u. s. w. — Man begreift aber auch unter dem Worte Styl die besondere Art und Weise der Darstellung, welche durch die Natur des Gegenstandes und den vorgesetzten Zweck bedingt ist, und spricht daher von einem geschichtlichen, einem rhetorischen, einem abhandelnden, einem Compendienstyl, Geschäftsstyl u. s. w. Hier wird der Styl also von objectiver Seite aufgefaßt. Beiden Auffassungen, der subjectiven und der objectiven, ist aber das gemein, daß der Styl als eine eigenthümliche, besondere Art der Darstellung gedacht wird, und wir hätten demnach, wenn wir das Wort auf die Sprache beschränken, den Styl als die eigenthümliche Form der sprachlichen, und besonders der schriftlichen Darstellung zu definiren.

Es wird aber auch der Styl als die Kunst sprachlicher Darstellung, als die Fertigkeit im Ausdrucke und in der Verbindung der Gedanken aufgefaßt; und in diesem Sinne braucht man das Wort, wenn man von Styllehre spricht, welche demnach der Inbegriff der Regeln ist, deren Befolgung zu jener Fertigkeit führen soll.

§. 2. Die Aufstellung solcher Regeln haben Manche für unmöglich, jedenfalls für bedenklich erklärt. Der echte Styl, sagen sie mit Büffon, ist der Mensch selbst, ein treuer Abdruck seines Innern; er ist nicht ein Werk des bloßen Verstandes; Einbildungskraft, Gefühl, Leidenschaft, Willen, Sinnlichkeit formen und färben ihn auf's mannigfachste. Sowie das Mischungsverhältniß der geistigen Kräfte der Menschen ein unendlich mannigfaches ist, so wird auch ihr Styl als ein getreues Abbild ihres Innern unendlich mannigfaltig sein müssen, und läßt sich nicht nach allgemeinen Vorschriften regeln. Gerade die am reichsten begabten Geister werden am sichersten solcher Regeln spotten und sich ihre eigenen Wege suchen. Gelänge es aber, sie in diese Regelschranken einzupferchen, so würde man ihnen dadurch vielmehr schaden als nützen, und ihrem Style Kraft, Feuer, Leben und Frische rauben.

Es muß zugegeben werden, daß an der Bildung mancher Stylarten neben dem Verstande auch der Einbildungskraft und andern geistigen Vermögen, deren Einfluß sich schwer unter feste Regeln bringen läßt, ein großer Antheil gebühre; aber dies ist nicht überall der Fall, z. B. nicht bei der Darstellung streng wissenschaftlicher Gegenstände und bei Geschäftsaufsätzen. Hier wird Niemand die Forderung stellen, daß sich in dem Styl „ein Individuum lebend abdrücke." Dann gelten aber auch für jene andern Stylgattungen, in denen sich die Eigenthümlichkeit des Darstellenden abspiegeln darf und soll, gewisse allgemeine Gesetze, die aus dem Wesen des menschlichen Geistes, aus dem Wesen der Sprache und der Natur der darzustellenden Stoffe fließen. Die Vernachlässigung derselben rächt sich jedesmal. Zu dieser Vernachlässigung sind aber gerade diejenigen, die gerne der Sprache ein individuelles Gepräge aufdrücken, am meisten geneigt, und ihnen ist also besonders die Vergegenwärtigung jener Gesetze zu empfehlen. Sind solche Gesetze richtig gefaßt, so hindern sie nicht die Entwickelung eines schönen individuellen Styls; ihre gewissenhafte Befolgung ist vielmehr die unerläßliche Bedingung des guten Styls, auch des subjectiven, individuellen.

§. 3. Die Styllehre hat es mit der Aufstellung jener allgemeinen Regeln und Vorschriften zu thun. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Lehrling die Ausbildung der Eigenthümlichkeit seines Styles vernachlässigen dürfe. Nur ist er hierbei vorzugsweise an sich selbst gewiesen, und der Lehrer kann ihm nur einige Winke und Rathschläge geben. Vor Allem ist zu bedenken, daß der Styl des Schreibenden um so eigenthümlicher ist, ein je vollerer und reinerer Abdruck seines Innern er ist. Voll ist der Abdruck, wenn er die Ideen ganz, rein ist er, wenn er nur die Ideen wiedergibt. Der Schreibende soll also erstens streben, seine Gedanken, die Bilder seines Innern, seine Gefühle ganz auszusprechen, und zweitens, nicht mehr und etwas Anderes, als sie, auszudrücken. Beides ist nicht leicht. Den vollen Ausdruck unserer Ideen hindert oft Mangel an Energie des Geistes, oft Mangel an Herrschaft über die Sprache, nicht selten Beides zusammen. Wenn der Geist träge ist, wenn seine Gedanken unklar, seine Bilder schwankend, seine Empfindungen matt sind, so kann der Sprache kein kräftiges Gepräge

des Innern aufgedrückt werden. Daher die Regel: Wähle die frischesten, kräftigsten Stunden zur Abfassung der stylistischen Arbeiten; greife dann aber auch die Seele an, wenn du fühlst, daß es Zeit ist, wie Möser (siehe das Lesebuch II, 16) räth, und lasse sie arbeiten. Und weil die frischen Stunden nicht auf den Ruf erscheinen, und die recht frischen selten kommen, eben deßhalb aber auch um so mehr benutzt werden müssen: so wende sie, auch wenn dir gerade keine Schulaufgabe vorliegt, zur schriftlichen Darstellung eines selbstgewählten Stoffes an, und suche dir im Ausdruck deiner Ideen möglichst genugzuthun. Besonders aber, wenn ein bestimmter Gedanke, ein Bild, eine Empfindung die Seele kräftig ergreift und erwärmt, versuche sie auszudrücken, und lege dir zu dem Ende ein Collectaneenheft, ein Tagebuch an, das zur Sammlung dieser kurzen Darstellungen bestimmt ist. So aphoristisch auch solche Aufzeichnungen sein mögen, so sind sie doch immer eine treffliche stylistische Gymnastik und arbeiten den umfassenderen Stylübungen vor. Tritt hierbei Mangel an Kenntniß der Sprachmittel zu Tage, so muß durch fleißige Lectüre guter Schriftsteller, und zwar durch eine eindringende Lectüre nachgeholfen werden.

Der reine Ausdruck unserer Ideen wird besonders dadurch verhindert, daß uns über dem Versuch der Darstellung das Gedächtniß Wörter und Wendungen zuführt, die ungefähr, aber nicht genau das, was wir aussprechen wollen, bezeichnen. Zu einem reinen Ausdruck der Gedanken genügt es nicht, daß uns ein reiches sprachliches Material zu Gebote steht; wir haben auch scharf zu prüfen, welche Bezeichnungen unseren Ideen am vollkommensten entsprechen. Hier gilt es für den Geist, wach und aufmerksam zu sein, damit er aus den sich zudrängenden Ausdrücken den rechten auswähle, die annähernd richtigen abwehre und den genauest treffenden anwende. Es kann sich daher derjenige, dem es um wahre Eigenthümlichkeit des Styls zu thun ist, nicht oft und ernst genug die Frage vorlegen: „Sagt das, was ich hingeschrieben habe, auch wirklich, was ich sagen wollte?“ Streng genommen, wird man für jeden eigenthümlichen, selbsterzeugten Gedanken, wenn man ihn rein aussprechen will, auch eine neue, eigenthümliche Form schaffen müssen; keine der vorhandenen, überkommenen wird ihm genau adäquat sein. Das durchgehende Schaffen neuer, eigenthümlicher Formen für eigenthümliche Gedanken ist Sache des Meisters. Aber auch der Lehrling soll darnach streben, und soll es um so mehr, je ausgebreiteter seine Lectüre wird, und je treuer sein Gedächtniß mit den fremden Gedanken auch die Gedankenformen aufbewahrt. Er soll sich der Herrschaft dieser Gedankenformen, er soll sich der Herrschaft einer gebildeten Sprache, die, wie Schiller sagt, für ihn denkt, immer mehr zu entziehen streben. Hierzu ist nöthig, daß Gedankenaufnahme und Gedankenerzeugung in dem richtigen Verhältnisse stehen; wenn er viel liest, soll er auch viel schreiben, und zwar nicht Reminiscenzen, sondern Selbstgedachtes und Selbstempfundenes. Hierbei wähle er eher einen einfachen Ausdruck, als einen glänzenden, wenn jener seinen Gedanken, seine Empfindung treffender bezeichnet. Er gehe nicht, um eine kräftige Darstellung zu erzielen, mit dem Ausdruck über die Sache hinaus. Er ermüde nicht, eine Ausdrucksform, die ihm nicht genügt, fort und fort umzubilden, bis er alles Ungehörige ausgeschieden hat und in ihr den getreuen Abdruck seines Gedankens oder seiner Empfindung erkennt.

§. 4. Indem wir uns auf diese wenigen Andeutungen in Betreff der Eigenthümlichkeit des Styls beschränken und nunmehr zu jenen allgemeinern Erörterungen und Vorschriften übergehen, haben wir zunächst zu bemerken, daß mit diesen keine umfassende und erschöpfende Styllehre, sondern nur so viel Theoretisches, als zu Anhaltspunkten für die Stylübungen der obern Classen höherer Lehranstalten genügend erscheint, gegeben werden soll. Es wird unterstellt, daß in den untern und mittlern Classen mannigfache stylistische Vorübungen stattgefunden haben und nunmehr Versuche in größern Aufsätzen mit den Schülern angestellt werden können.

Ein Aufsatz ist die schriftliche Darstellung eines abgeschlossenen Kreises von Gedanken, die sämmtlich mit einem Haupt- und Grundgedanken in Zusammenhange stehen, und dessen Inhalt entwickelt darstellen. Der Haupt- und Grundgedanke, das Thema, wird den Schülern in der Regel gegeben. Ihre Sache ist es nun zunächst, wenn das Thema nicht schon von selbst klar ist, den Sinn desselben zu bestimmen und festzuhalten (Definition des Themas), sodann die Gedanken zu suchen, die den Inhalt des Hauptgedankens entwickelt darstellen (Gedankensammlung, Meditation, Invention), hierauf für die Reihenfolge, in der die gefundenen Gedanken dargestellt werden sollen, einen logisch-sachlichen Plan zu entwerfen (Disposition), und endlich diesem Plane gemäß die Darstellung sämmtlicher Gedanken auszuführen (Abfassung des Aufsatzes).

§. 5. Die Definition*) des Themas erlassen sich die Schüler oft, wo sie es nicht thun sollten. Nur dann, wenn der Sinn der Aufgabe genau festgestellt ist, hat die Meditation

*) Obwohl vorausgesetzt werden muß, daß das Wesen einer Definition bekannt ist und Uebungen in Begriffsbestimmungen vorangegangen sind, wird hier daran erinnert, das die Definition eines Begriffes enthalten muß: 1) Die nächste Gattung,

ein festbegrenztes Feld. Wer, ohne sich über den Inhalt des Themas ganz in's Klare gesetzt zu haben, an das Gedankensammeln geht, wird sich im besten Falle, d. h. wenn sich ihm über der Meditation der Sinn der Aufgabe verdeutlicht, doch wenigstens später genöthigt sehen, einen Theil der gesammelten Materialien als unbrauchbar auszuscheiden. Hieße das Thema etwa: „Segen der Ordnungsliebe,“ so würde eine Definition von Ordnungsliebe, beziehungsweise von Ordnung immerhin zu empfehlen sein, wenngleich der Schüler ungefähr wissen sollte, wie und worin sich die Ordnungsliebe äußert. Wäre in dem Thema von „Sittsamkeit“ die Rede, so thäte er wohl, den Begriff mit den verwandten Begriffen (Anständigkeit, Bescheidenheit, Ehrbarkeit) zu vergleichen, das Gemeinsame und Unterscheidende aufzusuchen, und darnach sich eine genaue Definition zu bilden. Die Mühe, welche solche Vorarbeit macht, ist keinesfalls für die vorliegende Aufgabe verloren; es erschließen sich dabei häufig die Hauptseiten des Gegenstandes, und jedenfalls gewinnt man festere Anhaltspunkte für die Meditation. Ist das Thema bildlich, allegorisch, parabolisch, sprichwörtlich, sententiös, poetisch ausgedrückt, so suche man den Sinn in einem einfachen, klaren Ausdruck wiederzugeben. Hierbei wird man sich erst recht bewußt, ob man das Thema versteht.

§. 6. Das Thema wird, wie bereits bemerkt worden, in der Regel dem Schüler gestellt. Für den Fall aber, daß es ihm überlassen wird, sich selbst ein Thema für den Schulaufsatz zu wählen, und für den andern Fall, daß er zu einer stylistischen Uebung für sich einen Gegenstand aussucht, wird es rathsam sein, noch Einiges über Form, Umfang, Inhalt und Behandlungsart der Themata zu sagen.

Der syntaktischen Form nach können die Themata bestehen 1. aus einem Wort oder aus mehreren, die einen Gesammtbegriff ausdrücken, z. B. Der Zerstreute; Die Folgen des Krieges; Der Werth der Sparsamkeit; Die guten und schlimmen Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst; 2. aus elliptischen Sätzen, z. B. Dem Verdienste (gebührt) seine Krone; Durch Dunkel zum Licht! Ueber den Werth der Sparsamkeit (wird im Nachfolgenden gehandelt); Der Ackerbau (ist) die Grundlage aller Cultur; 3. aus vollständigen Urtheilssätzen, z. B. Leiden sind auch die Quellen von Freuden; Wer am Wege baut, hat viele Meister; Jeder ist seines Glückes Schmied; 4. aus Fragesätzen: Warum sind Kenntnisse höher zu schätzen, als Reichthum? Wodurch wird die Jungfrau von Orleans in Schiller's Drama schuldig? (Auch die Fragesätze kommen zuweilen elliptisch vor: Mitleid eine Tugend? Oeffentlicher oder Privatunterricht?) 5. aus Befehlssätzen, auch wohl aus Ausrufungssätzen (seltenere Form): Nur fleißig den Samen ausgestreut In guten Boden zu rechter Zeit! Dann wart' es ab mit Heiterkeit! — Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise Unserer flüchtig entrollenden Zeit! — Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Für den innern Umfang oder die Gedankensphäre des Themas ist es bisweilen gleichgültig, ob man die eine oder die andere der erwähnten Formen wählt. In den den meisten Fällen aber wird durch Verwandlung in eine andere der innere Umfang wesentlich geändert. Die erste Form ist die weiteste, weil unbestimmteste; die vierte ist in der Regel weiter als die dritte. In Betreff des äußern Umfangs der Themata ist Kürze des Ausdrucks, insofern dadurch nicht der Inhalt beeinträchtigt wird, zu empfehlen. „Das Leben ein Traum“ ist eine bessere Fassung, als: „Das Leben läßt sich einem Traum vergleichen.“

§. 7. Was den Inhalt betrifft, so steht der ganze Bereich der äußern wie der innern Welt zur Auswahl von Thematen offen; Natur und Menschenwelt, Belebtes und Unbelebtes, äußere Erscheinungen und innere Kräfte, Wirkliches und Imaginirtes, Begriffe, von geistigen Dingen und von der Außenwelt abgezogen, Wahrheiten der Erfahrung und der Vernunft, Empfindungen, Tugenden und Laster u. s. w. können Gegenstände schriftlicher Darstellung sein. Die passende Auswahl aus ihnen zu treffen, ist in der Regel Sache des Lehrers. Hat aber der Lehrling selbst zu wählen, so kommt es darauf an, ob er die Stylübungen für sich im Stillen zur Aufhellung und Bereicherung seines Gedankenkreises und zur Förderung seiner Darstellungsfähigkeit anstellt, oder ob er eine Schularbeit über ein selbstgewähltes Thema zu liefern hat. Im letztern Falle wird er der Mahnung des Horaz: Sumite materiam viribus aequam! Wähle einen Deinen Kräften angemessenen Stoff! zu gedenken haben. Nur ist dieses Wort dahin zu verstehen, daß man sich nicht bloß vor der Wahl eines zu schweren, sondern auch eines zu leichten Stoffes hüten soll. Welcherlei Themata zu leicht und zu schwer sind, wird der Schüler schon durch Prüfung der eigenen Kräfte inne geworden sein, ehe ihm der Lehrer die Wahl des Themas überläßt. Besonders sind für diesen Fall Darstellungen, die sich an die Schul- oder Privatlectüre anschließen, zu empfehlen, weil bei ihnen nicht leicht Stoffmangel eintritt, und daher um so mehr Zeit und Fleiß auf die Form verwendet werden kann. Ferner können die verschiedenen wissenschaftlichen Disciplinen, die in der Schule behandelt werden (Religionslehre, Naturwissenschaften, Geographie, Geschichte, Literaturge-

---

unter welche der Begriff gehört, und 2) die ihn als besondere Art unterscheidenden Merkmale. Z. B. Theokratie ist diejenige Regierungsform (Gattungsmerkmal), nach welcher Gott selbst durch einen Stellvertreter (Artunterschied) über ein Volk herrscht.

schichte, Poetik, Metrik) passende Themata bieten, indem einzelne Punkte ausführlicher als beim Unterricht erörtert, oder vergleichende Zusammenstellungen, oder Anwendungen des Gelehrten auf Besonderes, oder Gruppirungen desselben unter andern Gesichtspunkten u. dgl. versucht werden. Auch sind Erörterungen über Gegenstände der sittlichen Welt nicht auszuschließen, insofern sich der Schüler in einzelnen Kreisen derselben durch sinnige Beobachtung des Lebens bereits einigermaßen orientirt hat. Weniger genau, rücksichtlich der Schwierigkeit, hat er es mit der Wahl der Themata zu nehmen, die er für sich behandeln will. Sollte er hier nun auch nachträglich finden, daß das gewählte Thema seine Kräfte übersteigt, so hat doch schon der Versuch, es zu bewältigen, seine Frucht getragen. Hier mag er besonders seine Neigung, namentlich das religiöse und sittliche Interesse, das ihm ein Gegenstand einflößt, bei der Wahl zu Rathe ziehen. Gute Vorsätze, prüfende Blicke auf sein Inneres u. dgl. gehören in sein Tagebuch, nicht in die Schulaufsätze.

§. 8. Aus der verschiedenen Behandlungsart der gegebenen Stoffe entspringen die verschiedenen Arten der Aufsätze. Es sollen hier nicht eine erschöpfende Classificirung und eine genaue Definition aller einzelnen Arten und Unterarten gegeben werden; wir begnügen uns vorläufig mit einer allgemeinen Uebersicht, werden aber später auf einzelne Arten, namentlich auf die für die obern Classen wichtigern, näher eingehen. — Stellt man Dinge, die neben und mit einander existiren und zusammen ein Ganzes bilden, als solche (als neben einander bestehend und zu einem Ganzen verbunden) dar, so entsteht eine Beschreibung. Stellt man Dinge, die nach einander folgen und ein Ganzes bilden, als solche dar, so entsteht eine Erzählung. Bei jenen achtet man auf räumlichen Zusammenhang, auf räumliche Beziehungen, bei diesen auf zeitlichen Zusammenhang, auf zeitliche Beziehungen. Achtet man aber bei der Darstellung auf den innern Zusammenhang, auf die innern Beziehungen (sei es logischer Zusammenhang oder causaler oder Zweckzusammenhang u. s. w.), so entsteht eine dritte Hauptart von Aufsätzen, die man bisweilen schlechtweg Aufsatz (im engern Sinne) nennt, und die wir Abhandlung nennen wollen, während man die einzelnen Unterarten durch Entwicklung, Erörterung, Untersuchung, Betrachtung u. s. w. bezeichnet. Im Allgemeinen haben es die Beschreibung und die Erzählung mit der äußern Welt, die Abhandlung mit der innern Welt zu thun; doch kann oft aus demselben Gebiet der Stoff zu dieser und zu jener entnommen werden. So bietet die Geschichte Stoff zu Erzählungen wie zu Abhandlungen, die Naturgeschichte Stoff zu Beschreibungen wie zu Erörterungen, Vergleichungen, Betrachtungen u. s. w. Auch ist nicht jeder Aufsatz entweder rein beschreibend oder rein erzählend oder rein abhandelnd, sondern in manchen sind diese drei Darstellungsweisen gemischt, so jedoch, daß eine überwiegt und den Aufsatz als einer jener drei Arten angehörig charakterisirt. So geht die Abhandlung oft von Erzählung und Beschreibung aus und bedient sich auch nicht selten weiterhin erzählender und beschreibender Partien zu Beispielen und Belegen, zur Veranschaulichung und Belebung des Erörterten. Umgekehrt werden Beschreibungen und Erzählungen oft mit reflectirenden Partien begonnen, untermischt und geschlossen.

Durch eine besondere Form oder eine besondere Bestimmung, die man diesen drei Arten von Aufsätzen gibt, erhalten sie einen besondern Charakter, den man auch durch einen eigenen Namen bezeichnet. Vertheilt man die Erörterung eines Gegenstandes an zwei oder Mehrere, die sich mit einander unterredend eingeführt werden, so entsteht das Gespräch. Wird die Darstellung dazu bestimmt, öffentlich vorgetragen zu werden und eine bestimmte Wirkung auf den Willen und das Gemüth der Zuhörer zu erzielen, so haben wir die Rede. Ist die Darstellung zur schriftlichen Mittheilung an einen Abwesenden bestimmt, persönliche Verhältnisse betreffend und Surrogat des mündlichen Verkehrs der Einzelnen unter einander, so gestaltet sie sich zum Brief. Vermittelt der Aufsatz den geschäftlichen Verkehr der Menschen unter einander, so ist es ein Geschäftsaufsatz. Man kann diese besondern Arten von Aufsätzen nicht füglich einer bestimmten jener drei Hauptarten unterordnen, da ihr Charakter nicht auf der Natur des Gegenstandes, sondern auf ihrer Form und ihrer Bestimmung beruht. Dem Stoffe nach gehören sie bald dieser, bald jener Hauptart an. So können die Geschäftsaufsätze beschreibend (Bekanntmachungen über Form und Eigenschaften von Gegenständen), oder erzählend (Berichte über Vorfälle und Ereignisse), oder erörternd (Gutachten, Entscheidungen u. s. w.), oder auch rhetorischer Natur (Proclamationen) sein. Da aber die genannten Arten von schriftlichen Darstellungen sämmtlich unter den Begriff eines Aufsatzes fallen, so gilt auch für sie alle das, was wir weiterhin Allgemeines über Gedankensammlung, Disposition und Abfassung der Aufsätze sagen werden. Jedoch wird, dem Zwecke des Ganzen gemäß, auf die zur dritten Hauptart gehörigen Aufsätze besondere Rücksicht genommen; nicht als ob Beschreibungen und Erzählungen keine angemessenen und würdigen Stylübungen für die obern Classen sein könnten, sondern weil die geringe Stundenzahl, die hier den deutschen Stylübungen gewidmet ist, nur ausnahmsweise auf die in frühern Classen bereits geübte erzählende und beschreibende Darstellung zurückzugehen gestattet.

§. 9. Die Gedankensammlung ist ent-

weder eine natürliche (freie) oder eine künstliche (gebundene). Bei der freien verfährt man zweckmäßig auf folgende Weise: Nachdem man sich den Sinn des Themas ganz klar gemacht hat, schreibt man die mit demselben in näherer oder fernerer Beziehung stehenden Gedanken in der Ordnung, wie sie Einem einfallen, nieder. Mit jedem besondern Gedanken beginnt man eine neue Zeile und bezeichnet die Reihe durch fortlaufende Nummern. In dieser Reihe räumt man auch denjenigen Gedanken einen Platz ein, von denen es noch zweifelhaft ist, ob sie sich später bei der Disposition und Ausführung des Aufsatzes als brauchbar bewähren werden. Hat man dieses Verfahren so lange fortgesetzt, bis sich keine neuen Gedanken mehr einstellen, so lasse man, wenn eine längere Zeit zur Anfertigung des Aufsatzes eingeräumt ist, das Aufgezeichnete bis zu einer andern, vielleicht günstigern Stunde liegen, lese es dann wiederholt durch, und füge die neuen Gedanken, die sich etwa noch darbieten, unter fortlaufender Reihenfolge der Zahlen bei. Hierbei wird nicht selten der Fall eintreten, daß man nachträglich auf einen treffendern Ausdruck für einen bereits angedeuteten Gedanken, oder auf ein zweckmäßigeres Beispiel, einen passendern Beleg aus der Erfahrung u. dgl. geräth. Man mag dann immerhin das entschieden Unvollkommene löschen, und dafür das Passendere, Treffendere einreihen; indeß sei man bei diesem vorläufigen Aufzeichnen behutsam im Wegstreichen der einmal aufgefundenen Gedanken, da sich über ihre spätere Brauchbarkeit nicht sogleich ein sicheres Urtheil fällen läßt. Namentlich ist es, wenn man auf einen Gedanken geräth, der mehreren bereits gefundenen übergeordnet ist und sie zusammenfaßt, nicht rathsam, diese subordinirten Gedanken zu beseitigen. Ebenso gönne man sehr nahe verwandten Gedanken vorläufig ihren Platz nebeneinander; zum Ausscheiden des Ueberflusses ist es noch immer Zeit, wenn man zur Disposition übergeht.

Die künstliche Gedankensammlung beruht auf verschiedenen allgemeinen Gesichtspunkten, aus denen man der Reihe nach das Thema betrachtet, um die mit demselben in Beziehung stehenden Gedanken leichter aufzufinden. Sie werden deshalb wohl Fundörter, loci topici, genannt, und sind von den Alten zu einer Art von wissenschaftlichem System, der Topik, ausgebildet worden. Solche Fundörter reichen, wie viele man ihrer auch aufstellen mag, doch nie für die Gedankensammlung vollständig aus. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Themata wird keine Topik im Stande sein, den Meditirenden auf alle beachtungswerthen Seiten des Gegenstandes aufmerksam zu machen. Auch wird der Geist durch Gewöhnung an diese Formeln auf die Dauer gelähmt. Immerhin können aber jene Fundörter zur Aushülfe für die freie Meditation dienen. Will die letztere kein weiteres Ergebniß liefern, und ist man mit ihrem Ertrage nicht zufrieden, so mag man den Gegenstand nochmals unter jenen vorgezeichneten allgemeinen Gesichtspunkten betrachten, wobei dann vielleicht noch das Eine oder Andere, was man übersehen hat, sich herausstellt. Wir lassen daher eine Reihe derselben hier folgen:

1. Genaue Sacherklärung (die, wie oben angedeutet worden ist, auch die freie Meditation einleiten muß).
2. Worterklärung (etymologische Erklärung).
3. Auflösung des gegebenen Ganzen in seine Theile, des Allgemeinen in's Besondere.
4. Angabe der Ursachen und Gründe.
5. Wirkungen und Folgen.
6. Vorhergehendes und Nachfolgendes (oft, aber nicht immer mit 4 und 5 zusammenfallend).
7. Begleitendes (nach Ort und Zeit).
8. Aehnliches und Unähnliches.
9. Entgegengesetztes.
10. Beförderndes und Hinderndes.
11. Werth (beziehungsweise Verdienst); Lob und Tadel.
12. Beispiele und Zeugnisse für und wider.

Nicht auf jedes Thema lassen sich alle diese Fundörter anwenden; bei manchen wird sich sogar nur die Minderzahl brauchbar zeigen, während bei andern sämmtliche oder fast alle Fundörter einen Ertrag liefern. Einem möglichen Mißverständnisse vorzubeugen, sei noch bemerkt, daß die obige Reihe, obwohl sie sich einem Dispositionsschema nähert, doch nicht als ein solches zu betrachten ist, sondern zunächst nur zur Herbeischaffung des Gedankenmaterials behülflich sein soll. Wird später zur Disposition geschritten, so bietet sich häufig noch Veranlassung zur Ergänzung des Gedankenstoffes. Werden dann nämlich, zur Vorbereitung der eigentlichen Disposition, die nahe verwandten Gedanken zusammen gruppirt, so zeigen sich nicht selten Gedankenlücken, die zur Ausfüllung auffordern und auf noch unerwogene Seiten des Gegenstandes aufmerksam machen.

§. 10. Benutzung fremder Gedanken. In dem Nächstvorhergehenden wurde stillschweigend vorausgesetzt, daß man sich bei der Stoffsammlung lediglich an die eigenen, selbsterzeugten Gedanken halte. Es ist aber unter gewissen Beschränkungen auch statthaft, fremde Gedanken für einen Aufsatz zu benutzen, sei es, daß man sie im mündlichen Verkehr mit Andern, sei es, daß man sie durch die Lectüre gewinnt. Ein gänzliches Ausschließen fremder Gedanken ist schon aus dem Grunde unausführbar, weil sich zwischen ihnen und den eigenen keineswegs immer eine scharfe Grenze ziehen läßt. Viele Gedanken, die man für eigene hält, sind Reminiscenzen früher aufgenommener fremder. Gedanken Anderer, die wir in neue Verbindungen und Combinationen bringen, die wir anders begründen, aus denen wir Anderes ableiten, werden zu unserm wirk-

lichen Geisteseigenthum. Es versteht sich aber von selbst, daß jede unredliche, auf Täuschung des Lesers berechnete, jede aus Geistesträgheit herfließende Benutzung fremder Gedanken unerlaubt und verwerflich ist.

Was nun zunächst die durch mündlichen Verkehr angeregten Gedanken betrifft, so kann sie der Schüler entweder in der Schule unter Leitung des Lehrers, oder in der häuslichen Unterhaltung, besonders durch Mitschüler, gewinnen. Der erstere Fall wird in der Regel nur dann statthaben, wenn die Schüler in der Anfertigung freier Aufsätze (Abhandlungen) noch ungeübt sind. Der Lehrer wird dann, nachdem er das Thema gegeben und verdeutlicht hat, eine Conversation der Schüler über den Gegenstand einleiten, um die Hauptpunkte für die Lösung der Aufgabe zu ermitteln. Hierbei wird er möglichst die Schüler selbst das Gespräch führen lassen, und nur in dem Falle, daß ihre Erfindungsquellen früher versiegen, als die Hauptpunkte zu Tage gefördert sind, wird er stärker eingreifen, aber nur so lange, bis die Schüler wieder im Zuge sind. Das Aufgefundene wird von Allen sogleich in ganz kurzer, nur andeutender Form zu Papier gebracht. Sind die wesentlichsten Seiten des Gegenstandes aufgefunden, so bespricht der Lehrer noch mit den einzelnen Schülern das von ihnen Aufgestellte, berichtigt etwaige irrige Ansichten und verfehlte Ausdrücke, veranlaßt Specificirung und Entfaltung dessen, was zu allgemein angedeutet, zu kurz zusammengefaßt worden, fragt nach Belegen aus der Erfahrung und der Geschichte, nach Zeugnissen u. s. w. Hierauf wird, wenn auch die Disposition des Stoffes in der Schule vorbereitet werden soll, zu dieser übergegangen.

In dem Maße, wie der Schüler in der Auffindung des Gedankenstoffes Uebung gewinnt, wird der Lehrer ihm diese Hülfe mehr und mehr schmälern und zuletzt sie ihm ganz entziehen. Aber auch dann noch wird es nicht bloß statthaft, sondern selbst empfehlenswerth sein, daß zwei oder mehrere Schüler zu Hause oder auf Spaziergängen über die Themata ihrer deutschen Aufsätze mündlich miteinander verhandeln, wodurch freilich die einsame Meditation nicht ersetzt, sondern nur unterstützt oder vorbereitet werden soll. So nachtheilig für die Anfertigung deutscher Aufsätze gegenseitige Unterstützung der Schüler durch Geschriebenes ist, so förderlich kann ein mündlicher Gedankenaustausch sein, bei dem die Antheilnehmenden auch wirklich sich in die Gedankenproduction und das Gespräch theilen.

§. 11. Lectüre. — Was die Lectüre, als Hülfsmittel der Stoffsammlung anlangt, so fragt es sich, ob man behufs der Anfertigung eines bestimmten Aufsatzes liest, oder ob man sich überhaupt durch Lectüre einen Gedankenvorrath für künftige deutsche Arbeiten zu sammeln sucht. Im ersten Falle hüte man sich, unmittelbar vor der Abfassung des Aufsatzes eine Schrift, die sich mit dem aufgegebenen Thema beschäftigt, zu lesen. Je bündiger und schöner sie den Gegenstand behandelt, um so gewisser wird sie durch Gedankeninhalt, Gedankengang und Gedankenform bestimmend und beherrschend einwirken und den Hauptzweck der Arbeit vereiteln, durch welche der Schüler ja vor Allem seine eigenen Gedanken entwickeln, aufhellen, ordnen und einen genau angemessenen Ausdruck für sie bilden lernen soll. Weniger bedenklich ist es, aus nahe liegenden Gründen, Schriftwerke in fremden Sprachen, besonders altclassische, die das aufgegebene Thema behandeln, unmittelbar vor der Abfassung des Aufsatzes zu lesen. Erlaubt es die für die Anfertigung des Aufsatzes eingeräumte Zeit, so versuche man, wenn man von dem Hülfsmittel der Lectüre Gebrauch machen will, zuvor durch eigene Meditation das Thema möglichst zu erschöpfen, lese dann erst Fremdes und nehme sich hierauf noch die Zeit, das durch die Lectüre Zugewonnene geistig zu verarbeiten und mit dem Selbstproducirten zu verschmelzen. Im Ganzen aber ist festzuhalten, daß ein guter Aufsatz für um so verdienstlicher gelten muß, je vollständiger er das Werk seines Verfassers ist.

Durchaus empfehlenswerth ist die Lectüre behufs der Ansammlung eines Gedankenvorraths für künftige schriftliche Arbeiten. Nur sorge man dafür, daß durch das Lesen auch wirklich ein Vorrath sich bilde. Bei der großen Mehrzahl der Leser haftet unglaublich wenig von dem, was im Halbschlummer der Lectüre an ihrem Geiste vorübergeht. Soll das Lesen wirklich fruchtbar werden, so beachte man vor Allem, was die beiden im Handbuche II, 93 und 177 mitgetheilten Stücke von Garve und Jean Paul anempfehlen. „Werde aus einem Leser," so räth Garve, „zu einem Schriftsteller! Wenn du liesest, so sondere den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei Jedem die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf ein paar Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, sowie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind, als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen. — Aber nicht lange werden diese Auszüge nur abgekürzte fremde Gedanken sein; du wirst in Kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander wie die elektrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und Bewegung ist, wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat, so geht sie geschwind von der Nachbildung fremder Begriffe zu der Hervorbildung eigener über. Ehe man sich's

versiebt, kommt aus dem eigenen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war, emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird." — Das von Jean Paul und Garve anempfohlene Excerptenbuch mag immerhin mit dem Collectaneenhefte für eigene aphoristische Gedanken, von dem wir oben in §. 3 gesprochen, zusammenfallen; verwandeln wir doch fremde Gedanken, die wir kürzer zusammenfassen, anders formen, denen wir das Gepräge unsers Geistes aufdrücken, dadurch in unser Eigenthum. Nicht selten werden solche Collectaneenhefte bei der Meditation über einen deutschen Aufsatz Stoff liefern oder wenigstens anregende Winke geben. Sollte sich aber auch für eine augenblicklich vorliegende deutsche Arbeit Nichts daraus schöpfen lassen, so kommt doch auch dieser die auf das Collectaneenheft verwendete Zeit und Mühe zu Gute, indem der Schüler durch das Excerpiren, Zusammenfassen und selbständige Formen und Einkleiden der Gedanken sich an Klarheit und Bestimmtheit des Denkens gewöhnt und Uebung in der Darstellung gewonnen hat.

Auf den Gewinn, den die Schullectüre, die statarische, wie die cursorische, die deutsche, wie die fremdsprachliche, rücksichtlich der Gedankensammlung bringen kann, wird hier nicht näher eingegangen, da es die Sache des Lehrers ist, die Schüler zur Benutzung derselben für diesen Zweck anzuleiten. Im Vorbeigehen sei noch angedeutet, daß die der Abfassung eines Aufsatzes unmittelbar vorangehende Lectüre eines vorzüglichen Schriftstellers, namentlich eines solchen, der einen verwandten Stoff behandelt, den Zweck haben könne, nicht sowohl Gedanken zu sammeln, als vielmehr den Geist in die rechte Stimmung zu bringen, der Phantasie einen lebhaftern Schwung zu geben und das Ohr an einen schönen Redefluß zu gewöhnen.

Bei vielen deutschen Arbeiten, ja in manchen Lehranstalten bei den meisten, wird, wie sich unten bei der Betrachtung der verschiedenen Arten von Aufsätzen zeigen wird, das Geschäft der Gedankensammlung dadurch sehr erleichtert oder ganz erspart, daß der Stoff größtentheils oder ganz gegeben und die Gestaltung desselben zur Hauptaufgabe gemacht wird.

§. 12. Disposition im weitern Sinne. — Hat man die zum Aufsatz erforderlichen Materialien, sei es ausschließlich durch eigene Gedankenproduction, sei es durch Mitbenutzung fremder Gedanken, gewonnen, so folgt die planmäßige Anordnung dieses Stoffes, die sogenannte Disposition. Hierbei sind zunächst drei*) Glieder des weitern oder Gesammtdispositionsplans zu unterscheiden: 1. die Einleitung (exordium), 2. die Abhandlung (tractatio), 3. der Schluß (conclusio). Das mittlere Glied ist das Hauptglied; Einleitung und Schluß sind unselbständige, Nebenglieder, und können unter Umständen zu einem Minimum zusammenschrumpfen, was aber bei längern Abhandlungen doch nur als Ausnahme gilt. In der Praxis, bei der Anfertigung einer Disposition, wird man sich mit diesen Nebengliedern zuletzt beschäftigen; wir räumen ihnen bei der theoretischen Betrachtung die erste Stelle ein.

Die Einleitung macht nicht selten minder geübten Schülern insofern zu schaffen, als sie nicht recht wissen, woher das Gedankenmaterial für dieselbe zu entnehmen sei. Eine befriedigende Antwort auf die Frage nach dem angemessenen Inhalte der Einleitung ergibt sich nur, wenn man ihre Bestimmung in's Auge faßt. Cicero und Quintilian wollen, daß durch die Einleitung der Rede der Zuhörer wohlwollend (günstig gestimmt), aufmerksam und lernwillig (benevolus, attentus et docilis) gemacht werde. Allgemeiner kann man sagen: Die Einleitung hat die Aufgabe, das vorläufig noch unbestimmte Interesse des Hörers oder Lesers auf den bestimmten Gegenstand, den man zu behandeln gedenkt, hinzulenken und zu concentriren, und sein Inneres (Geist und Gemüth) für den Gegenstand empfänglich zu machen. Hieraus ergibt sich nun sogleich, in welchem Falle es keiner Einleitung bedarf. Ist das Interesse des Lesers oder Hörers für den bestimmten Gegenstand bereits hinreichend rege, erwartet er, daß grade über diesen und keinen andern geredet werde, und darf bei ihm die rechte Gemüthsdisposition zur Aufnahme des Gegenstandes vorausgesetzt werden, so würde eine förmliche Einleitung eher störend als förderlich sein. Auch liegt es in der Natur gewisser Arten von Aufsätzen, z. B. einzelner Briefarten, daß sie einer Einleitung entbehren können. Bei den Abhandlungen aber, die wir besonders im Auge haben, wird es in der Regel jener Concentrirung des Interesses bedürfen. Der Wege, die hierbei eingeschlagen werden können, gibt es sehr viele, aber alle lassen sich auf jene doppelte Aufgabe der Einleitung zurückführen. Jeder wesentliche Gedanke der Einleitung muß entweder dazu dienen, das einstweilen noch bestimmungslose Interesse aus seiner Weite und Allgemeinheit zu fixiren, oder im Hörer die empfängliche Stim-

*) Von den Griechen sagt Cicero, daß sie deren für die Rede 4, 5, 6 und sogar 7 unterschieden; er selbst gibt an einer Stelle 6 an: exordium, narratio (Anführung des zu behandelnden Gegenstandes), partitio, confirmatio (Beweisführung), reprehensio (Widerlegung) und conclusio: ein ander Mal nur 4: principium, narratio, probatio, peroratio. Eben so viele nur läßt Quintilian für die gerichtliche Rede gelten. Die allgemeine Betrachtung sämmtlicher Arten von Aufsätzen führt nur auf die obigen drei Glieder des Gesammtdispositionsplanes.

mung zu vermitteln, oder Beides zugleich zu bewirken. Daraus erklären sich folgende Einzelregeln:

1. Man beginne, um das Interesse stufenweise auf diesen Gegenstand zu concentriren, von dem Allgemeinen, von der Gattung. Sollte z. B. von dem Einfluß der Eisenbahnen geredet werden, so könnte man etwa von den großartigen Communicationsmitteln der neuesten Zeit ausgehen.

2. Man kann aber auch umgekehrt das Besondere, das Subordinirte zum Ausgangspunkte nehmen. Eine einzelne Eisenbahn, die in Aussicht steht, oder angelegt, oder eröffnet worden, kann zur Betrachtung des Einflusses der Eisenbahnen überhaupt überleiten.

3. Verwandt mit dem Nächstvorhergehenden ist die Hervorhebung einer besonders hervorstechenden Aeußerungsweise, Folge oder Wirkung des zu behandelnden Gegenstandes; nur hüte man sich, dabei einen wesentlichen Theil der Abhandlung (tractatio) vorwegzunehmen.

4. Es leuchtet von selbst ein, wie es der Bestimmung der Einleitung entspricht, wenn die Wichtigkeit, Größe, Ungewöhnlichkeit, Neuheit, das hohe Alter und andere lebhaft ansprechende Seiten und Eigenschaften des zu besprechenden Gegenstandes hervorgehoben werden.

5. Ferner kann sowohl das dem Gegenstande Aehnliche und Verwandte als das Entgegengesetzte zur Einleitung dienen, besonders wenn diese vorläufig dem Interesse des Hörers näher liegen. Aber auch, wenn dieses nicht der Fall ist, sind Beide nicht unwirksam, da sowohl durch die Aehnlichkeit, wie durch den Contrast die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand geschärft wird.

6. Insofern die Einleitung den Zweck hat, den Geist in die wünschenswerthe Verfassung zur Aufnahme des Gegenstandes zu setzen, kann eine Erklärung oder Erläuterung desselben, eine Erörterung des wahren Sachverhaltes, sowie eine Widerlegung, eine Auflösung der über den Gegenstand obwaltenden Irrthümer und Vorurtheile wirksam sein.

7. Einen gleichen Zweck hat die Geschichte des Gegenstandes, die Darlegung der Entstehungsursachen u. s. w.

8. Ferner können bisweilen mit Erfolg die besondern Beziehungen benutzt werden, die der Gegenstand hat:

a) zur gegenwärtigen Zeit (ein Schüler, der beim Schuljahrschluß (Ende August) über Goethe oder Herder zu sprechen hätte, könnte davon ausgehen, daß am heutigen — oder vor wenig Tagen — vor so oder so viel Jahren ein Mann das Licht der Welt erblickte, der u. s. w.),

b) zum gegenwärtigen Orte (ein Schüler, der in Trier über die Größe der Römer zu sprechen hätte, würde nicht unzweckmäßig an die ihn umgebenden bedeutenden Reste der Römerzeit erinnern),

c) zu einer in der Gegenwart (der zeitlichen und örtlichen) herrschenden Neigung, Sitte, Mode, einer grade häufig discutirten Frage, einem Ereignisse, das in jüngster Zeit besondere Aufmerksamkeit erregt hat u. s. w.,

d) zu der Person des Redenden oder Schreibenden (mit Behutsamkeit zu behandeln),

e) zu den Zuhörern (wie das Vorhergehende besonders für Reden geltend).

Es ließe sich die Zahl dieser Einzelregeln noch bedeutend vermehren; sie werden aber genügen, wenn der Schüler festhält, daß sie nicht als erschöpfende Vorschriften, sondern als Beispiele gelten sollen, wie sich der Gedankenstoff für die Einleitung gewinnen lasse. Hat er zuvor*) das Gedankenmaterial für die Abhandlung gesammelt, und betrachtet er dann dieses mit Rücksicht auf die Einleitung, so kann es nicht wohl fehlen, daß sich ihm die eine oder andere Beziehung des Gegenstandes darbietet, die besonders geeignet ist, bei Andern Theilnahme und Empfänglichkeit für denselben zu wecken. Er wird dann auch nicht in den Fehler verfallen, vor dem schon die Alten warnten, daß er irgend einen Gemeinplatz, der eben so gut zehn andern Abhandlungen vorangehen könnte, zur Einleitung wählt, sondern der Forderung Cicero's (de orat. II, 80) genügen: Connexum ita sit principium consequenti orationi, ut non tanquam citharoedi prooemium affictum aliquod, sed cohaerens cum omni corpore membrum esse videatur. — Wir fügen schließlich noch die Warnung vor einer zu großen Ausführlichkeit der Einleitung bei, zu welcher die Schüler, wenn sie einen passenden Einleitungsstoff gefunden haben, nicht selten hinneigen.

Ueber das zweite Nebenglied der Gesammtdisposition, den Schluß, dürfen wir rascher hinweggehen. Manche Aufsätze können eines solchen füglich entbehren. Liegt der Abhandlung eine leichtfaßliche Eintheilung zu Grunde, und kommt es dem Leser oder Hörer bei der Behandlung des letzten Theils lebhaft zum Bewußtsein, daß mit ihm der Gegenstand sich erledigt, so ist ein besonderer Schluß ganz überflüssig. Mitunter vertritt eine kurze Wendung, welche eben nur die Intention des Abschließens andeutet, die Stelle desselben, wie etwa die folgende: „Dies dürften die wesentlichsten Punkte sein, die bei der Beantwortung der uns vorliegenden Frage in Betracht kommen;" — „damit glaube ich den Beweis geführt zu haben, daß" u. s. w. Indeß sei man mit dem Gebrauch solcher stereotypen Schlußformeln sparsam, und verzichte lieber darauf, als sie zur Manier werden zu lassen.

*) Qui bene exordiri causam volet, eum necesse est genus suae causae diligenter ante cognoscere. Cic. de invent. I, 15.

Entbehrt man ungern einen Schluß, der sich als ein von der Abhandlung gesondertes Nebenglied darstellt, so wird, da die Abhandlung das Thema ganz erschöpfen muß, für die Schlußpartie ein mit demselben in naher Beziehung stehender, aber nicht in seinen Kreis fallender Stoff zu wählen sein. Wäre z. B. die Aufgabe gestellt: „Durch welche Veranstaltungen der Menschen wird der Handel befördert und erleichtert?“ so könnte der Schluß auf die großartigen Aussichten, welche die Vervollkommnung der Communicationsmittel in jüngster Zeit dem europäischen Handel eröffnet, hindeuten. Hieße das Thema: „Ueber den Werth der Vortragskunst,“ so könnte der Schluß etwa die Freude darüber aussprechen, daß in neuerer Zeit die Schulen wieder mehr Gewicht auf die Redeübung legen u. s. w. Hierbei hat man sich jedoch wohl in Acht zu nehmen, daß man nicht im Zuhörer Forderungen erregt, die nicht befriedigt werden, daß man ihn nicht in ein Gebiet führt, das eine sofortige eigene Erörterung wünschen läßt. Dann gilt für den Schluß auch noch in höherm Grade, als für die Einleitung, das Gebot der Kürze, da man es, wenn die Abhandlung ihre Aufgabe erfüllt hat, mit einem Nichts mehr erwartenden Leser zu thun hat.

Eine besondere Aufmerksamkeit ist auf den Schluß einer Rede zu verwenden. Da die Rede auf Willensvermögen und Gemüth einzuwirken bestimmt ist, so fällt hier naturgemäß dem Schlusse die Aufgabe zu, das Ergebniß der Ideenentwicklung der Abhandlung (tractatio) dem Zuhörer noch einmal kurz und bündig zu vergegenwärtigen und zu geeigneter Nutzanwendung warm anzuempfehlen.*) Diese Doppelaufgabe des Redeschlusses bezeichneten die Römer durch enumeratio (rerum repetitio, recapitulatio) und affectuum motus. Die Enumeration, die zusammenfassende Wiederholung der Hauptresultate der Abhandlung, ist bisweilen erläßlich, namentlich dann, wenn die Abhandlung (tractatio) so lichtvoll, klar und übersichtlich gehalten ist, daß dem Zuhörer am Ende derselben die Hauptergebnisse lebendig vor der Seele stehen müssen. Wird sie aber angewandt, so muß sie bündig und gedrängt sein, die Lichtstrahlen der Abhandlung in einen kleinen Brennraum sammeln, und zugleich dem bereits Gesagten durch einen gehobenen, wärmern und glänzendern Ausdruck neuen Reiz und größere Eindringlichkeit verleihen, *) wobei natürlich aller erzwungene, falsche Redeprunk zu meiden ist. Ebenso ist bei dem andern Theil des Schlusses, der Erregung der Affecte, ein feuriger, kräftiger Schwung der Sprache an seiner Stelle, nur daß auch hier nicht bloß alles Gesuchte und Gemachte im Ausdruck, sondern auch jedes nicht streng sittliche Mittel der Gefühlserregung zu verwerfen ist.

§. 13. Disposition im engern Sinne. Unter Disposition im engern Sinne verstehen wir die planmäßige Anordnung des für das Hauptglied des Aufsatzes, die Abhandlung, gesammelten Gedankenstoffes. Je nach der Natur des aufgegebenen Themas hat man dabei entweder die Partition oder die Division (manchmal beide) anzuwenden. Die Partition hat es mit der Zerlegung eines Begriffs in seine wesentlichen Theile (partes), also mit der Zergliederung des Inhalts der Begriffsgröße, zu thun, die Division mit der Aufstellung der Arten und Classen (species), die ein Gattungsbegriff umfaßt, also mit der Zerlegung seines Umfangs.**) Der Partition liegt der Gegensatz des Ganzen und seiner Theile, der Division der Gegensatz des Allgemeinen und Besondern zu Grunde. Durch die Partition wird die Anschauung geleitet und berichtigt, durch die Division die Uebersicht erleichtert, durch beide die bessere Einsicht vermittelt. Je complicirter ein Begriff ist, um so ergiebiger ist er für die Partition; je einfacher ein Begriff ist, um so fruchtbarer ist er für die Division. Würde im Thema die Betrachtung eines Baumes (als Einzelbegriffs) verlangt, so führte dieses auf eine Partition, auf die Zerlegung in die wesentlichen Theile: Wurzel, Stamm, Ast, Zweig, Blätter. Offenbar ergeben sich hier um so weniger Theile, je einfacher der Begriff ist. Verlangte das Thema eine Uebersicht der Blasinstrumente, so führte dieses auf eine Division: 1. einstimmige Blasinstrumente (Flöten, Clarinetten 2c.), 2. vollstimmige (Orgel). Wäre die nähere Bestimmung des Blasens weggelassen und eine Uebersicht der musikalischen Instrumente überhaupt verlangt, d. h. wäre der im Thema aufgestellte Begriff einfacher, so wäre

---

*) Quintilian sagt von der conclusio oder peroratio: Ejus duplex ratio est, posita aut in rebus (rerum repetitione), aut in affectibus. Rerum repetitio est ἀνακεφαλαίωσις, quibusdam Latinorum enumeratio. Cicero (de invent. I, 52) läßt die conclusio nicht eben sehr logisch aus drei Theilen bestehen: enumeratio, indignatio, conquestio. Die enumeratio ist auf gleiche Reihe mit den beiden andern Theilen zu stellen. Und warum nur indignatio und conquestio? warum nicht auch Erregung von Liebe, Freude, Hoffnung u. s. w.

*) Quae autem enumeranda videntur, cum pondere aliquo dicenda sunt, et aptis sententiis et figuris utique varianda. Quint. inst. orat. VI, 1.

**) Partitio est distributio totius in partes . . . Divisio est distributio generis in formas. Quint. inst. orat. VI, 10. — In partitione quasi membra sunt, ut corporis: caput, humeri, manus, latera, crura, pedes et cetera . . . In divisione formae sunt, quas Graeci ἰδέας vocant, nostri, si qui haec forte tractant, species appellant.

offenbar das Thema ergiebiger, und man könnte etwa mit Chladni eintheilen in: 1. Singinstrumente (worin der Ton nach Gefallen gehalten werden kann) und 2. Klinginstrumente (bei denen dies nicht der Fall ist). Die erstern zerfallen wieder in Blasinstrumente, Saiteninstrumente, Glockeninstrumente 2c., diese wieder in einstimmige und vollstimmige; und so ließe sich auch 2 wieder eintheilen und untereintheilen.

Den Gesichtspunkt, von dem aus man die Zerlegung oder Eintheilung eines gegebenen Ganzen vornimmt, nennt man Eintheilungsgrund (principium, fundamentum divisionis). Beim Partitionsthema ist der Eintheilungsgrund zwar implicite mit und in dem Inhalte des Themas gegeben, aber darum noch nicht sogleich aufgefunden. Nachdem man durch Meditation (beziehungsweise durch Anschauung, Besichtigung, Untersuchung u. s. w.) die wesentlichen Bestandtheile aufgefunden und von den unwesentlichen und zufälligen gereinigt hat, wird sich bei der aufmerksamen vergleichenden Betrachtung jener wesentlichen Bestandtheile der Eintheilungsgrund als das gemeinsame Vergleichungsmerkmal (tertium comparationis) darbieten; und je vollständiger zwei Bearbeiter desselben Partitionsthemas alle wesentlichen Bestandtheile ermittelt haben, und je sorgfältiger sie dieselben vergleichen, um so eher werden sie auf denselben Eintheilungsgrund und demzufolge zu derselben Eintheilung kommen. So wird man, wenn die Schilderung der Persönlichkeit eines Mannes als Aufgabe gestellt ist, da an jedem Menschen Körper und Geist als die zwei Hauptseiten hervortreten, und alle Persönlichkeitserscheinungen aus diesen zwei Grundbestandtheilen hervorgehen, auch nicht wohl eine andere erschöpfende Grundeintheilung wählen können, als 1. die physische, 2. die geistige Organisation. — Beim Divisionsthema ist entweder mit dem zu dividirenden Gattungsbegriffe zugleich der Eintheilungsgrund angedeutet, und in diesem Falle heißt es ein bestimmtes Divisionsthema (quaestio, causa finita), z. B. „Das Reisen mit Rücksicht auf seine Zwecke;" oder es fehlt die Andeutung des Eintheilungsgrundes, das Divisionsthema ist ein unbestimmtes (quaestio, causa infinita). Würde z. B. eine „Uebersichtliche Betrachtung der Völker der Erde" verlangt, so könnte der Eintheilungsgrund von der Abstammung, Sprache, Religion, Staatsform, Bildungsstufe u. s. w. entnommen werden. Welcher von diesen verschiedenen möglichen Gesichtspunkten zu wählen ist, wird von dem jedesmaligen Zwecke des Aufsatzes abhängen. In der Regel wird der Lehrer nur bestimmte Divisionsthemata geben; es kommen jedoch auch mitunter unbestimmte vor, ja die Unbestimmtheit geht bisweilen selbst in Sammlungen von Aufgaben so weit, daß sich dasselbe Thema partitions- und divisionsweise behandeln läßt, da manche Begriffe, ohne Weiteres hingestellt, eben so wohl als Individualbegriffe wie als Gattungsbegriffe aufgefaßt, und demgemäß eben so wohl mit Rücksicht auf ihren Inhalt, als auf ihren Umfang analysirt werden können.

Indem man die im Thema gegebene Begriffsgröße entweder auf die eine, oder auf die andere Weise zerlegt, gewinnt man zunächst nur die Haupttheile. In der Regel müssen diese aber durch fortgesetzte Analysis (subdivisio) in Unterabtheilungen zerlegt werden. Zu dem Ende betrachtet man jeden Haupttheil als ein eigenes Thema und behandelt ihn nach denselben Dispositionsregeln, wie den Grundbegriff. Hierbei wird sich nun nicht selten zeigen, daß Partition und Division in einer und derselben Disposition sich zweckmäßig mit einander verbinden lassen. So können z. B. die Haupttheile durch Partition gewonnen, diese aber Behufs der weitern Zergliederung divisionsweise behandelt werden.

§. 14. Eigenschaften einer guten Disposition. — Von einer guten Disposition wird gefordert:

1. Daß darin (auf derselben Dispositionsstufe) der einmal angenommene Eintheilungsgrund festgehalten werde;

2. Daß durch die Eintheilung beim Partitionsthema der Inhalt, beim Divisionsthema der Umfang des Begriffs erschöpft werde, mit andern Worten: daß alle wesentlichen Bestandtheile, oder alle Hauptarten aufgestellt werden;

3. Daß die einzelnen Hauptgedanken, welche die Eintheilungsglieder bilden, dem Ganzen in gleicher Weise untergeordnet, gleichmäßig subordinirt seien;

4. Daß diese Eintheilungsglieder einander gleichmäßig coordinirt seien, d. h. daß sie in Ansehung ihres Gattungsbegriffes einander gleich, ihrem Artunterschiede nach aber einander entgegengesetzt seien und sich gegenseitig ausschließen;

5. Daß die sämmtlichen wesentlichen Bestandtheile, oder die sämmtlichen Hauptarten in sachgemäß-natürlicher, oder in logisch-richtiger Ordnung einander folgen.

Diese fünf Forderungen gelten auch für die Subdivision. Im Betreff der zweiten ist zu bemerken, daß sie da, wo es sich um Erfahrungskenntnisse und Anschauungen handelt, sich nicht immer erfüllen läßt. Offenbar kann ich von einem Ganzen nur so viele Haupttheile und Arten aufstellen, als sich deren haben ermitteln lassen. Wie soll man z. B., wenn nach der Benutzung des Eisens gefragt wird, alle, selbst die der Zukunft zur Auffindung noch vorbehaltenen Anwendungsarten übersehen? In der vierten Forderung, daß die Eintheilungsglieder sich gegenseitig ausschließen, sich wie Satz und Gegensatz, Theil und Gegentheil verhalten müssen, liegt die Regel involvirt, daß die streng rationelle Eintheilung nothwendig immer dichoto-

misch (zweigliederig) sein müsse. Es leuchtet aber ein, daß diese Forderung nur an eine rein logische Eintheilung, die sich in Begriffen fortbewegt, gestellt werden darf. Liegen bei der Disposition empirische oder historische Data vor, die dem Geiste mittelst des Gedächtnisses und der Anschauung zugeführt, nicht verstandesgemäß construirt werden, so müssen häufig drei- und mehrgliedrige Eintheilungen (Trichotomien, Polytomien) entstehen. Doch thut man, der Uebersschaulichkeit wegen, im Allgemeinen wohl, nach einer kleinern Zahl von Hauptgliedern zu streben, natürlich ohne wesentliche Gedanken zu opfern.

§. 15. Das Dispositionsverfahren im Besondern an Beispielen gezeigt. — Indem wir dazu übergehen, das Dispositionsverfahren im Besondern an einzelnen Beispielen zu veranschaulichen, fassen wir zuerst den Fall, den wir bisher als den gewöhnlichen angenommen haben, in's Auge, daß das Gedankenmaterial durch Meditation (beziehungsweise durch Besichtigung, Erkundigung, Lectüre u. s. w.) ermittelt und vorläufig ordnungslos in der Reihenfolge, wie es sich dargeboten, aufgezeichnet und numerirt worden sei. So habe man über das Thema: „Durch welche Ursache entstehen die Veränderungen der Erdoberfläche?“ folgenden Gedankenstoff zusammengebracht:

1. Vulcane (ausgeworfene Massen; Bodenerhebungen, Einsenkungen).
2. Erdbeben (Berge verschwinden oder bilden sich, Seen entstehen u. s. w.).
3. Straßenbau, besonders Anlage von Eisenbahnen.
4. Abtragung von Hügeln.
5. Steinbrüche, Bergwerke.
6. Canalanlagen.
7. Tieferlegung, Ausfüllung von Seen.
8. Deiche, Dämme.
9. Dünen.
10. Bergstürze, Erdfälle.
11. Lawinen.
12. Land-Wegspülung durch das Meer.
13. Durchbrüche des Meers (Dollart 1271).
14. Zurücktreten des Meers und Bloßlegung der Küste.
15. Koralleninseln.
16. Veränderung des Laufs der Flüsse.
17. Deltabildungen im Nil, Lorenzostrom ꝛc.
18. Unterirdische Gewässer untergraben allmälig das Land.
19. Gefrierendes Wasser in den Felsspalten sprengt das Gestein.
20. Ströme arbeiten an der Zerstörung der Felsen.

Hätte man diesen Stoff in der Schule durch gemeinsame, wetteifernde Thätigkeit der Schüler sammeln lassen, und die Punkte in der Folge, wie sie von diesen angegeben worden, aufgezeichnet: so würde man ohne Zweifel eine noch viel buntere Reihe erhalten haben. Aber auch bei Betrachtung der obigen erkennt man sogleich, daß gewisse von einander getrennte Punkte in näherer innerer Verwandtschaft mit einander, als mit ihren nächsten Nachbarn stehen. Man rückt nun die nächstverwandten zusammen und bildet versuchsweise mehrere Gruppen. Hierbei wird man vielleicht schon Lücken im Gedankenstoff entdecken, jedenfalls aber wahrnehmen, daß die Veränderungen theilweise von Menschen (3 bis 8), theilweise von Thieren (15), theilweise von der leblosen Natur ausgehen. Hiernach erhielte man als Haupteintheilung eine dreitheilige: Veränderungen 1. durch Menschen, 2. durch Thiere, 3. durch die leblose Natur, die sich aber leicht zu einer dichotomischen vereinfachen läßt: Veränderungen 1. durch die belebte, 2. durch die unbelebte Schöpfung. Indem man nun die belebte Natur unterabtheilt in 1. Menschen und 2. Thiere, tritt der Gedanke nahe, ob nicht auch 3. die Pflanzenwelt einwirke; und da ergibt sich bei einigem Nachdenken, daß in der That auch die Pflanzen in der fraglichen Beziehung nicht ganz einflußlos sind, und man wird an die durch ihre Verwesung sich bildende Dammerde, Torf- und Kohlenbildung erinnert. Bei vergleichender Betrachtung der noch übrigen Nummern drängt sich die Wahrnehmung auf, daß hier theilweise das Wasser, theilweise das Feuer als Agens erscheine. Faßt man diese beiden als Elemente (im Sinne der Alten) auf, so wird man auf die Frage geführt, ob denn auch nicht die Luft zur Veränderung der Erdoberfläche einwirke (von dem vierten Element, der Erde, dem Object der Veränderung, kann als Ursache derselben nicht wohl die Rede sein); und so findet sich, daß allerdings sowohl die chemische Einwirkung der Luft, wodurch feste Körper (Felsen) verwittern, als ihre mechanische (gewaltige Orkane, Sandwehen) übersehen worden ist. Indem sich so über dem Dispositionsgeschäft zugleich die Lücken des Gedankenstoffs ausfüllen, gelangt man zu der dichotomischen Haupteintheilung: I. Veränderungen durch lebende Wesen, II. Veränderungen durch die Elemente. Jeder der beiden Haupttheile zerfällt aber in drei Untertheile:

I. Veränderungen, durch lebende Wesen hervorgebracht:

1. Durch Menschen (Abtragen von Bergen, Sprengen von Felsen, Ausfüllung von Seen, Straßenbau, Anlegung von Eisenbahnen, Canäle, Deiche, Dämme, Steinbrüche, Bergwerke);
2. Durch Thiere (Koralleninseln, Guanolager);
3. Durch Pflanzen (Dammerde, Torf, Kohlen).

II. Veränderungen, durch das Wirken der Elemente hervorgerufen:

1. Einwirkung der Luft (Verwitterung fester Körper, Felsenstürze, Stürme und Orkane, Sandwehen);
2. Einwirkung des Wassers (Zurücktreten des

Meers und Bloßlegung der Küsten, Wegspülung des Bodens, Dünen, Deichbrüche und Ueberschwemmungen; Wirkung der Flüsse auf die Gebirge, die sie durchströmen, Wechsel des Flußlaufs, Deltabildungen; unterirdische Gewässer, die das Land untergraben und Erdeinsenkungen bewirken; gefrierendes Wasser in den Felsspalten, wodurch das Gestein gesprengt wird).

3. Einwirkung des Feuers (Vulcane, Erdbeben mit den sie begleitenden Erscheinungen, Blitze).

Es ließe sich bei mehreren der gewonnenen sechs Untertheile noch eine weitere Subdivision anwenden; so könnte man bei II, 1 noch a) die chemische, b) die mechanische Wirkung der Luft unterscheiden. Indeß führt meistens ein fortgesetztes Spalten in Unteruntertheile auf ein allzu künstlich complicirtes Dispositionsgerüst, das dem Zweck der leichtern Uebersicht über den Gegenstand eher hinderlich als förderlich sein würde. Wozu sollte es auch fruchten, wenn ich etwa II, 2, Wirkung des Wassers, etwa noch so unter- und unterabtheilte: a) des erstarrten (die Felsen sprengenden) Wassers, b) des beweglichen; und b) wieder in α) des unterirdischen, β) des oberirdischen; und letzteres wieder in $\alpha\alpha$) Meer, $\beta\beta$) Ströme?

§. 16. Fortsetzung (Disposition und Meditation verbunden). — Das im vorigen §. veranschaulichte Dispositionsverfahren scheint dem Begriff der Disposition als einer Analysis (Zergliederung) zu widerstreben, indem ja vielmehr vorherrschend das Entgegengesetzte, eine Synthesis, ein Zusammenfassen mehrerer Begriffe unter einen höhern angewandt wurde. In der That besteht, wenn die Meditation vorangegangen ist, ein bedeutender Theil des Dispositionsgeschäftes in einem solchen Gruppiren und Zusammenfassen von Begriffen. Aber dieses ist eigentlich doch nur die Vorarbeit, und in dem Umgekehrten, in der Zergliederung des Ganzen in seine Theile und Arten, und in der Prüfung, ob das bereits vorliegende Material quantitativ und qualitativ jenen Theilen und Arten entspricht, liegt der Kern des Dispositionsgeschäftes. Greift man ohne vorhergegangene Meditation die Zergliederung der im Thema gegebenen Begriffsgröße an, so gehen Dispositions- und Meditationsthätigkeit Hand in Hand, und es wird dann eine dritte Art von Meditation geübt, die wir zum Unterschiede von jenen beiden andern (der freien und der gebundenen) die streng methodische nennen können. Um auch von diesem Verfahren eine Anschauung zu geben, denken wir uns das Thema gestellt: „Der Mensch im Kampfe mit der Natur.“ Hier finden sich in dem Thema mehrere Begriffe (Mensch, Kampf, Natur), von denen man bei der Zergliederung ausgehen kann. Sollen wir die Menschen nach ihren Culturstufen, nach ihrer verschiedenen Lebensweise, nach ihren Lebensaltern u. s. w. betrachten, wie sie gegen die Natur ankämpfen? Oder sollen wir die verschiedenen Kampfarten, die Mittel, die der Mensch zur Bekämpfung der Natur anwendet, erörtern? Oder sollen wir endlich bei der Zergliederung von dem Begriffe Natur ausgehen und darthun, von welchen Seiten sie als Gegnerin des Menschen auftritt? In zweifelhaften Fällen dieser Art muß man oft von mehreren Seiten die Zergliederung vornehmen, um die übersichtlichste und zugleich fruchtbarste, die dem jedesmaligen Zwecke am meisten entsprechende zu finden. Welche man dann auch schließlich wählen mag, die für die anderen aufgewandte Mühe ist darum doch nicht verloren. Im vorliegenden Falle würde eigentlich die zweite Art der Zergliederung, die Darlegung der verschiedenen Kampfarten, dem Begriff des Themas am meisten entsprechen; indeß kommt man bei einer versuchsweise angestellten vergleichenden Zergliederung bald zur Ueberzeugung, daß man die reichste Ausbeute gewinnt, wenn man von der Analyse des Begriffes Natur ausgeht. Fassen wir das Wort in seinem weitesten Sinne, so begreift es nicht bloß die den Menschen umgebende lebendige und leblose Schöpfung, sondern auch in ihm, in seinem Innern bemerken wir einen Gegensatz von Natur und Freiheit: Leidenschaften und Begierden kämpfen gegen seine Vernunft. Dieses würde denn auf die Haupteintheilung führen: 1. Der Mensch im Kampf mit der umgebenden Natur, 2. Der Mensch im Kampf mit der Natur in ihm selbst. Beschränken wir aber, um uns das Thema zu erleichtern, das Wort auf seine gewöhnliche Bedeutung, so werden wir zunächst auf den Unterschied der leblosen und der belebten Natur, und dann auf die Gliederung der letztern in Thier- und Pflanzenwelt, der erstern (nach einer freilich bloß übersichtlichen Anschauung) in die vier Elemente hingewiesen. Es leuchtet aber ein, daß wir hier nicht durch ein rein verstandesmäßiges Verfahren, durch ein bloßes Spalten der Begriffe zum Ziel kommen; Erfahrung und Gedächtniß müssen dem Geiste den erforderlichen Stoff zuführen, die Meditationsthätigkeit muß das Dispositionsgeschäft fortwährend begleiten, wenn wir schließlich zu einer Disposition, wie etwa folgende, gelangen sollen:

I. Der Mensch im Kampfe mit der unbelebten Natur, mit der Macht der Elemente:

1. Des Wassers (es droht den Menschen in Regengüssen, in verheerendem Hagel, in Schneemassen, Lawinen, reißenden Strömen, Meerfluthen, giftigen Sümpfen);

2. Der Luft (Stürme, Orkane, Windhosen, böse Wetter);

3. Des Feuers (das atmosphärische droht in Gewittern, das unterirdische in Vulcanen und Erdbeben, das irdische muß sorgfältig bewacht werden; selbst die belebende Sonnenwärme kann sich zu verderblicher Hitze steigern);

4. Auch der Erde starren Widerstand muß der Mensch bekämpfen (die schroffe Erdscholle sucht er zu lockern, Berghäupter müssen sich vor ihm senken, der Schooß der Gebirge sich ihm erschließen).

II. Der Mensch im Kampfe mit der lebendigen Natur:

1. mit der Pflanzenwelt (wuchernde Ueberfülle der Pflanzen, riesige Urwälder, schädliche Pflanzen);

2. mit der Thierwelt (wilde, reißende Thiere; schädliche: Mäuse, Ratten, Heuschreckenschwärme, Insectenschaaren; Zähmung der Thiere).

Bei den Erörterungen der Untertheile wird man zweckmäßig überall nachweisen, wie der Mensch die Natur bekämpft, welche Mittel er dabei anwendet? und so wird auch die auf die zweite jener drei Zerlegungsweisen verwendete Mühe der Arbeit zu Gute kommen.

Die Einleitung läßt sich passend a contrario, von jener in der Tradition aller Völker gepriesenen paradiesischen Urzeit entnehmen, wo der Mensch mit der Natur in Frieden und Eintracht lebte. Welch ein ganz anderes Bild zeigt die Menschheit, soweit wir sie historisch verfolgen können! Ueberall Kampf des Menschen mit der Natur! — Im Schlusse könnte man füglich auf Büffon's Wort hindeuten, daß der Mensch über die Natur als Eroberer herrsche, „par droit de conquête; il jouit plutôt qu'il ne possède; il ne conserve que par de soins toujours renouvelés.“ Möge uns dies ein Sporn sein, den Kampf unermüdlich fortzusetzen!

Aus dem hier behandelten Beispiel wird man die Ueberzeugung gewonnen haben, daß bei einem Stoffe, wie der eben besprochene, nicht viel Zeit und Mühe gespart wird, wenn man mit Ueberspringung der Meditation sogleich an die Disposition geht. Bei den Haupt- und Untertheilen, die sich dann ergeben, kommt man doch nicht an einer eindringenden Umschau über den in ihren Kreis fallenden Erfahrungsstoff vorbei. Anfängern ist jedenfalls die vorgängige freie Meditation zu empfehlen; es sei denn, daß die Aufgabe rein logischer Natur ist, und die Lösung derselben sich nur in der Unterscheidung von Begriffen bewegt, welcher Fall aber bei Anfängern nicht häufig vorkommen wird.

§. 17. Abfassung des Aufsatzes. — Es bleibt uns noch übrig, von der Abfassung des Aufsatzes, der vollständigen Darstellung, Verknüpfung und Stylisirung des gesammelten und geordneten Gedankenstoffs (elocutio), zu sprechen. Eine ausführliche Erörterung der hierher gehörigen Regeln, deren Inbegriff die Styllehre im engern Sinne bildet, würde einen weit größern Raum, als hier zur Verfügung steht, in Anspruch nehmen. Wir können uns aber um so eher auf die Andeutung des Wesentlichsten beschränken, als ein bedeutender Theil jener Regeln schon auf den frühern Stufen des deutschen Unterrichts behandelt sein muß, und die schriftlichen und mündlichen Correcturbemerkungen des Lehrers, sowie die weitern Erörterungen, die er an die laufenden schriftlichen Arbeiten zu knüpfen pflegt, sich gerade vorzugsweise auf die Darstellung beziehen.

1. Von jedem Aufsatze muß man, da Gedankendarlegung, Gedankenmittheilung der erste und nächste Zweck der Sprache ist, vor Allem Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung verlangen. Zur Klarheit und Bestimmtheit der Rede wird aber nicht bloß erfordert, daß überall die richtigen, die scharf bezeichnenden Wörter gewählt, daß alle zwei- oder mehrdeutigen, alle schielenden Ausdrücke gemieden werden, sondern auch, daß die Beziehung der einzelnen Wörter (z. B. der Bei- und Fürwörter) unzweifelhaft, der Bau der Sätze leicht überschaulich und ihr Verhältniß zueinander unzweideutig sei.

2. Eine lobenswerthe Eigenschaft eines Aufsatzes ist es, wenn er in wenig Worten Vieles sagt. Künstliches Zusammendrängen von Sätzen, Anwendung von Participial-Constructionen, Ellipsen u. dgl. führen aber leicht zu einem affectirten Styl. Am sichersten gelangt man zur Tugend der Kürze, wenn man vor der Abfassung des Aufsatzes sorgfältig meditirt und sich einen großen Gedankenvorrath sammelt, und sodann die Arbeit auf einen mäßigen Gesammtumfang anlegt. Man wird dann, auf die wesentlichsten Gedanken sich beschränkend, die minder wesentlichen dem Leser zur Ergänzung überlassen und so die Kunst des weisen Verschweigens üben können, worin sich, nach Schiller, der Meister des Styls bethätigt.

3. Ein Aufsatz muß als ein Ganzes erscheinen. Sollen sich aber die einzelnen Gedanken zu Einem Ganzen geschlossen darstellen, so darf es ihnen nicht an einer innigen Verbindung fehlen, welche vorzugsweise durch die Conjunctionen vermittelt wird. Die Darstellung darf nicht zu lose und locker sein: wogegen aber andrerseits auch vor einer zu künstlichen Verkettung und Verschlingung der Sätze zu warnen ist. Schüler, die häufig aus den alten Classikern in's Deutsche übersetzen, gewöhnen sich gern an lange, ineinander verschlungene Sätze, während häufige Uebertragung aus dem Französischen leicht zu einem zerstückten Style führt. Solchen Einflüssen muß man durch fleißige Lectüre deutscher Classiker entgegenzuwirken suchen; und auch aus diesem Grunde ist es anzuempfehlen, unmittelbar vor der Abfassung eines deutschen Aufsatzes einen Abschnitt aus einem guten deutschen Prosaiker zu lesen.

4. Die Auffassung eines Aufsatzes als eines organisch gegliederten Gedankenganzen wird sehr erleichtert, wenn in der Darstellung der Grundgedanke oder das Thema des Ganzen, sowie die demselben nächstuntergeordneten Gedanken, die Themata der Haupttheile, klar und bestimmt

hervortreten. Hierbei ist aber nicht zu übersehen, daß zur Schönheit eines Aufsatzes auch eine gewisse Stetigkeit des Gedankenausdrucks erforderlich ist. Eine schöne Darstellung darf keine schroffen Absätze zeigen, darf nicht das dürre, nackte Dispositionsgerüst erscheinen lassen; sie muß einem schönen Leibe gleichen, dessen Skelett von lebenathmendem Fleisch umkleidet ist, aber doch seiner Hauptgliederung nach durch die weichen umhüllenden Formen durchblickt.

5. In dem Hervorheben der Unterglieder ist Maß zu halten. Kann man bei dem Dispositionsgeschäft in der Zergliederung der Begriffe behufs eigener Erkenntniß nicht leicht zu weit gehen, so hat man dagegen bei der Darstellung, dem Leser oder Zuhörer gegenüber, sich wohl zu hüten, daß man nicht zu tief in die Unterabtheilungen hinein den Dispositionsplan hervortreten läßt.*) Insbesondere wird man bei allen für die mündliche Mittheilung bestimmten Arbeiten am besten schon bei der Angabe der Haupttheile stehen bleiben, höchstens noch die erste Reihe der Unterabtheilungen hinzufügen dürfen.

6. Es gereicht zur Schönheit eines Aufsatzes, wenn er als Ganzes ebenmäßig gegliedert ist, wenn die Haupttheile einen annähernd gleichen Umfang haben, und Einleitung und Schluß ihrer Ausdehnung nach im richtigen Verhältniß zur Größe des Ganzen stehen. Aber man opfere lieber etwas von dieser äußern Symmetrie, als daß man dem Innern des Aufsatzes Zwang anthut und einen Theil durch Weglassung wesentlicher Gedanken verkürzt, oder einen andern durch Aufnahme unwesentlicher oder durch Breite und Weitschweifigkeit des Ausdrucks ungebührlich ausdehnt.

7. Man verlangt ferner von einem Aufsatze Haltung des Tons, d. h. eine gewisse Gleichheit in der Höhe des Styls. Schon die Alten unterschieden drei Stufen des Styls: den niedern (genus dicendi simplex, tenue) den mittlern (medium, temperatum) und den höhern Styl (sublime, grave, vehemens). Der niedere ist da an seiner Stelle, wo es um einfache Verständigung, Belehrung und Mittheilung, nicht zugleich um lebhafte Einwirkung auf Phantasie und Gemüth zu thun ist; er verzichtet auf reichen Redeschmuck, insbesondere auf umfassendern Gebrauch von Tropen und Figuren, hat sich aber vor allem Niedrigen, Platten und Trivialen sorgfältig zu hüten. Gesellt sich zu dem Zweck der Mittheilung und Belehrung noch die Absicht, auf Einbildungskraft und Gemüth zu wirken (will man z. B. statt einer Beschreibung eine Schilderung, statt einer Abhandlung eine Rede geben), so muß sich der Styl mindestens in die mittlere Region erheben, die Sprache muß bilderreicher und wärmer, die Darstellung anschaulicher und eindringlicher werden. Und wenn der Schreibende oder Sprechende von einem erhabenen Gegenstande mächtig ergriffen ist und mit dem Gegenstande auch seine Gefühle mittheilen will, so wird er zu kraftvollern Redefiguren, zu kühnern Bildern greifen; in der ganzen Darstellung wird sich die Größe und Würde des Gegenstandes und der lebhafte Eindruck, den er auf das Gemüth des Sprechenden gemacht hat, abspiegeln; der Styl wird sich zu der höhern Stufe erheben.

8. Damit sind denn auch zugleich die drei Forderungen der Würde, der Angemessenheit und der Natürlichkeit, die man an den Styl zu stellen pflegt, bereits angedeutet. Der Würde soll keine Stylart, auch nicht die niedere, entbehren, sowie auch kein Gegenstand, mit dem sich ein Aufsatz beschäftigt, zu den gemeinen, unwürdigen Dingen gehören darf. Aber mit dem Gegenstande soll sich der Styl heben, und eben in dem richtigen Verhältniß der Stylhöhe zur Natur des Gegenstandes besteht die Angemessenheit des Styls. Wo diese aber nicht fehlt, da gebricht es auch der Rede nicht an Natürlichkeit; denn natürlich ist nicht bloß die niedere Schreibart, wenn sie sich von allem Gesuchten, Gezierten und Geputzten freihält, sondern auch die höhere, wenn sie nicht in ihren Worten, Wendungen und Bildern sich überbietet, wenn sie Schwulst und Bombast meidet.

9. Die Forderung, daß in einem Aufsatz ein Grundton, eine Stylstufe herrschen solle, schließt nicht ein stellenweise eintretendes Sinken und Steigen des Tons aus; nur muß Beides gehörig vorbereitet und durch den jedesmaligen Inhalt motivirt sein, auch eine Stylgattung, und zwar die dem Hauptgegenstande angemessene, die vorwaltende bleiben. Insbesondere gilt für den Schluß der Rede das Gesetz, daß hier der Ausdruck nicht sinken dürfe, vielmehr sich heben und beleben müsse. Alles dieses ergibt sich aber von selbst, wenn der Redende von seinem Gegenstande erfüllt ist, wenn das, was er vorbringt, sein wirkliches Geistes- und Herzenseigenthum und nicht von Außen her zusammengetragen und mosaikartig verbunden ist.

10. In Nr. 7 wurde Einstimmigkeit des Tons im Ganzen als Eigenschaft eines guten Styls aufgestellt. Dem widerstreitet nur scheinbar, wenn vom Styl Mannigfaltigkeit und Abwechselung verlangt wird; denn diese Forderung bezieht sich auf das Einzelne, auf Laute, Wörter, auf Wort- und Satzformen. Aehnlich klingende Wörter, alliterirende, assonirende, reimende oder ganz gleiche dürfen nicht einander so nahe folgen, daß das Ohr sie aufeinander bezieht; benachbarte Sätze dürfen nicht auf gleiche

*) Evitanda maxime concisa nimium et velut articulosa partitio .... Qui fecerunt mille particulas, in eandem incidunt obscuritatem, contra quam partitio inventa est. Quintil. inst. orat. IV, 5.

Art, mit denselben Worten schließen (z. B. Du weißt nicht, wie groß die Gefahr war, von der ich bedroht war); viele einander folgende Sätze dürfen nicht in ihrem Bau, in der Vertheilung von Hebung und Senkung (in Wort- und Satzaccenten), in ihrem Umfange zu sehr übereinstimmen u. s. w. Hierher gehört insbesondere ein Punkt, der den Schülern oft viel zu schaffen macht: der Wechsel in der Bezeichnung eines im Aufsatze oft zu nennenden Gegenstandes. Im Bestreben, die Wiederholung desselben Wortes zu vermeiden, verletzen die Schüler oft die Gesetze der Präcision und Klarheit und greifen nach ungenauen, nur annähernd richtigen Bezeichnungen, oder nach farblosen und die Ueberschaulichkeit störenden Für- und Zahlwörtern (Jener, Dieser, der erste, der letztere, der oben genannte u. s. w.) Dies ist nicht zu billigen, weil die Gesetze der Präcision, Klarheit nnd Ueberschaulichkeit höher stehen als das der Mannigfaltigkeit.

§. 18. Fortsetzung (Abfassung des Aufsatzes).

11. Nicht bloß an die zum mündlichen Vortrage bestimmte Rede, sondern an jeden Aufsatz muß man die Forderung stellen, daß er in einer wohllautenden, leicht fließenden Sprache verfaßt sei. Dem Wohllaut widerstreiten harte Consonantenverbindungen und Eintönigkeit der Vocale, dem schönen Fluß der Rede eine zu regellose Vertheilung von Hebung und Senkung, und andrerseits wieder ein zu gleichmäßiger und einförmiger Wechsel derselben. Bei deutschen Aufsätzen ist um so mehr auf jene Forderung zu achten, je reicher unsre Sprache an mißtönenden Consonantenhäufungen und tonlosen, schleppenden Endungen ist. Der Schüler wird wohl thun, wenn er vor der Abfassung des Aufsatzes einen größern Abschnitt eines guten deutschen Prosaikers laut liest, um in seinem Ohr die Forderung des Wohllauts und der Wohlbewegung zu wecken, und das Niedergeschriebene sich gleichfalls laut vorträgt, um auf etwaige Fehler gegen beide leichter aufmerksam zu werden.

12. Von dem absoluten Wohllaut und Numerus ist der relative zu unterscheiden, der in der Angemessenheit der Sprachlaute und des Redeganges zum dargestellten Gegenstande besteht. Nicht selten kann, was absolut als Härte, Mißlaut oder Mißbewegung zu tadeln wäre, relativ, d. h. in Beziehung auf die dargestellte Sache, Beifall verdienen. Nur hat man sich bei der Anwendung des relativen Wohllauts und Numerus vor dem Gesuchten zu hüten, und thut wohl, ihm nur dann Raum zu geben, wenn er sich von selbst einstellt.

13. Eigenschaften, die man besonders vom mittlern und höhern Styl verlangen muß, sind Anschaulichkeit und Wärme, die man in den Begriff Lebendigkeit zusammenfassen kann. Anschaulichkeit schreiben wir dem Styl zu, wenn er mit dem Verstande auch die Einbildungskraft lebhaft beschäftigt, wenn er das Geistige verkörpert, das Abstracte versinnlicht; Wärme, wenn er über der Entwickelung der Gedanken auch die Regungen des Gemüths kund gibt und in dem Leser oder Zuhörer die entsprechenden Empfindungen weckt. Zu den Hauptbelebungsmitteln des Styls gehören die sogenannten Tropen und Figuren.

14. Vorstellungen und Begriffe, die zu einander in einer innern oder äußern, uns bekannt und geläufig gewordenen Beziehung stehen, rufen in unserm Innern einander leicht hervor. So wecken einander ähnliche Vorstellungen, und auch entgegengesetzte; die Ursache erinnert an die Wirkung, der abstracte Begriff an den entsprechenden concreten, der Ort an das darin Befindliche, die Zeit an das darin Vorgehende, der Stoff an das daraus Verfertigte, die Eigenschaft an den Gegenstand, dem sie zukommt, das Besondere an das Allgemeine, der Theil an das Ganze, überhaupt der niedere Begriff an den höhern, — und umgekehrt. Verwendet man nun ein Wort nicht zur Bezeichnung desjenigen Begriffs, dem es eigentlich zukommt, sondern eines andern, der mit jenem in einer der angedeuteten Beziehungen steht, so bildet sich ein Trope. Welcher Gewinn aus dem Gebrauch der Tropen entspringt, ist leicht zu erkennen. Statt einer Vorstellung ruft der Trope zwei hervor, bietet also der Einbildungskraft mehr, und setzt zugleich den Verstand durch das Gewahrwerden der Beziehungen in ein erfreuendes Spiel. Das Wichtigste aber ist, daß die Tropen das Abstracte versinnlichen, oder auch, wenn sinnliche Gegenstände bezeichnet werden sollen, diejenigen Theile hervorheben, welche am productivsten auf die Einbildungskraft wirken, sie am kräftigsten zur Erzeugung des ganzen Bildes anregen. So werthvoll nun auch die Tropen für den Styl sind, so sehr ist vor ihrem Gebrauch zu warnen, wenn sie nicht leicht und ungesucht hervorspringen. Sie erscheinen dann als Putz- und Flitterwerk, an dem sich ein unverbildeter Geschmack unmöglich erfreuen kann.

15. Ebenso verhält es sich mit den Figuren. Wenn das Gemüth des Redenden ungewöhnlich erregt oder gehoben ist, so äußert sich dieses, wie in der Gesticulation, so auch in der Rede auf mancherlei Weise: im Klange und in der Bewegung der Sprache, in der Art, die Wörter und Sätze aneinanderzureihen, in der Vertauschung der Satzformen der ruhigbetrachtenden Rede mit andern, worin sich Bewegung kundgibt, in der Unterbrechung des Redeflusses durch Zwischengedanken, die sich aufdrängen, in der Unvollständigkeit des Ausdrucks, wenn die Gedanken forteilen, und ein ander Mal wieder, wenn ein Gedanke den Sprechenden besonders fesselt, in der Ueberfülle des Ausdrucks, in der Wiederholung desselben in mehreren Formen, in der Entfaltung seines Inhalts, in der Steigerung

desselben, in der Zusammenstellung mit entgegengesetzten u. s. w. Alle solche Abweichungen von dem ruhigen Gange der Rede, durch welche der Ausdruck eine charakteristische Gestalt erhält, nennt man Figuren. Wie sie Ausfluß einer ungewöhnlichen Gemüthsbewegung des Redenden sind, so rufen sie auch eine solche im Zuhörer hervor; und eben dieses ist ihre Bestimmung. Sie dürfen aber, wenn sie wirksam sein sollen, nicht ein äußerlich angehängter Sprachschmuck sein, sondern müssen frei dem Innern entquellen. Unter ihnen wird von den Schülern am meisten die Frage, auch wohl bisweilen der Ausruf durch allzu große Häufung oder Anwendung am unrechten Orte mißbraucht. Lange Reihen von Fragen und Ausrufungen ermüden, statt zu beleben, während eine sparsame und rechtzeitige Anwendung dieser Redefiguren von großer Wirksamkeit ist.

Einzelne Arten der Aufsätze.

§. 19. Stylistische Vorübungen. — Eine zweckmäßige Vorübung für die eigenen freien Arbeiten ist die Aufsuchung und Aufstellung der Dispositionen, welche Arbeiten von Schriftstellern zu Grunde liegen. Hierzu bietet besonders Garve in seinen Versuchen, Vermischten Aufsätzen, Abhandlungen über Cicero u. s. w. reichlichen Stoff. Aus dem Handbuche können zu diesem Zwecke die Aufsätze von Möser, Engel, Garve, Reinhard, Jakobs, Schleiermacher, Hegel, Zell (II, 13. 15. 85. 92. 147. 149. 166. 227. 233. 255) u. A. benutzt werden. Sollte sich hierbei ergeben, daß die von den Schriftstellern angewandten Dispositionen zum Theil nicht den Anforderungen entsprechen, die wir an die Dispositionen von Schularbeiten stellen müssen, so darf sich der Schüler hierdurch nicht verleiten lassen, es mit seinen Aufsätzen in Anordnung und Gliederung leichter zu nehmen. Eines schickt sich nicht für Alle. Der Meister darf sich von einzelnen Vorschriften entbinden, die der Lehrling strenge zu befolgen hat. An einige solcher Proben aus Schriftstellern darf auch aus dem Grunde, weil sie Bruchstücke eines großen Ganzen sind, der Maßstab abgerundeter Abhandlungen nicht gelegt werden.

Verschieden von diesen nackten Dispositionsskeletten sind Inhaltsangaben, die, das minder Wesentliche eines Aufsatzes ausscheidend, seine Hauptgedanken übersichtlicher, als es in dem Aufsatze geschehen, darlegen und aneinanderreihen. Bei ihnen kommt es nicht bloß auf eine Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen an, sondern es wird auch eine angemessene Verbindung der nun einander näher rückenden Hauptgedanken und überhaupt ein gewisser Fluß der Darstellung verlangt.

Eine dritte Art nützlicher stylistischer Vorbereitungen für eigene Arbeiten sind Uebersetzungen. Die hierher gehörigen Uebungen können sehr mannigfaltig sein, sowohl der Sprache nach, aus der man übersetzt (Latein, Griechisch, Französisch auf Gymnasien; Französisch, Englisch, Latein auf Realschulen), als der Gattung der Schriftsteller nach (Historiker, Redner, Philosophen, Epiker, Dramatiker u. s. w.), als der besondern Aufgabe nach,. die man der Uebersetzung stellt. Es kann uns nämlich beim Uebersetzen zu thun sein erstens um die Sache, oder zweitens um die Sprache, oder drittens um das Ganze als sprachliches Kunstwerk. Von dem ersten Falle, der in dem Gebiete des Geschäftslebens als Dolmetschen, ferner bei Uebersetzungen von Zeitungsartikeln, mathematischen, chemischen, geognostischen und andern strengwissenschaftlichen Werken u. s. w. vorkommt, können wir ganz absehen. Beim Uebersetzen um der Sprache willen kann es entweder auf die Sprache der Urschrift, insofern man durch das Uebersetzen in ihr Verständniß eindringen will, oder auf die Sprache der Uebersetzung abgesehen sein, wenn man sie nämlich durch das Uebertragen sicherer, umfassender, gewandter handhaben lernen, oder auch ihren Kreis ausdehnen, ihre Kräfte entwickeln, schlummernde Keime in ihr wecken will. Das Letztere ist besonders bei den Uebungen, die wir im Auge haben, der Fall. Die dritte Aufgabe, die dem Uebersetzer gestellt werden kann, die Uebertragung eines Ganzen als eines sprachlichen Kunstwerkes, kann nur vom Meister vollständig gelöst werden. Es gehört dazu, daß sich der Uebersetzer in die Sprache und den Geist des Originals eingelebt habe, und zugleich, daß er die Schätze der eigenen Sprache gründlich kenne und gewandt damit umzugehen wisse; ja, er muß sogar dem neuen fremden Gehalt eine neue Form, dem neuen Geist einen neuen Leib schaffen, dem Instrument seiner Sprache Töne, die bisher geschlummert haben, entlocken. Eine vollständige Lösung dieser Aufgabe ist gewiß nicht die Sache eines Schülers, selbst nicht des reifsten; aber der Versuch einer annähernden Lösung kann immerhin gute Früchte tragen.

Wenn wir das Uebersetzen, sowie die Inhaltsangaben und das Aufsuchen von Dispositionen vorliegender Arbeiten als stylistische Vorübungen bezeichnet haben, so soll damit nicht gesagt sein, daß Uebungen dieser Art nicht auch bisweilen mit den eigentlichen Stylübungen wechseln können; wie denn auch in der unten folgenden Aufgabensammlung hier und da ein darauf bezügliches Thema eingereiht ist.

§. 20. Geschäftsaufsätze, Briefe, Erzählungen, historische Darstellungen. — Die Geschäftsaufsätze schließen wir aus der Reihe der Stylübungen der obern Classen aus. Es wird unterstellt, daß die leichtern und zugleich im Leben nothwendigern, wie Rechnungen, Quittungen u. dgl. schon auf frühern Unterrichtsstufen, von denen ja schon so manche

Schüler in's Leben treten, behandelt worden sind. Die schwierigern setzen aber eine genaue Kenntniß der Lebensverhältnisse, auf welche sie sich beziehen, voraus, und gehören daher nicht in die Schule. Ist der Zögling der obern Classen beim Eintritt in das Geschäftsleben in den andern Arten der Aufsätze recht geübt, so wird er sich auch in den Geschäftsaufsätzen bald zurechtfinden. Unterscheiden sich diese doch ihrem Wesen nach nicht von jenen, bis auf den einzigen Punkt, daß sie jede schöpferische Thätigkeit der Phantasie ausschließen; denn sie sind, wie oben (§. 8) dargethan worden, bald Erzählungen, bald Beschreibungen, bald Abhandlungen u. s. w.

Auch die Briefe möchte ich nur ausnahmsweise als stylistische Uebungen in obern Classen gelten lassen, da die echten Briefe ja auf ganz bestimmten persönlichen Verhältnissen beruhen, welche nicht die Grundlage gemeinsamer Schulübungen abgeben können, und die Fiction solcher zu allerlei Gemachtem, Gesuchtem und Unnatürlichem führt. Einige der in der Aufgabensammlung unter „Beschreibung und Schilderung" gegebenen Themata lassen sich in Briefform behandeln; doch ist auch bei solchen Stoffen ein häufiger Gebrauch dieser Form nicht rathsam. Insofern es nicht schon auf einer frühern Unterrichtsstufe geschehen ist, mag man immerhin auf den obern Classen das Nöthige über Form, Aufschriften, Ueberschriften u. s. w. der Briefe und schriftlichen Eingaben mittheilen; namentlich ist es wünschenswerth, daß die Schüler der obern Classen zu solchen Eingaben an Behörden und Gesuchen an Privatpersonen, wie sie deren entweder noch auf der Schule (z. B. in Betreff der Militärverhältnisse), oder beim Austritt aus derselben bedürfen, einige Anleitung erhalten.

Zu den seltneren und untergeordneten stylistischen Uebungen der obern Classen gehören ferner Erzählungen. Es wird angenommen, daß die minder oder mehr freie Reproduction gegebener Erzählungen schon auf den untern und mittlern Classen geübt worden sei. Die eigene Erfindung des Erzählungsstoffes zu allgemein begrifflich gestellten Aufgaben, wie etwa: „Treue Freundschaft," „Hochmuth kommt vor dem Falle," „Der bestrafte Leichtsinn," möchte dem Schüler nur ausnahmsweise zuzumuthen sein. Angemessener erscheinen für die obern Unterrichtsstufen Versuche in historischer Darstellung, die sich an die Schul- oder die Privatlectüre, besonders an die Lectüre fremdsprachlicher Classiker anschließen, und Versuche in freier Bearbeitung erzählender Partien aus griechischen, römischen, französischen, englischen und mittelhochdeutschen Dichtern (z. B. eines Abschnittes aus dem Nibelungenliede, in Bäßler's Weise).

§. 21. Beschreibung und Schilderung unterscheiden sich dadurch, daß in der letztern mit dem Object der Beschreibung auch der Eindruck, den es auf den Beschauenden macht, hervortritt. Die Beschreibung geht darauf aus, ein möglichst treues Bild des Gegenstandes in dem Innern des Lesers hervorzurufen; die Schilderung sucht den Gegenstand gleichsam in der Beleuchtung einer gewissen Gemüthsstimmung, sei es Trauer oder Wehmuth, sei es Freude, Bewunderung u. dgl. zu zeigen. Die Sprache der Schilderung wird daher, als Sprache des aufgeregten Gefühls, lebendiger, wärmer, bilderreicher sein. Beschreibungen und Schilderungen werden gewöhnlich in den Mittelclassen geübt, sind aber sicher auch keine unwürdigen Aufgaben für die obern Classen. Nur verleiten die Beschreibungen und besonders die Schilderungen, da in ihnen das Gefühl des Schildernden hervortreten soll, gar leicht zu Unwahrheit und eitlem Wortprunk, weshalb in der Auswahl der Arbeiten Vorsicht zu empfehlen und für die Behandlung derselben bestimmte Gesichtspunkte, wodurch der Schüler gegen das Eindringen falscher Sentimentalität geschützt wird, anzugeben sind. Wäre z. B. die Aufgabe, eine der Jahreszeiten zu beschreiben, so würde die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß keine sogenannte Schönbeschreibung, sondern eine mehr ruhig erörternde, den Gegenstand von seinen verschiedenen Seiten betrachtende Darstellung erwartet werde, etwa nach folgenden Gesichtspunkten: Eintritt der Jahreszeit, Tageslänge, Temperatur, Physiognomie des Himmels und der Erde, Pflanzenwelt, Thierwelt, Menschenwelt (Beschäftigungen der Menschen: des Landmanns, Gärtners, Fischers u. s. w.; Kinderspiele, Feste). Von jeder in dieses Gebiet gehörigen Arbeit verlange man, daß sie auf einem festen Dispositionsgerüste ruhe. Schon hierdurch wird manchem unwahren und leeren Wortwesen vorgebeugt. Wie mannigfaltig übrigens die Aufgaben sein können, zeigt ein Blick auf die unten in der Sammlung Nr. 23 bis 70 gestellten Themata. Die Naturreiche, die Elemente, die wechselnden Jahres- und Tageszeiten, Länder- und Völkerkunde, überhaupt die Menschenwelt von ihren tausend Seiten, Technik, bildende Kunst u. s. w. bieten überreichen Stoff dar. In der Regel werden nur Beschreibungen und Schilderungen solcher Gegenstände zu verlangen sein, die im Kreise der eigenen Anschauung und Erfahrung des Schülers liegen. Ausnahmsweise mag man ihn auch einmal an seine Phantasie verweisen. Ist er z. B. durch seine Studien mit dem betreffenden Stoffe aus den Antiquitäten oder der Länder- und Völkerkunde hinreichend vertraut geworden, so kann man ihm etwa zur Aufgabe machen, eine bestimmte Scene aus dem Alterthum oder einem entfernten Erdtheile darzustellen. Seine Einbildungskraft wird durch solche Aufgaben einen Anstoß erhalten, den im Unterricht oder bei der Lectüre aufgenommenen Stoff zu verbinden und zu beleben.

Es gibt mannigfache Kunstmittel, die Anschau-

lichkeit, Klarheit und Lebendigkeit eines Bildes zu erhöhen, die sich am besten von guten Dichtern, besonders von Homer erlernen lassen. Dahin gehört die von Lessing gegebene Regel, daß man einen zu schildernden Gegenstand nicht darstellen solle, wie er da ist, sondern wie er wird, und somit die Beschreibung in Erzählung zu verwandeln habe. So malt Homer den Schild Achill's nicht als einen fertigen, sondern als einen entstehenden; so setzt bei ihm Hebe den Wagen des Zeus Theil auf Theil: Räder, Achse, Sitz u. s. w. vor unsern Augen zusammen. Ebenso läßt Goethe im Gedichte „Amor als Landschaftsmaler" (I, 142) eine Landschaft, die sich allmälig aus dem Nebel entwickelt, durch poetische Fiction als Gemälde von der Hand Amors, Zug für Zug, entstehen. Wo eine solche Fiction nicht statthaft ist, kann man sich des Lessing'schen Mittels in einer etwas modificirten Weise bedienen, indem man nämlich das zu schildernde Ganze vor einer bestimmten Person sich allmälig entfalten läßt, wie z. B. Goethe in Hermann und Dorothea im Eingange des Buches Euterpe (I, 165, V. 7—60) verfährt. Ein anderes Kunstmittel ist die Darstellung der Wirkung, die eine Erscheinung auf die Zuschauer macht, wie Homer in der Ilias (III, 156) die Schönheit der Helena durch den Eindruck, den sie auf die Versammlung der Aeltesten in Troja macht, veranschaulicht, wieder ein anderes die Prädisponirung der Einbildungskraft durch Erregung von Affecten (Erwartung, Furcht, Hoffnung), ehe man den Gegenstand erscheinen läßt.

§. 22. Charakteristiken. Als eine besondere Art der im vorigen Paragraphen besprochenen Aufsätze können Schilderungen von Charakteren, sowohl einzelner Individuen, als ganzer Charaktergattungen, Völker und Zeiträume betrachtet werden. Für die Schulübung empfiehlt man die Schilderungen moralisch-psychologischer Charaktere, also ganzer Charaktergattungen, z. B. des Geizigen, des Heuchlers, des Zerstreuten u. s. w. Zu den leichten Arbeiten sind sie aber weder was den Stoff, noch was die Darstellung betrifft, zu rechnen. Sie setzen eine Beobachtung des Lebens und theilweise eine Aufmerksamkeit auf Schwächen und Thorheiten der Menschen voraus, die bei jungen Leuten nicht anzunehmen und selbst nicht immer wünschenswerth ist. Die Darstellung macht insofern zu schaffen, als es nicht leicht ist, einer gewissen Eintönigkeit und Ungelenkheit zu entgehen. Der Schüler wird wohl thun, eine Person mit bestimmtem Namen als Repräsentant der Gattung einzuführen, wie es in dem Musterstücke von Gellert (II, 10) geschehen ist. Manchmal ist es zweckmäßig, den Gattungscharakter an mehrere Personen zu vertheilen, namentlich dann, wenn ein Charakter in verschiedenen Schattirungen, die sich in derselben Person nicht leicht beisammen finden, dargestellt werden soll.

In andern Umständen ist die Schwierigkeit der Schilderung individueller Charaktere begründet. Wenn bei den allgemeinen Charakteren gleichsam die Wurzel, aus der die einzelnen Erscheinungen, die Aeußerungsweisen des Charakters hervorwachsen, gegeben ist, diese Aeußerungsweisen aber aus der Erfahrung zu suchen und zu sammeln sind: so liegen umgekehrt bei den individuellen Charakteren die Erscheinungen, die Thatsachen vor, und es gilt, das innere Band derselben aufzufinden und nachzuweisen. Zu einer vollkommen befriedigenden Lösung einer solchen Aufgabe gehört meistens mehr, als man von jungen Leuten erwarten darf. Es ist hierbei dem Combinationsvermögen, der Thätigkeit der Phantasie ein weiter Spielraum gelassen, worin der Geist leicht haltlos umherschweift, wenn er nicht durch gründliche und umfassende Studien und durch eine reiche Menschen- und Lebenskenntniß festere Richtpunkte gewonnen hat. Indeß stellt die Schule auch ihre Anforderungen an solche Charakteristiken mäßiger. Sie ist zufrieden, wenn der Schüler die zerstreuten Erscheinungen und Thatsachen umsichtig sammelt und verständig gruppirt, so daß das Verwandte sich aneinander reiht, und wenn er daraus die hervorstechenden Charakterzüge mit geziemender Bescheidenheit des Urtheils herzuleiten sucht; und in dieser Beschränkung ist die Charakterschilderung eine in mancher Hinsicht bildende Uebung. Häufig wird die Neben- oder Gegeneinanderstellung zweier ähnlicher oder entgegengesetzter Charaktere den Schülern leichter, als die Darstellung eines Charakters. Wo sich dieses zeigt, mag man die in §. 25 besprochenen Parallelen vorangehen lassen.

Unter den individuellen Charakteren sind historische Personen, literargeschichtliche und Personen größerer poetischer Schöpfungen (Dramen, Epen, Romane, Novellen) hervorzuheben. Von diesen werden die letztgenannten dem Schüler dadurch erleichtert, daß die einzelnen Züge des Charakterbildes ihm innerhalb einer einzigen Dichtung, wenn auch zerstreut, vorliegen, und selbst für die räthselhaften und anscheinend sich widersprechenden Züge von dem Dichter erklärende Winke gegeben sind, während bei den historischen Charakteren oft umfassende geschichtliche Studien zur Aufhellung von Widersprüchen oder zum Ausfüllen von Lücken angestellt werden müssen. Auch die literarhistorischen Charakterschilderungen, bei denen es sich nur um die Charakteristik einer Person als Schriftstellers handelt, sind im Allgemeinen leichter als die historischen. Außerdem kann aber die Charakterschilderung ganze Gruppen räumlich, zeitlich, durch Abstammung, gemeinsames Streben u. s. w. verbundener Individuen zum Gegenstande haben, deren Gemeinsames aufgesucht und dargestellt werden soll, Aufgaben, die sich von jenen Schilderungen allgemeiner moralisch-psychologischer Charaktere wesentlich unterscheiden. Beispiele

aller dieser Arten finden sich unten in der Aufgabensammlung Nr. 71 bis 132 angedeutet.

§. 23. Abhandlungen. — Die Aufsätze, die wir unter dem Namen Abhandlungen zusammengefaßt haben, stimmen zwar alle darin überein, daß sie sich hauptsächlich mit dem innern Zusammenhange der Dinge beschäftigen und an den Verstand wenden, können aber nicht bloß den Gegenständen nach, deren Zusammenhang sie darstellen, sondern auch nach der Art dieses Zusammenhanges sehr verschieden sein. Ihr gemeinsamer Hauptzweck ist Belehrung, und somit könnten wir sie auch sämmtlich als Lehraufsätze bezeichnen. Manche aber regen, indem sie belehren, zugleich das Gemüth des Lesers lebhaft an, und wenn dieses durchgängig der Charakter eines Aufsatzes ist, so nennt man ihn Betrachtung. Betrachtungen sind also Lehraufsätze mit vielen lyrischen Elementen und starker rhetorischer Färbung. Die Stoffe können sehr mannigfaltig sein und aus der Natur, wie aus der Menschenwelt entnommen werden: „Betrachtungen beim Anblick des gestirnten Himmels", „Am Meeresstrande", „Am Ufer eines Stroms", „Auf dem Gipfel eines Berges", „In einer Schneelandschaft", „An meinem Geburtstage", „Beim Jahresschlusse", „Am Schlusse des Schuljahrs", „Auf dem Friedhofe", „Beim Anblick eines stillen Dörfchens", „Beim Anblick einer Großstadt", „Beim Anblick eines belebten Seehafens, eines Eisenbahnzuges" u. s. w. Die meisten solcher Themate haben aber ihr Bedenkliches. Wenn man Einem den Ausdruck von Empfindungen zur Aufgabe macht, so setzt man ihn der Gefahr aus, Empfindungen zu erheucheln oder gewaltsam in sich zu erregen und zu steigern. Gutgearteten gefühlvollen Jünglingen ist es eigen, die edelsten und besten Empfindungen entweder in ihrer Brust zu verschließen, oder nur dem nächsten Freunde oder dem sorgfältig gehüteten Tagebuche anzuvertrauen; und diese sittliche Scheu verdient zarte Schonung.

Eine zweite Art von Abhandlungen, die von der Betrachtung am weitesten absteht, weil sie den Gefühlsausdruck ganz ausschließt, sind die Begriffsentwickelungen. Sie haben die Bestimmung, einen Begriff nicht bloß vermittelst der Definition (der Angabe der nächsten Gattung, unter welche er gehört, und der unterscheidenden Artmerkmale), sondern noch durch anderweitige Mittel möglichst aufzuhellen. Man beobachtet dabei zweckmäßig folgenden Gang: Zuerst gibt man die Worterklärung (Etymologie) und erläutert den weitern und engern, den uneigentlichen und eigentlichen Sprachgebrauch, sowie etwaigen Mißbrauch des Wortes. Dann läßt man die Sacherklärung (Definition) folgen. Hierauf veranschaulicht man den Begriff durch Beispiele; schließlich weist man sein Verhältniß zu verwandten und entgegengesetzten Begriffen nach. Bei einigen Aufgaben dieser Art ist es zweckmäßiger, die letztgenannten Mittel in umgekehrter Reihenfolge anzuwenden. Nach einem solchen Schema lassen sich nicht bloß einzelne Wörter, wie „Aberglaube", „Großmuth", „Uebermuth", „Leichtsinn", „schlecht", „höflich", sondern auch ganze Redensarten, wie „Die Saiten zu hoch spannen", „Durch die Finger sehen", „Das Kind mit dem Bade verschütten" behandeln. Man wird aber dergleichen Aufsätze ebenso wenig, wie die Betrachtungen, dem Schüler häufig zumuthen, und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde, weil sie Empfindung und Phantasie zu wenig in Anspruch nehmen.

Wichtiger für unsern Zweck ist eine dritte Art von Abhandlungen, die man auch Entwickelungen nennen kann, bei denen es sich aber nicht um Entwickelung und Aufhellung eines Begriffs oder des Sinnes einer Redensart handelt, sondern um Entfaltung, Begründung und Anwendung eines gegebenen Textes, einer in bündiger Form ausgesprochenen Wahrheit. Nicht etwa bloß, was der Sinn des ganzen Textes sei, soll dargethan werden, sondern vorzugsweise, daß der darin ausgesprochene Gedanke wahr sei und sich im Leben und in der Erfahrung bewähre. Als Themata zu solchen Arbeiten eignen sich sowohl Sprichwörter, welche Volksweisheit in gedrängter, kernhafter Form aussprechen, als Sentenzen aus Prosaikern und besonders aus Dichtern; denn der Dichter versteht es vor Andern, die Fülle des Lebens in einen engen Raum zusammenzufassen, das Mannigfaltige zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten und zur allgemeinen Wahrheit zu erheben. Die hieher gehörigen Aufgaben sind gewiß in hohem Grade bildend und daher empfehlenswerth; aber die Behandlung mancher Themata wird erfahrungsmäßig den Schülern sehr schwer. Am leichtesten werden ihnen diejenigen, auf die sich das oben in den §§. 15 und 16 veranschaulichte Dispositionsverfahren anwenden läßt; es sind grade diejenigen, die sich auch leicht in Themata zu „Erörterungen" und „Untersuchungen" (von denen im nächsten Paragraphen gehandelt wird) umformen lassen. Heißt z. B. das Thema: „Gefährlich sind des Ruhmes hohe Bahnen", so ergeben sich leicht Behandlungsart und Stoff, wenn man es in ein Erörterungsthema umwandelt: „Welche Gefahren bringt der Ruhm?" oder: „Ueber die mit dem Ruhm verknüpften Gefahren". Aber in den meisten Fällen ist eine solche Umformung unstatthaft und würde von der eigentlichen Aufgabe ableiten, welche verlangt, daß die ganze Arbeit von dem gegebenen Text ausgehe und überall darauf zurückführe. Daher haben schon die Alten für die Behandlung dieser Art von Aufgaben ein besonderes Schema, die Form der Chrie, ausgesonnen.

Chrie (χρεία, usus, Nutzen und Nutzanwendung) bezeichnet dasselbe, was oben Entwickelung genannt ist, eine Abhandlung, welche eine be-

deutungsvolle Sentenz, einen Spruch, der eine Erfahrung der Lebensklugheit oder Lebensweisheit ausdrückt, erläutert und für den Leser fruchtbar macht; nur daß die Ausführung nach einer Reihe bestimmter vorgeschriebener Punkte geschieht. Diese sind 1. der Eingang (exordium, auch encomium s. dictum cum laude auctoris, weil darin gewöhnlich der Urheber des Spruches rühmend erwähnt wird); 2. die Umschreibung des Spruches (paraphrasis s. expositio), verbunden mit der Erklärung der einzelnen Begriffe, sofern dieses nöthig ist; 3. die Begründung (aetiologia s. causa), der Haupttheil der Arbeit; 4. die Erläuterung durch das Gegentheil (contrarium); 5. die Erläuterung durch eine Vergleichung oder ein wirkliches Gleichniß (simile); 6. die Erläuterung durch ein Beispiel (exemplum) oder mehrere; 7. die Anführung eines Zeugnisses (testimonium) oder mehrerer, wozu sich nicht bloß Aussprüche berühmter Männer, sondern auch Sprichwörter, Gebräuche, Symbole u. dgl. eignen; 8. der Schluß (epilogus), der den Hauptgedanken wiederholt und zur Werthachtung und Befolgung desselben auffordert. Es ist nicht erforderlich, nicht einmal rathsam, bei jeder Entwickelung die Form der Chrie zu Grunde zu legen; indeß wird sich die Ausführung von selbst dieser Form mehr oder minder annähern. Zuweilen ist der zur Erläuterung aufgegebene Spruch der Art, daß man ihn nicht unbedingt gelten lassen darf, oder gar das Gegentheil behaupten kann, wie wenn etwa das Thema hieße: „Gedanken sind zollfrei" oder „Das Leben ein Traum". In solchen Fällen gestaltet sich die Entwickelung zu einer Prüfung oder einer Widerlegung, auf welche die Form der Entwickelung nur theilweise anwendbar ist.

Zu unterscheiden von den Entwickelungen sind Abhandlungen über ausgeführte Texte, die man weltliche Homilien nennen kann. Solche ausgeführte Texte sind z. B. aus Schiller's „Lied von der Glocke" (I, 207) die Verse von 106 — 115, ferner 116 — 132, 300 — 309, aus dem Gedichte „Die vier Weltalter" (I, 211), die Strophen 2 — 4, oder der Spruch von Hippel: „Ein gutes Gewissen ist besser als zween Zeugen; es verzehrt den Kummer, wie die Sonne das Eis; es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet, ein Stab, wenn du sinkest, ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht, ein Ruhekissen im Tod." Indem hier der Aufsatz seinem Gange nach der schon im Text gegebenen Zergliederung folgt, erhält er offenbar eine ganz andere Gesammtform, als die Entwickelung einer einfachen Sentenz, wenngleich die einzelnen Theile ähnlich, wie diese, behandelt werden können. Es leuchtet ein, daß weltliche Homilien, des größern Stoffreichthums und der schon mit der Aufgabe gegebenen Haupteintheilung wegen, dem Schüler leichter werden müssen, als Chrien oder Entwickelungen einzelner Sprüche überhaupt.

§. 24. Fortsetzung (Abhandlungen). — Wir kommen nun zu denjenigen Abhandlungen, an denen der Schüler sich vor allen andern im Eintheilen und Disponiren, überhaupt in logisch strenger Durcharbeitung des Stoffes üben kann, und die daher auch mit Recht auf den obern Classen, besonders in Prima, die erste Stelle einnehmen; es sind die Erörterungen und Untersuchungen. Sie stimmen darin überein, daß in ihnen ein Gegenstand von verschiedenen Seiten sorgfältig betrachtet und darüber ein möglichst vielseitiger Aufschluß gegeben wird, und unterscheiden sich nur dadurch, daß der Stoff zu Erörterungen mehr durch Nachdenken und Erfahrung, zu Untersuchungen mehr durch Studien gewonnen wird. Die Frage: „Warum sind Kenntnisse höher zu schätzen, als Reichthum?" führt zu einer Erörterung, die Frage: „Welche Umstände förderten die Verbreitung des Christenthums?" zu einer Untersuchung. Indessen gehen begreiflicher Weise diese Arten leicht ineinander über. Von den Entwickelungen, Chrien und weltlichen Homilien unterscheiden sich beide wesentlich, indem in jenen die Wahrheit oder die Hauptidee als Thema hingestellt ist, und die Ausführung dieselbe zu entfalten, zu begründen und fruchtbar zu machen hat, während hier das Wahre erst zu ermitteln und zur Darstellung zu bringen ist. Der Stoff läßt sich aus den verschiedensten Gebieten entnehmen; in Schulen wird man wohlthun, sich vorzugsweise an die Staaten-, Cultur- und Literaturgeschichte, Geographie, Naturwissenschaft und Aesthetik zu wenden, doch auch die moralischen und psychologischen Themata nicht ganz zu verschmähen.

Seitdem in den Schulen eine eingehende, mit Erläuterung und Kritik verbundene Lectüre der deutschen Classiker üblich geworden ist, hat man unter die deutschen Stylübungen auch schriftliche Erläuterungen und Kritiken vorliegender Lesestücke, insbesondere von Gedichten, aufgenommen. Diese Aufsätze können wieder sehr mannigfacher Art sein: es kann bloß Erläuterung, oder bloß Kritik, oder Beides verlangt werden; Erläuterung und Kritik können sich aber wieder auf sehr verschiedene Dinge beziehen, z. B. bei einem Gedichte auf Sprachliches, Metrisches, innern Bau, Grundidee, Inhalt u. s. w. Bei einer hieher gehörigen Aufgabe ist es daher empfehlenswerth, immer genau zu bezeichnen, was man verlangt, und, wenn Mancherlei gefordert wird, ein Schema zu dictiren, an das sich die Schüler zu halten haben. Ist eine Dichtung sehr umfassend, so ist es rathsam, in einer Aufgabe sie auch nur von einer Seite in's Auge fassen zu lassen, z. B. Schiller's Lied von der Glocke mit Rücksicht auf den innern Bau. Manche kleinere Gedichte können als Themata zu weltlichen Homilien dienen, z. B. die Schiller'schen im Handbuche I, S. 204. Andere läßt man aus mehreren Gesichtspunkten, die aber alle einer

Hauptseite angehören, betrachten, z. B. mit Rücksicht auf Metrum, Vers- und Strophenform, etwaige metrische Licenzen, Cäsur, Hiatus, Elision, Reime, Assonanz, Alliteration, Vertheilung des Inhalts in die Strophenform, Angemessenheit des Rhythmus, der Vers- und Strophenform, der Reime zum Inhalt u. s. w. Manche Balladen bieten, wenn man sie mit ihren Quellen vergleicht, Stoff zu nützlichen und bildenden schriftlichen Arbeiten. Und so lassen die in diesen Kreis fallenden Aufgaben noch mannigfache Abwechselungen und Combinationen zu. Bei allen aber ist zu wünschen, daß das Bestreben der Schüler mehr auf Eindringen in den Geist und die Intentionen des Dichters, mehr auf Verständniß und Auffassung der Vorzüge eines Gedichtes, als auf Kritik, auf Lob und Tadel gerichtet seien.

§. 25. Parallelen, Vergleichungen und Entgegenstellungen. — Eine ergiebige Quelle anziehender Aufgaben liegt in der Vergleichung und Entgegenstellung, sei diese nun erzählend, oder beschreibend, oder betrachtend, entwickelnd, erörternd, untersuchend, oder gemischter Natur. Erzählende Parallelen werden selten rein und ungemischt sich finden; sie gehen leicht in vergleichende Schilderung und Betrachtung über. Im Handbuche gehört das erste Prosastück „Haller und Hagedorn“ hieher; in ähnlicher Weise ließen sich etwa Goethe's und Schiller's Kindheit und Jugend vergleichend behandeln. Bei der nebeneinanderstellenden Erzählung, wie beim Parallelisiren überhaupt, hat man darauf zu achten, daß die beiden Ganzen in die rechte Anzahl von Gliedern, die man paarweise einander gegenüberstellt, zerfallen. Es wäre offenbar dem Gesetz der Ueberschaulichkeit zuwider, wenn man erst das eine Ganze und dann das andere, jedes stetig, darstellte; man würde dann, wenn auch beide Darstellungen noch so ebenmäßig und übereinstimmend gehalten und gegliedert wären, doch dem Leser die Mühe des Rückblickens und des Zusammenstellens der einzelnen Glieder zumuthen. Andrerseits hat man sich aber auch vor einer zu weit gehenden Zerstückelung der beiden Stoffe zu hüten, da nicht bloß die Theile, sondern auch die beiden Ganzen in Vergleich gestellt sind, und daher die Anschauung beider festgehalten werden muß.

Unter den beschreibenden Parallelen sind besonders die vergleichenden Charakteristiken bemerkenswerth, die man vorzugsweise unter dem Namen Parallelen begreift. Sie können entweder zwei Charaktergattungen (z. B. den Neugierigen und den Wißbegierigen), oder zwei individuelle Charaktere (meistens historische oder literarhistorische Personen) nebeneinanderstellen; ferner lassen sich allgemeinere historische Erscheinungen, Zustände, Einrichtungen, ganze Staaten und Völker in Vergleich bringen; desgleichen läßt sich aus dem Gebiete der Geographie, der Naturgeschichte, der Klimalehre, überhaupt der Naturkunde, Stoff zu anziehenden Parallelen gewinnen. Hierbei ist überall festzuhalten, daß zu solchen Aufgaben sich nicht bloß Gegenstände eignen, die ähnliche Eigenschaften, sondern auch solche, die entgegengesetzte, und solche, die ähnliche neben entgegengesetzten oder auch bloß verschiedene Eigenschaften haben. Eine besondere Erwähnung verdient eine Art vergleichender Betrachtungen, die man allegorisirende Parallelen nennen könnte, bei welcher die beiden in Vergleich gestellten Objecte nicht, wie sonst gewöhnlich in Parallelen, auf gleicher Reihe, in gleichem Range stehen, sondern das eine nur als Bild oder Spiegel des andern dient, wie in den Aufgaben: „Die Welt ein Jahrmarkt“; „Der Mensch ein Pilger“. Dann heben wir noch als eine sehr anzuempfehlende Uebung die Vergleichung von Dichtungen ähnlichen Inhaltes hervor, die, wie die Betrachtung eines einzelnen Gedichtes, entweder auf eine oder auf mehrere Seiten (Versbau, Sprache, Composition, Motive, Charakterzeichnung u. s. w.) gerichtet sein kann. — In allen genannten Arten von Parallelen wechselt die Schilderung vielfach mit Betrachtung, Erörterung, Untersuchung und Erzählung.

§. 26. Gespräche. Es ist sehr rathsam, zwischen die Uebungen in Abhandlungen, die man mit Recht auf den obern Classen vorwalten läßt, bisweilen eine Uebung im Gesprächsstyl einzureihen. Bewegen sich die stylistischen Uebungen ununterbrochen in Entwickelung, Erörterung, Untersuchung, Betrachtung, so wird dem Schüler zur Anwendung einer Menge von Wendungen und Darstellungsformen kein Anlaß geboten, die zwar im geselligen Leben ihm entgegentreten, aber behufs des schriftlichen Gebrauchs der Veredlung bedürfen. Die Uebungen in der Gesprächsform sollen ihm Gelegenheit geben, Natürlichkeit, Leichtigkeit und Lebendigkeit der Darstellung mit Gewähltheit, Bündigkeit und Ordnung zu verbinden, und sollen auch auf seine Conversation veredelnd zurückwirken. Ein gewöhnlicher Fehler, in den besonders Schüler, die sich längere Zeit in Abhandlungen geübt haben, bei der Anwendung der Gesprächform leicht verfallen, ist der, daß sie die Personen, statt mit einander, bloß nach einander reden lassen. Gewöhnlich vertritt dann eine die Ansichten des Verfassers und bestreitet die Hauptkosten der Unterhaltung, während die andere nur hier und da eine Einwendung macht und sich zuletzt für überzeugt und überwunden erklärt. Behandelt man so das Gespräch, so ist es allerdings eine der leichtesten Stylformen, während das echte Gespräch, das, wie ein Drama, die Personen in lebendige Wechselwirkung setzt, zu den schwierigsten und zugleich übendsten Stylgattungen gehört. Stellt man sich noch weiter die Aufgabe, daß die Theilnehmer des Gesprächs als Charaktere, nicht bloß

als Träger bestimmter Ansichten, sich darstellen, daß ihre Aeußerungen mit ihrer Denk- und Empfindungsweise zusammenstimmen und als natürliches Ergebniß ihrer ganzen Persönlichkeit und Lebenslage erscheinen: so steigert sich die Abfassung eines Gesprächs zu einem künstlerischen Schaffen, das nicht Jedermanns Sache und nicht von Jedem zu fordern ist. Indeß schließen auch die leichtern Gesprächsarten manche übende Elemente in sich. Schon auf den mittlern Classen lassen sich Gespräche nach Erzählungen oder nach Räthseln bilden. Bei jenen ist der Zweck, das zu Erzählende durch unmittelbare Gegenwart der Redenden und Handelnden zu versinnlichen, bei diesen, das Aufgeben, Suchen, Fehlgreifen und endliche Finden an einem Kreise mitwirkender Personen lebendig darzustellen. Höher hinauf sind andere Stoffe zu wählen, und zwar bieten sich zunächst Gegensätze, wie „Stadt und Land", „Krieg und Frieden", „Für und wider Eisenbahnen" als leicht zu behandelnde Themata dar. Doch muß nicht nothwendig eine Streitfrage Gegenstand des erörternden Gesprächs sein, da ja auch irgend Etwas aus der äußern oder innern Erfahrung, worüber die Redenden durchaus nicht im Streit sind, sondern Aufklärung suchen, zum Gespräch einen natürlichen Anlaß bietet.

So sehr ein gutes Gespräch sich dem Anscheine nach in völliger Freiheit bewegt, so muß ihm doch ein fester Plan, eine wohlgeordnete Disposition zu Grunde liegen. Bei solchen Gesprächen, die eine Streitfrage behandeln, thut der Schüler wohl daran, sich zwei Parallel-Dispositionen vorzulegen, worin die streitenden Ansichten Punkt für Punkt einander gegenübergestellt sind. Es versteht sich aber, daß in der Ausführung dieses Doppelschema nicht hervorblicken darf, sondern der Schein einer freiern Bewegung der Gedanken gewahrt sein muß. Je schwieriger oft das Letztere, und je mehr Kunst überhaupt auf die Darstellung im Gespräche zu verwenden ist, um so mehr ist es anzuempfehlen, zu den ersten Uebungen dieser Art Stoffe zu benutzen, die bereits früher in Abhandlungen bearbeitet worden sind.

§. 27. Reden. — Unter den zahlreichen Arten von Reden (der gerichtlichen, parlamentarischen, Kanzel-, Tauf-, Trau-, Grab-, Fest-, Gedächtnißreden u. s. w.) gibt es nur wenige, die der Schuljugend zur Uebung empfohlen werden können. Eine echte Rede muß eine Casualrede sein, d. h. durch einen hervorstechenden Fall, einen bestimmten Anlaß hervorgerufen, der den Einzelnen bestimmt, vor einer Versammlung als Sprecher aufzutreten, um sie für seine Ansichten zu gewinnen, ihre Entschlüsse nach seinem Wunsche zu lenken, ihre Gefühle in seinem Sinne zu erregen. Solche Anlässe bietet das Schulleben nicht leicht; und wenn sie sich ergeben, so ist gewöhnlich nicht sowohl der Schüler, als der Lehrer berufen, vor der Gesammtheit als Redner aufzutreten. Fingirt man aber dergleichen Fälle und Anlässe, so entsteht die Gefahr, die wir bei allen Stylübungen so gerne vermieden wissen möchten, daß der Schüler in unwahre Declamation und hohles Wortgepränge verfällt. Und doch sind Uebungen in der Redeform für den Schüler aus manchen Gründen zu wünschen. Die Veranlassungen zu mündlichen Vorträgen, welche die öffentlichen Prüfungen bieten, kommen zu selten, und die dann gehaltenen Reden fordern, eben weil sie öffentlich sind, ganz eigene Rücksichten. Deshalb möchten von Zeit zu Zeit wiederkehrende Redeübungen, auf den Kreis der Schule beschränkt und mit Vermeidung öffentlicher Schaustellung, vor der versammelten Anstalt oder einigen Classen, in Gegenwart mehrerer oder aller Lehrer angestellt, sehr zu empfehlen sein. Zu solchen Redeacten wären vorzugsweise Jahrestage denkwürdiger Ereignisse, Geburts- und Sterbetage verdienter und großer Männer zu wählen, und es würde dann nicht an angemessenem Redestoffe fehlen. Denn die Schule ist eine Pflanzstätte der Religiosität, der Humanität, der Wissenschaft und Kunst, der Cultur im weitesten Sinne; die Helden aller dieser sind auch die ihrigen; die Schule ist eine vaterländische Anstalt, die patriotischen Männer sind die Leitsterne, an denen der Blick der vaterländischen Jugend hängen soll; die Schule gehört einer Provinz, einer Stadt an; allen Männern, die sich um diese Verdienste erworben haben, gebührt der Dank und die Anerkennung der Anstalt; die Schule hat auch ihre eigene Geschichte, auch diese kann Gelegenheit zu erhebender Erinnerung bieten. Nicht minder kann das Lob einer Wissenschaft, für die sich ein Jüngling besonders begeistert, ein passender Redestoff sein. In diesem Sinne sind denn auch unten in der Aufgabensammlung einige Themata aufgestellt. Eine andere Gruppe von Aufgaben, die sich dort findet, verlangt, daß der Schüler sich in einen wichtigen Moment des Lebens einer historischen Person versetze, und sich in ihrem Sinne als Redner vor einer fingirten Versammlung auftretend denke. Hierbei ist Nichts für die Wahrhaftigkeit des Schülers zu besorgen; denn Alles vereinigt sich ja, das Bewußtsein festzuhalten, daß man es hier nur mit einer rhetorischen Uebung zu thun habe. Meistens sind dergleichen Themata zur bloßen schriftlichen Bearbeitung, nicht zu mündlichen Vorträgen bestimmt. Wenn aber auch Letzteres der Fall ist, so erscheint das Ganze nichtsdestoweniger allen Betheiligten, den Zuhörern, wie dem Vortragenden, im Lichte eines zur Uebung angestellten rhetorischen Spiels; und es lassen sich daher um so unbefangener Erörterungen und Ausstellungen über Vortrag und Gesticulation anknüpfen.

§. 28. Metrische Uebungen. — In neuerer Zeit hat man sich von mehreren Seiten

her lebhaft für die Einführung deutscher metrischer Uebungen in die Schulen ausgesprochen. In der That möchte auch in wenig andern Arbeiten eine solche Geistes-Gymnastik liegen, und wenige gleich rasch zu einer bedeutenden Herrschaft über die Sprache führen. Was man über die Gefahr geäußert, daß durch sie der krankhafte Hang zum Versemachen genährt werde, erscheint bei genauerer Prüfung als ungegründete Besorgniß. Im Gegentheil werden unter der Leitung eines verständigen Lehrers diese Uebungen zu einem Präservativmittel gegen die gefürchtete Krankheit. Durch sie kann es dem Schüler am leichtesten zum Bewußtsein gebracht werden, wie schwer es ist, auch nur den äußern formellen Anforderungen, die man an ein Gedicht stellen muß, zu genügen, und wie wenig ein versificirtes Redestück durch bloße äußere technische Vollendung zum Gedichte wird. Es wäre sicher kein Uebel, wenn Gewandtheit im Versificiren Eigenthum jedes Gebildeten würde. Man käme dadurch am gewissesten dahin, nur den für einen Dichter anzusehen, der einen genialen Gehalt in die schöne Form zu legen weiß.

Da für dergleichen Uebungen noch wenig geschehen ist, und, wenn sie nicht gehörig abgestuft werden und mit zu schwierigen Aufgaben beginnen, die Schüler leicht den Muth verlieren: so erscheint eine sorgfältig angelegte Sammlung metrischer Aufgaben nebst einer eingehendern Anleitung zur Lösung derselben, wie sie hier der Raum nicht zu geben verstattet, für die Schulen wünschenswerth. Ich habe eine solche Sammlung versucht und gedenke sie nächstens zu veröffentlichen; einstweilen erlaube ich mir, die Lehrer auf zwei Abhandlungen im Archiv für den deutschen Unterricht (Düsseldorf 1843, I, 127 ff. u. 1844, IV, 119 ff.) zu verweisen, an welche sich die hier gegebenen Winke anschließen.

Nachdem aus der Theorie das Nöthige mitgetheilt, und als erste Uebung das Wiederordnen reimloser Verse, die man in gestörter Ordnung dictirt hat, vorgenommen worden ist: kann man mit Schülern der obern Classen zum selbständigern Bauen reimloser jambischer Fünffüßler übergehen. Angemessenen Stoff zu vorbereitender Uebung bietet das von Goethe unter dem Titel Elpenor unvollendet hinterlassene Schauspiel, worin der jambische Fünffüßler, als herrschender Vers, mit kürzern oder längern jambischen, auch zuweilen mit trochäischen, daktylischen und anapästischen Versen wechselt. Man kann sich nun die Aufgabe stellen, eine Partie des Stückes, etwa die Erzählung der Antiope vom Verlust ihres Sohnes (I, 4) in reinere fünffüßige Jamben, bei möglichster Schonung des Inhaltes, umzuwandeln. Andere Stellen, z. B. der Schluß des genannten Auftrittes, wo Antiope den Elpenor zum Rachegelübde auffordert, eignen sich zu Uebungen im reimlosen trochäischen Fünffüßler. Daran reiht sich zweckmäßig die Bearbeitung einer geeigneten Prosa-Dichtung in jambischen Quinaren, wie etwa der Paramythie „Der sterbende Schwan" von Herder (II, 102):

> „Muß ich allein denn stumm, gesanglos sein?"
> Sprach traurig zu sich selbst der stille Schwan,
> Im Glanz des schönsten Abendroths sich badend u. s. w.

Sodann könnte die Uebersetzung eines Bruchstückes aus einer französischen oder englischen Tragödie in reimlosen jambischen Quinaren folgen. Wenn die Schüler des Englischen hinreichend mächtig sind, so beginnt man zweckmäßig mit einem englischen Stücke, da die Uebertragung aus dem französischen Alexandriner mit eigenen, in der regelmäßigen Gliederung des Verses begründeten Schwierigkeiten verknüpft ist. Bevor man hierauf weiter zu gereimten jambischen und trochäischen Versen schreitet, ist es rathsam, Versuche im heroischen und elegischen Versmaße vorangehen zu lassen. Auch hier wird der Anfang mit dem Wiederordnen und Ergänzen perturbirter und verstümmelter Hexameter und Pentameter zu machen sein. Dann lassen sich Versuche in Gnomen und Epigrammen in Distichenform anschließen, zu denen der Stoff entweder vom Lehrer dictirt, oder vom Schüler aus der Lectüre gesammelt wird (Archiv 1844, IV, 122); oder es werden einige in poetischer Prosa abgefaßte Stücke (wie Geßner'sche Idyllen, Hirschfeld'sche Landschaftsbilder, Partien aus Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, schwungreiche Stellen aus Schiller's ästhetischen Abhandlungen) zur Bearbeitung in heroischem und elegischem Versmaße aufgegeben. Weiter mögen dann auf Gymnasien metrische Uebersetzungen leichterer Partien aus lateinischen und griechischen, in jenem Maß abgefaßten Dichtungen, auf Realschulen Uebertragungen epischer, idyllischer und beschreibender französischer Dichtungen in heroischem Versmaße folgen.

Hierauf scheint es angemessen, zu den jambischen und trochäischen Maßen, mit Hinzunahme der daktylischen, zurückzukehren, und die Schwierigkeit des Reims hinzutreten zu lassen. Auch hierbei ist vom ganz Leichten durch viele Mittelstufen zum Schwersten fortzuschreiten. Zuerst wird den Schülern ein ihnen unbekanntes Gedicht dictirt, worin viele oder alle Reime durch Aenderung der Construction und durch Substitution sinnverwandter Ausdrücke und Wendungen getilgt sind, und von ihnen die Wiederherstellung der Gleichklänge verlangt. Hierauf versucht man, ein reimloses Gedicht, das seinem Charakter und Rhythmus nach den Reim nicht verschmäht, etwa Act V, Sc. 6 der Phädra von Racine (vgl. Archiv 1844, IV, 145), mit Gleichklängen zu versehen. Erst dann wird man

die Forderung einer treuern gereimten Uebersetzung eines französischen oder englischen Gedichtes machen können. Als Vorübung hierzu könnte man noch die Uebertragung mittelhochdeutscher Gedichte in's Neuhochdeutsche vorangehen lassen.

Geht man alsdann zur metrisch treuen Nachbildung solcher lateinischen und griechischen Gedichte über, die in complicirten antiken Versmaßen verfaßt sind, so beginne man auch hier mit den leichtern Strophenformen, etwa mit der Sapphischen, und steige von dieser zu den schwierigern hinauf. Es wäre nun noch die Frage, ob man, zum Schlusse der metrischen Uebungen, von den Schülern freie metrische Arbeiten verlangen solle. Ich bin nicht dafür, namentlich nicht für lyrische freie Arbeiten. Man verleitet dadurch gar zu leicht zum Spielen und Schönthun mit Gefühlen und gewöhnt an Scheinwesen und Unwahrheit. Die Schule hat ja auch bei diesen Uebungen andere Zwecke im Auge, als den, Poeten und Poetaster zu bilden. Kommt sie hierbei gelegentlich auch einmal einem wahren Dichtertalente zu Hülfe, so kann ihr das sehr erfreulich sein, ohne daß sie darum, einem Einzelnen zu lieb, solche Uebungen über Gebühr steigern wird. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß man selbst Jünglinge von entschiedenem Talente für Poesie recht lange bei gegebenen Stoffen festhalten und sie anleiten müsse, dieselben nach den Forderungen der Kunst zu gestalten. Die keimenden Schätze ihres Innern mögen sie erst in schweigendem Busen sich entwickeln lassen; die Welt wird Nichts dabei verlieren, wenn sie erst später und reifer an's Licht treten. Ich rathe daher, die metrischen Uebungen in der Schule, wenn man zu den vorigen noch etwas hinzufügen will, mit halbfreien Arbeiten zu beschließen, d. h. mit solchen, die, sich an gegebene Stoffe anlehnend, zugleich schon eine freiere Geistesthätigkeit des Schülers verlangen, also etwa mit der poetischen Bearbeitung solcher Stellen und Stoffe aus Prosaschriften, die sich zu poetischen Beschreibungen, Genre-Bildchen, Erzählungen, zu Idyllen, Balladen u. dgl. umgestalten lassen, wie deren in den mehrfach angezogenen Abhandlungen eine größere Anzahl bezeichnet ist.

Sammlung von Aufgaben.

I. Erzählungen und historische Darstellungen.

1. Freie Nacherzähl. des 21. Buchs der Odyssee.
2. Odysseus auf der Insel der Phäaken (Od. VII).
3. Nisus und Euryalus (frei nach Virgil's Aen. IX, 176 ff.).
4. Trojas Untergang (Aen. II).
5. Siegfried's Ermordung, nach dem Nibelungenliede (s. oben S. 59 f.).
6. Freie Nacherzählung der Aventiure: Wie Gunter unde Hagene unde Kriemhilde wurden erslagen (S. 62 ff.).
7. Inhalt von Goethe's Hermann und Dorothea.
8. Hippolyt's Tod, nach Racine's Phädra (Act V).
9. Die Schlacht bei Marathon (Herod. VI, 102 ff.).
10. Leben des Themistokles, nach Nepos.
11. Aufbruch der Athener aus ihrer Vaterstadt im Jahre 480.
12. Rückkehr des Alcibiades nach Athen (Xenoph. Hell. I, 4. 11 — 20).
13. Die Pest in Athen (nach Thucydides).
14. Rettung Roms durch M. Manlius (Liv. V, 47).
15. Hannibal's Uebergang über die Alpen, nach Livius.
16. Zug der Helvetier nach Gallien (nach Cäsar's B. G.).
17. Cäsar und Ariovist (nach Cäsar's B. G. I, 30 ff.).
18. Erlebnisse in den letzten Ferien.
19. Eine Turnfahrt.
20. Fatalitäten eines Ausflugs auf das Land (Der abgekühlte Naturenthusiast).
21. Der Spieler.
22. Curriculum vitae (a. gedrängter, b. ausführlicher).

II. Beschreibungen und Schilderungen (theilweise in Briefform zu behandeln).

23. Eine der vier Jahrszeiten (s. Styll. §. 21).
24. Eine Ueberschwemmung (oder allgemeiner: Das Wasser als verheerendes Element — mehr betrachtend).
25. Eine Feuersbrunst (oder allgemeiner: Das Feuer als zerstörendes Element).
26. Ein Eisgang.
27. Der Wald im Winter (Winter-Physiognomie des Waldes).
28. Die Eiche.
29. Das Pferd.
30. Kampf des Frühlings mit dem Winter.
31. Physiognomie unsrer Stadt im Winter.
32. Die Eisbahn.
33. Winterfreuden.
34. Die Boten des Frühlings.
35. Eine Scene in der Wüste.
36. Die Savannen.
37. Des Nadowessiers Todtenfeier (nach Schiller's Gedicht).
38. Beschreibung einer bestimmten Gartenanlage, eines Parks.
39. Schilderung einer bestimmten Aussicht (in der Nähe des Wohnorts der Schüler).
40. Mein Lieblingsspaziergang.
41. Der frühe Morgen in einer großen Stadt.
42. Morgenfrühe auf dem Lande.
43. Die Localitäten in Goethe's Hermann und Dorothea, im Zusammenhange beschrieben.
44. Die mannigfaltigen Beschäftigungen der Menschen, von einem Thurme aus betrachtet.
45. Das Leben am Bahnhofe (Ankunft, Abfahrt eines Eisenbahnzuges).
46. Schilderung des städtischen Lebens und Treibens aus dem Gesichtspunkte eines Dorfknaben.
47. Schilderung einer theatralischen Aufführung aus demselben Gesichtspunkte.
48. Der Jahrmarkt.
49. Die Brandstätte zu N.
50. Das Feldlager.
51. Das Weihnachtsfest.
52. Beschreibung einer Schulfeierlichkeit.
53. Festlichkeiten bei Anwesenheit des Königs.
54. Der Zug der Auswanderer (vgl. Goethe's Hermann und Dorothea).
55. Ein römisches Lager (vorausgesetzt, daß die Schüler mit den betreffenden Antiquitäten vertraut sind).
56. Altrömisches Leichenbegängniß eines Vornehmen.
57. Ahasver in zwei oder mehreren Zeitepochen an derselben historisch bedeutsamen Stelle (vgl. Rückert's „Chidher" I, 288).
58. Der Rhein (aus rein geographischem Gesichtspunkte).
59. Die Donau (Elbe, Oder u. s. w.).
60. Die Pyrenäen-Halbinsel, topisch beschrieben.
61. Das Dampfmaschinen-Modell unsrer Anstalt (technische Beschreibung).
62. Die Elektrisirmaschine der Anstalt.
63. Beschreibung eines Gemäldes, eines Kupferstichs in der Anstalt, einer Kirche der Stadt, einer öffentlichen Kunstausstellung u. s. w.

64. Beschreibung eines architektonischen Kunstwerks (Kirche, Rathhaus, Thor u. s. w.).
65. Beschreibung eines bedeutenden Werkes der Sculptur (nach dem Original oder Gypsabgusse).
66. Heimkehr der Griechen (Beschreibung eines in der Phantasie nach Schiller's „Siegesfest" entworfenen Gemäldes).
67. Abfahrt nach Troja (gleich dem vorigen nach Euripid. Iphigenie, übersetzt von Schiller, Chor 1).
68. Abel's Opfer, biblisches Gemälde.
69. Eine Gruppe aus dem Leben Josephs, dsgl.
70. Eine Scene aus der Sündfluth, dsgl.

III. Charakteristiken.

71. Der geschäftige Müßiggänger.
72. Der Mann nach der Uhr.
73. Der Unglücksvogel (Meister Ungeschick, vgl. I, 366 „Unglück").
74. Der Unordentliche.
75. Der Aufschneider.
76. Der Tagedieb.
77. Der Parasit.
78. Der Umstandskrämer.
79. Der zudringliche Höfliche.
80. Der Naturenthusiast.
81. Der Lachlustige.
82. Der Mann des Friedens à tout prix.
83. Der Citatenkrämer.
84. Der Rechthaber.
85. Der Zerstreute.
86. Der Raritätensammler.
87. Der Neuigkeitskrämer.
88. Hans Immerletzt (der stets zu spät kommt).
89. Der heitere Alte.
90. Der Sanguiniker.
91. Der Phlegmatische.
92. Der jüngere Cyrus (nach Xenophon).
93. Themistokles.
94. Aristides.
95. Epaminondas.
96. Alexander der Große.
97. Die Athener.
98. Die Spartaner.
99. Hauptcharakterzüge der alten Römer.
100. Hannibal.
101. Die beiden Gracchen.
102. Julius Cäsar.
103. Cicero.
104. Cäsar Germanicus.
105. Der Kaiser Tiberius.
106. Die Hauptcharakterzüge der Germanen.
107. Die Gallier.
108. Karl der Große.
109. Allgemeine Charakteristik des Mittelalters.
110. Gottfried von Bouillon.
111. Friedrich Barbarossa.
112. Karl V.
113. Karl XII. von Schweden.
114. Die Holländer (ethnograph. Charakteristik).
115. Die Engländer.
116. Achill, ein Charakterbild nach Homer (bes. Il. I, IX, XXII).
117. Charakter Hagen's im Nibelungenliede.
118. Kriemhilde.
119. Rüdiger von Bechlaren.
120. Der Apotheker in Goethe's Hermann und Dorothea.
121. Hermann's Eltern (ebendas.).
122. Hermann (ebendas.).
123. Werner in Lessing's Minna von Barnhelm.
124. Riccaut de la Marlinière (ebendas.).
125. Just (ebendas.).
126. Franziska (ebendas.).
127. Der König in Schiller's Jungfrau von Orleans.
128. Johanna (ebendas.).
129. Dunois (ebendas.).
130. Thoas in Goethe's Iphigenie.
131. Eriphyla in Racine's Iphigenie in Aulis.
132. Lady Macbeth (Shakspeare).

IV. Abhandlungen

(über Sprichwörter und Sentenzen, großentheils auch zu Chrien geeignet).

133. Wenn Nichts im Mörser ist's, gibt's großen Lärm.
134. Sparen ist ein großer Zoll.
135. Jung gewohnt, alt gethan.
136. Was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr.
137. Gedanken sind zollfrei (zu prüfen).
138. Eile mit Weile.
139. Ende gut, Alles gut (für und wider).
140. Kommt Zeit, kommt Rath (desgl.).
141. Hochmuth kommt vor dem Falle.
142. Die Morgenstunde hat Gold im Munde.
143. Eine Schwalbe macht nicht den Sommer.
144. Müßiggang ist aller Laster Anfang.
145. Qui bene latuit, bene vixit (zu prüfen).
146. Contentement passe richesse.
147. Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait.
148. Necessity is the mother of invention.
149. Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.
150. Die kleine Biene steht dem Feind so ritterlich,
Weil sie für sich Nichts ist; sie fühlt ihr Volk in sich.
151. Die Namen sind in Erz und Marmorstein
So wohl nicht aufbewahrt, als in des Dichters Liede.
152. Ein Knecht, wer dient der Zeitlichkeit;
Wer Gott dient, der nur ist befreit.
153. Wo große Höh', ist große Tiefe.
154. Dem Himmel sag' für Schmerz, der dich veredelt, Dank!
155. Wenn Gaben ungeübt in uns verderben,
So sterben wir uns ab vor unserm Sterben.

156. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, noch über Weh zu klagen.

157. Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

158. Dein Auge kann die Welt trüb oder klar dir machen,
Wie du sie ansiehst, wird sie weinen oder lachen.

159. Der Starke ist am mächtigsten allein (zu prüfen).

160. Der Siege göttlichster ist das Vergeben.

161. Der Uebel größtes ist die Schuld.

162. Durch Lehre klug von Hundert Keiner,
Durch Beispiel klug von Hundert Einer,
Durch Proben klug von Hundert Zwei,
Durch Schaden klug von Hundert Drei.

163. Gedenk des Sturms bei heitrer Zeit.

164. Ein Stein, oft hin und her gewälzt, begrast nicht leicht.

165. Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand.

166. Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir,
Doch, daß Menschen wir sind, richte dich freudig empor.

167. Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben;
Willst Du die Andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

168. Unaufhaltsam enteilet die Zeit; sie sucht das Beständ'ge;
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

169. Euch, ihr Götter, gehöret der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

170. Mäßige Freuden erquicken dich Tag auf Tage, wie Hausbrot;
Große, wie Zuckerbrot, zeugen den Ekel geschwind.

171. Sei Poesie wie das Rosenöl aus tausend und tausend
Köstlichen Blüthen gepreßt, welche das Leben uns bringt.

172. Sorglich verschließt ihr die Thür jedweder Gattung von Dieben,
Nur nicht der schlimmsten Art, die um die Zeit euch bestiehlt.

173. Recht so, ihr Männer des Handels, der Industrie und der Bildung,
Bindet den schlummernden Mars stärker und stärker uns an!

174. Those wounds heal ill, that men do give themselves.

175. Early to bed, and early to rise
Makes a man healthy, wealthy and wise.

176. Principiis obsta.

177. Erst wäge, dann wage.

178. Schätze hebt man schweigend.

179. Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens (zu prüfen).

180. Ubi bene, ibi patria (zu würdigen).

181. Nous désirerions peu de choses avec ardeur, si nous connaissions parfaitement ce que nous désirons.

182. Ora et labora.

183. Tantum scimus, quantum memoria valemus.

184. Pectus disertum facit (zu prüfen).

185. Fortes fortuna juvat.

186. Non scholae, sed vitae discimus.

187. Consuetudo est altera natura.

188. Es ist leichter, eine Begierde zu unterdrücken, als allen folgenden zu genügen.

189. Argwohn weckt Verrath. (Quiconque est soupçonneux, invite à le trahir).

190. Il n'est si beau jour qui n'amène sa nuit.

191. Le désespoir ne remède à rien.

192. Sandkörner machen den Berg, Minuten das Jahr.

193. Gott gibt den Vögeln Speise, aber sie müssen sie suchen, den Kindern Nüsse, aber sie müssen sie knacken.

194. Mach' Heu, wenn die Sonne scheint!

195. Der Mensch bedarf des Menschen.

196. Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist.

197. Im Unglück halt aus, im Glück halt ein!

(Ueber Staaten- und Culturgeschichte.)

198. Welche Umstände beförderten Schifffahrt und Handel der Phönicier?

199. Wodurch wurde Griechenland der früheste Sitz der Bildung in Europa?

200. Woher kam es, daß in den Perserkriegen die Hegemonie von Sparta an Athen überging?

201. Ueber den Einfluß der Nationalspiele der Griechen.

202. Athen als Hauptsitz griechischer Bildung.

203. Solon's Verdienste um seine Vaterstadt.

204. Wodurch hat Athen seinen Untergang verschuldet?

205. Für und wider Lykurg's Verfassung.

206. Griechenland ist das Deutschland des Alterthums (Niebuhr).

207. Was erleichterte dem Könige Philipp von Macedonien die Unterdrückung Griechenlands?

208. Alexander der Große bezeichnet einen Wendepunkt in der alten Geschichte.

209. Was veranlaßte die Vertreibung der Tarquinier aus Rom?

210. Sind die Römer undankbar gegen L. Manlius gewesen?

211. Worauf rechnete Hannibal, als er den Kampf mit Rom unternahm?

212. Warum zog Hannibal den Uebergang über die Alpen dem Seewege nach Italien vor?

213. Warum zog Hannibal nach der Schlacht bei Cannä nicht gegen Rom?

214. Handelten die Römer weise, daß sie Karthago zerstörten?

215. Einfluß der punischen Kriege auf die Römer.

216. Woran scheiterten die Reformversuche der Gracchen?

217. Ursachen der Ausartung des römischen Volkes in den letzten Zeiten der Republik.

218. Warum trugen die Römer August's Herrschaft leichter, als Cäsar's Dictatur?

219. Ueber die Gladiatorenspiele der Römer und ihren Einfluß.

220. Warum mißlang den Römern die Unterwerfung der Germanen?

221. Welche Umstände förderten die Verbreitung des Christenthums?

222. Woraus erklärt sich die rasche Verbreitung des Islams im 7. und 8. Jahrhundert?

223. Wichtigkeit des Sieges Karl Martell's über die Araber.

224. Culturzustand Europas zur Zeit Karl's des Großen.

225. Veränderungen der bürgerlichen Zustände durch die Kreuzzüge.

226. Ueber die Städtebündnisse des Mittelalters.

227. Ursachen des Verfalls des hohenstaufischen Hauses.

228. Folgen der Entdeckung Amerika's für Europa.

229. Mit welchem Rechte setzt man den Anfang der neuern Geschichte um den Beginn des 16. Jahrhunderts?

230. Folgen des westphälischen Friedens für Deutschland.

231. Wodurch erlangte Frankreich seit dem 30jährigen Kriege sein politisches Uebergewicht in Europa?

332. Die Verdienste des deutschen Ordens um Preußen.

233. Die Bedeutung Friedrich's I. für Preußen.

234. Auf welchen Grundlagen ruht die Macht Englands?

235. Ueber den Einfluß, den die Deutschen auf die Geschicke und die Bildung anderer Nationen gehabt haben.

236. Ueber den Einfluß der Erfindung der Buchstabenschrift.

237. Einfluß der Schifffahrt und des Handels auf die Gesittung der Menschen.

238. Der Ackerbau, der Anfang aller menschlichen Cultur.

239. Folgen der Erfindung des Schießpulvers.

240. Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst.

241. Ueber die Folgen der neueren Verkehrserleichterungen.

242. Wichtigkeit der Dampfkraft für Handel, Gewerbfleiß und Gesittung.

243. Wichtigkeit der Telegraphen.

244. Ueber den Glauben an ein goldenes Zeitalter.

245. Für und wider den Glauben an die fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechtes.

246. Ist die Gegenwart der Poesie weniger günstig, als frühere Zeiten?

247. Gegen die laudatores temporis acti.

248. Weßhalb entwickelt sich bei allen Völkern die Poesie früher, als die Prosa?

249. Welchen Einfluß hat die Schaubühne auf die sittliche und geistige Bildung?

250. Wodurch kann eine hohe Bildungsstufe eines Volkes seinen Charakter und seine politische Selbständigkeit gefährden?

(Ueber Geographie und Naturwissenschaft – meistens für Secunda geeignet.)

251. Beweise für die Kugelgestalt der Erde.

252. Durch welche Ursachen entstehen die Veränderungen der Erdoberfläche?

253. Gesammtüberblick über die Wüsten und Steppen der Erde.

254. Wovon hängt die mittlere Temperatur einer Gegend ab?

255. Wovon hängt die Trockenheit des Klimas einer Gegend ab?

256. Woher erklärt es sich, daß Amerika ein kälteres Klima hat, als die alte Welt unter gleichen Breitegraden?

257. Welche Umstände wirken wärmeerregend auf Afrika?

258. Welche Umstände wirken kälteerzeugend für Asien?

259. Ueber die Flüsse (Allgemeineres über den Grad ihrer Entwickelung, Bett, Stromrinne, Wechsel derselben, Ober-, Mittel- und Unterlauf, Delta u. s. w.).

260. Ursachen der Ueberlegenheit Europa's über die andern Erdtheile.

261. Hauptquellen des Wohlstandes der preußischen Rheinprovinz.

262. Bedeutung einer großen (auszuwählenden) Handelsstadt (Lage, Reichthum, Weltverkehr u. s. w.).

263. Wodurch wirken Gebirge auf das Klima eines Landes ein?

264. Nutzen und Schaden der Flüsse.

265. Nutzen der Winde (im Haushalt der Natur und für den Menschen insbesondere).

266. Segen des Feuers.

267. Ueber die Culturpflanzen.

268. Die edlen Metalle im Dienste des Menschen.

269. Werth des Eisens.

270. Nutzen der Wälder (gegen die Ausrottung der Wälder).

271. Einfluß des Klimas auf die Thierwelt.

272. Der Mensch im Kampfe mit der Natur.

(Literaturgeschichte, Aesthetik, Erläuterung und Kritik).

273. Verdienste Karl's des Großen um die Sprache und Bildung der Deutschen.

274. Welche Umstände vereinigten sich von der

Mitte des 12. Jahrhunderts an zur raschern Entwickelung der Blüthe unsrer Nationalliteratur?

275. Wodurch erklärt sich das rasche Sinken der deutschen Poesie vom Anfange des 14. Jahrhunderts an?

276. Friedrich's des Großen Bedeutung für unsere Nationalliteratur.

277. Welche Eigenschaften muß eine Literatur haben, um wahrhaft national zu sein? und ist dies die deutsche?

278. Ist die lyrische, oder die epische Poesie für die ältere zu halten?

279. Vorzüge der griechischen Mythologie für den poetischen Gebrauch.

280. Gebiert der Genius seine Zeit, oder diese ihn?

281. Welche Umstände begünstigten Goethe als Lyriker?

282. Welche Umstände erschweren uns Deutschen die Erwerbung der Redefertigkeit?

283. Ein wahrer Dichter muß in seiner Sprache schreiben (Herder zur schönen Literatur und Kunst I, 210 ff.).

284. Ist die Einführung des schwarzen Ritters in Schiller's Jungfrau von Orleans zu tadeln?

285. Was bezweckte Schiller mit den Montgomery-Scenen in der Jungfrau von Orleans?

286. Welche Kunstmittel hat Goethe bei der Charakteristik Dorotheens und bei der Schilderung ihrer äußern Gestalt angewandt?

287. Welche Grundsätze hat Schiller bei dem Bau des fünffüßigen Jambus in der Jungfrau von Orleans befolgt (Ist der Vers rein jambisch? mit andern Versarten untermischt? Wie ist die Cäsur behandelt? u. s. w.)?

288. „Der Zürchersee" von Klopstock (I, 45) metrisch, sprachlich, sachlich, in Beziehung auf Composition und innern Zusammenhang erläutert.

289. Erläuterung des Gedichtes „Teone" von Klopstock (I, 49).

290. Erläuterung des Gedichtes „Die Schwestern des Schicksals" von Herder (I, 92).

291. „An Klopstock" von Voß (I, 123) erläutert.

292. „Darstellung" von Voß (I, 123) erläutert.

293. „Mahomet's Gesang" von Goethe (I, 132) erläutert.

294. Erläuterung von Goethe's „Seefahrt" (I, 135).

295. Goethe's „Vermächtniß altpersischen Glaubens" (I, 156) im Einzelnen erläutert.

296. Deutung von Schiller's „Mädchen aus der Fremde" (I, 192).

297. Schiller's „Pompeji und Herculanum" I, 194) im Einzelnen erläutert.

298. Die Votivtafeln 1 — 7 auf S. 196 im I. Theil periphrastisch erläutert.

299. Schiller's „Lied von der Glocke„(I, 207) seinem innern Bau nach betrachtet.

300. Erläuterung von Schiller's „Kassandra" (I, 201).

(Vermischte Themata.)

301. Ueber die Privatlectüre.

302. Wie muß man vorbereitet sein, um von Reisen Gewinn zu ziehen?

303. Der Segen guter Gewöhnung.

304. Ueber zweckmäßige Benutzung der Zeit.

305. Gesellschaft oder Einsamkeit?

306. Welche Erholungen geziemen dem Jünglinge?

307. Für und wider das Zeitungslesen.

308. Entbehrung, die Schule großer Männer.

309. Nachtheile der Vielleserei.

310. Folgen der Spielsucht.

311. Zu seinem Heile ist der Mensch ein Kind der Sorge.

312. Die Vergnügungssucht und ihre Folgen.

313. Viribus unitis (über die Macht, welche Bündnisse, Associationen u. s. w. geben).

314. Segen und Unsegen der menschlichen Zunge (vgl. oben S. 78 die Gedichte von Reinmar von Zweter und S. 80 vom Meißner).

315. Was ist von Horazens Wort zu halten: Quid sit futurum cras, fuge quaerere?

316. Ueber Sokrates Wort, daß die besten Köpfe der Zucht am meisten bedürfen.

317. Einleitung zu Sallust's Catilinarischer Verschwörung in freier Nachbildung.

318. Das Landleben von seinen Schattenseiten.

319. Lichtseiten des Landlebens.

320. Mit welchem Rechte können wir sagen, daß das Meer die Länder nicht trenne, sondern verbinde?

321. Der Neid, des Ruhms Gefährte.

322. Werth einer aufrichtigen Selbstprüfung am Ende jedes Tages.

323. Noth entwickelt Kraft.

324. Der Mensch ein Erzeugniß von Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und Ewigkeit.

325. Vortheile, die ein gutes Gedächtniß gewährt.

326. Was ist von der aurea mediocritas des Horaz zu halten?

327. Ueber die Ansicht der Alten von dem Neide der Götter.

328. Gesundheit ist ein großes Gut.

329. Segnungen des Friedens.

330. In welchen Fällen ist der Krieg zu rechtfertigen?

331. Macht des Gesanges.

332. Ueber die Heimathsliebe der Gebirgsbewohner.

333. Warum sind Kenntnisse höher zu schätzen, als Reichthum?

334. Ueber die Vorliebe der Deutschen für das Ausländische.

335. Oeffentlicher oder häuslicher Unterricht?

336. Geringes die Wiege des Großen.

337. Ueber Solon's Wort: Neminem ante mortem esse beatum.

338. Werth eines geschäftigen Lebens.

339. Was trägt sich leichter: dauerndes Glück oder dauerndes Unglück?

340. Wer nicht vorwärts geht, geht zurück.
341. Nil sine magno vita labore dedit mortalibus (Hor. Sat. I, 9, 59).
342. Welcher Unterrichtszweig zieht dich besonders an? und warum?
343. Vorzüge des Berufs, dem sich der Schüler zu widmen gedenkt.
344. Ueber den Nationalhaß.
345. Gefahren und Vortheile des Reichthums.
346. Wie muß man lesen, um mit Nutzen zu lesen?
347. Welche Vorzüge hat der Genuß der schönen Natur vor andern?
348. Lob der Gebirgsreisen.
349. Ueber den Werth der Vortragskunst.
350. Welche Mittel stehen uns nach Vollendung der Schulzeit für unsre geistige Fortbildung zu Gebote?
351. Wodurch trägt ein Fluß zur Verschönerung einer Landschaft bei?
352. Mängel und Vorzüge unsrer Muttersprache im Vergleich mit den Sprachen der beiden andern Hauptculturvölker (Engländer und Franzosen).
353. Warum wäre es nicht gut, wenn man sein Lebensschicksal vorauswüßte? [maxime.
354. Virtus in adversa fortuna enitet
355. Werth einer guten Handschrift.
356. Vortheile und Nachtheile des Lebens in einer großen Stadt.
357. Inwiefern ist Bekanntschaft mit den Alten ohne Kenntniß der altclassischen Sprachen möglich?
358. Segen der christlichen Religion (nach Stolberg II, 119 ausgeführt und erweitert).

V. Parallelen, Vergleichungen und Entgegenstellungen.

359. Der Neugierige und der Wißbegierige.
360. Der Gesprächige und der Schwätzer.
361. Der Bedächtige und der Unentschlossene.
362. Der Fromme und der Frömmler.
363. Der Kluge und der Weise.
364. Eigensinn und Charakterfestigkeit.
365. Sparsamkeit und Geiz.
366. Der Muthige und der Verwegene.
367. Patriot und Kosmopolit.
368. Der Redner und der Dichter.
369. Lykurg und Numa.
370. Alexander der Große und Karl XII.
371. Demosthenes und Cicero.
372. Augustus und Ludwig XIV.
373. Alexander der Große und Pyrrhus.
374. Decius Mus und Arnold von Winkelried.
375. Aristides und Pelopidas.
376. Epaminondas und Gustav Adolph.
377. Cäsar und Napoleon I.
378. Marius und Sulla.
379. Karl der Große und Peter der Große.
380. Karl der Große und Alfred der Große.
381. Chlodwig und Constantin.
382. Karthago und Korinth
383. Karthago und Venedig
384. Die Athenienser und die Spartaner.
385. Die frühern Römer und die spätern.
386. Die Germanen und die Gallier.
387. Der peloponnesische Krieg und der erste punische.
388. Der Sclavenkrieg in Sicilien und der Bauernkrieg in Deutschland.
389. Die griechische Heroenzeit und das frühere Mittelalter.
390. Die römischen Gladiatorenspiele und die mittelalterlichen Turniere.
391. Die Auspicien der Römer und die Gottesurtheile des Mittelalters.
392. Die öffentlichen Spiele der Römer und die der Griechen.
393. Die Solonische und die Lykurgische Gesetzgebung.
394. Die Verfassung des Servius Tullius und die Solonische.
395. Die antike und die christliche Kunst.
396. Die Dichter der Vorzeit und die der Gegenwart.
397. Wien und Hamburg, als Brennpunkte süd- und norddeutschen Lebens.
398. Rhein und Donau.
399. Südasien und Südeuropa in topischer Beziehung.
400. Das Meer und die Wüste (Aehnlichkeitspunkte).
401. Ebenen und Gebirge (nach den Vortheilen, die sie bieten).
402. Der Deutsche und der Franzose.
403. Der Norddeutsche und der Süddeutsche.
404. Der Franzose und der Engländer.
405. Homer und Klopstock als Epiker.
406. Bürger und Schiller als Balladendichter.
407. Geßner und Voß als Idyllendichter.
408. Lichtwer und Pfeffel als Fabeldichter.
409. Goethe's und Schiller's Kinder- und Jünglingsjahre.
410. Das Volksepos und das Kunstepos im Mittelalter.
411. Die Minnesänger und die Meistersänger.
412. Die alte Tragödie und unsre Oper.
413. Achill und Hektor.
414. Achill und Siegfried (Nibelungen).
415. Siegfried und Hagen.
416. Achill und Aeneas.
417. Der Herzog von Alba in Goethe's Egmont und in Schiller's Don Carlos.
418. Iphigenie bei Euripides und bei Goethe
419. Die Jungfrau von Orleans und Agnes Sorel.
420. Talbot und Lionel.
421. Egmont und Oranien (in Goethe's Egmont).
422. Tasso und Antonio.
423. Der Apotheker und der Prediger in G.'s Hermann und Dorothea.
424. Hermann und sein Vater (ebendaselbst).
425. Der Major von Tellheim und der Ebe-

valier Riccaut de la Marlinière (in Lessing's Minna).

426. Tell und Parricida in Beziehung auf ihre anscheinend gleiche That.

427. „Erlkönigs Tochter" von Herder (I, 100) und Goethe's „Erlkönig" (I, 136).

428. „Arion" von Schlegel (I, 253), Tieck (I, 268) und Novalis (II, 203).

429. Die Frühlingslieder von Tieck (I, 268), Arnim (273), Hoffmann (332), Lenau (352) und Wackernagel (361) miteinander verglichen.

430. Schiller's „Graf von Habsburg" (I, 202) verglichen mit den Quellen (s. oben S. 16).

431. Rückert's „Leben und Tod" (I, 292) vergl. mit der Stelle aus „Barlaam und Josaphat" oben S. 52.

432. „Adler und Taube" von Goethe (I, 134), „Lebensmelodien" von Schlegel (260), „Adler und Lerche" von Rückert (291) und „Schwan oder Adler" von Schnezler (362) miteinander verglichen.

433. Schlegel's „Arion," Schiller's „Kraniche des Ibykus" und „des Sängers Fluch von Uhland".

434. Der Sturm in Homer's Od. V, 291 und Virgil's Aen. I, 81.

435. Hektor's Abschied bei Homer (Il. VI, 395) und bei Schiller (I, 187).

436. Die Beschreibungen der Ungethüme bei Virgil (Laokoon's Tod), Racine (Phädra, Act V, Hippolyt's Tod) und Schiller (Kampf mit dem Drachen).

437. Das menschliche Leben und der Jahreslauf.

438. Mensch und Baum.

439. Der Frühling der Natur und der Frühling des Menschengeschlechts.

440. Strom und Sumpf — Fleiß und Trägheit.

441. Wiege und Sarg.

442. Pflugschaar und Schwert.

443. Der Herbst und das höhere Mannesalter.

444. Stürme und Leidenschaften.

445. Eroberer und Ströme.

446. Der Mensch ein Wanderer.

447. Die Welt ein Jahrmarkt.

448. Die Welt ein Schachspiel.

449. Die Welt eine Eisbahn (vgl. I, 146).

450. Die Welt eine Rennbahn.

451. Das Leben eine Seefahrt.

452. Das Menschenleben ein Strom.

453. Die Menschenseele eine Verbannte.

454. Die Menschenseele eine Gefangene.

455. Die Dichtkunst ein gabenspendendes Mädchen aus der Fremde.

456. Die Natur ein Buch.

457. Himmel und Erde zwei belehrende Bücher (vgl. oben S. 6 Von zwein buochen).

458. Der Edle ein Weinstock.

VI. Gespräche.

459. Blind oder taub sein? Was ist schlimmer?

460. Stadt- oder Landleben? Welches ist vorzuziehen?

461. Krieg oder Frieden?

462. Ueber den Spruch: ubi bene, ibi patria.

463. Ueber die Eisenbahnen (für und wider).

464. Ueber Lykurg's Verfassung.

465. Schwert und Feder.

466. Gebirgs- und Flachland.

467. Musik und Malerei.

468. Dichtkunst und Malerei.

469. Ueber das Schießpulver (auf Anlaß eines dadurch angerichteten Unglücks).

470. Ueber das Zeitungslesen.

471. Die Stürme (auf Anlaß von angerichteten Verheerungen).

472. Athener und Spartaner.

473. Altclassische und moderne Literatur.

474. Ist unsre Zeit eine unpoetische?

VII. Reden.

475. Rede des Themistokles vor der Schlacht bei Salamis.

476. Hannibal an sein Heer vor dem Uebergange über die Alpen (Liv. XXI, 35).

477. Arminius an seine Waffenbrüder vor der Schlacht im Teutoburger Walde.

478. Anrede Karl Martell's an sein Heer 732.

479. Zum Andenken eines um die Schule (die Stadt, die Provinz) verdienten Mannes.

480. Gedächtnißrede auf Herder (25. August).

481. Gedächtnißrede auf Goethe (28. August).

482. Zum Andenken Schiller's.

483. Lob der Naturwissenschaften.

484. Lob unsrer Nationalliteratur.

485. Ueber Guttenberg und seine Verdienste.

486. Lobrede auf Friedrich den Großen.

487. Lobrede auf den großen Kurfürsten.

488. Lobrede auf Blücher.

489. Lobrede auf Scharnhorst.

490. Preußens Lob.

491. Lobrede auf die Provinz, der die Anstalt angehört.

492. Warum kann der Deutsche stolz auf sein Vaterland sein?

493. Die fliehende Zeit.

494. Auch das Leben ist eine Schule.

495. Wohl Denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen!

496. Ist es wahr, daß nur das Leben zum Leben bildet?

497. Erinnerung und Hoffnung, zwei Hauptquellen menschlicher Freudigkeit.

498. Wie bezeugen wir der Anstalt, in der wir unsre Bildung empfingen, am besten unsre Dankbarkeit?